

Zu diesem Heft

Der Tradition folgend, wird der Schwerpunkt des vierten Jahreshftes der Badischen Heimat durch Aufsätze zur Bildenden Kunst und Literatur gebildet. Der landesgeschichtliche Akzent dieses Hftes liegt bei Aufsätzen zu den 400-Jahr-Feiern des „Gymnasium illustre“ in Durlach und Karlsruhe (Verlegung des sog. „Athenäums“ von Durlach nach Karlsruhe 1721, endgültige Verlegung nach Karlsruhe 1724). Das „Gymnasium illustre“ war gegründet worden als Fürstenschule, „das heißt als die Schule der Markgrafschaft, ohne deren Besuch kein Landeskind auf Anstellung bei Staat oder Kirche hoffen konnte“ (K. Oesterle); war, bis der badische Staat die Universitäten Heidelberg und Freiburg übernahm, eine Art „Ersatzuniversität“ mit einer akademisch gegliederten Oberstufe der „Exemten“. Johann Peter Hebel war zudem in den Jahren 1808–1814 Direktor der inzwischen nach französischer Manier in „Lyceum“ umbenannten Anstalt. Eine Erinnerung an die Freiburger Jahre des Humanisten Erasmus von Rotterdam zum

450. Gedenktag seines Todes schien in diesem Zusammenhang passend und angebracht.

Für die Hfte im Jahre 1987 sind folgende Schwerpunkte geplant: Heft 1/87: Hansjakob, Heft 2/87: Alte ausgestorbene Handwerksberufe und Entwicklung und Tendenzen von Heimatgeschichte und Heimatkunde, Heft 3/87 Franken. Die Themen „Dorf- und Stadtsanierung“ und „Museen unserer Heimat“ sollen in den Hften fortgesetzt werden.

Eine vordringliche Aufgabe für die Hfte der „Badischen Heimat“ in den nächsten Jahren wird es sein, regionale Ereignisse, Aktivitäten und Ausstellungen, soweit sie Indikatoren für wichtige heimatgeschichtliche und heimatkundliche Entwicklungen sind, wenigstens ihren chronistischen Niederschlag in den Hften finden zu lassen.

Heinrich Hauß
Schriftleiter

Zerbissen dem Alten,
Zerbissen dem Neuen,
Zwisch uns zu freuen
Gönnt uns das Glück.
Und das Vergangene
Heißt mit Vertrauen
Vorwärts zu schauen,
Schauen zurück.

Zwischen dem Alten,
Zwischen dem Neuen,
Hier uns zu freuen
Gönnt uns das Glück.
Und das Vergangene
Heißt mit Vertrauen
Vorwärts zu schauen,
Schauen zurück.
Goethe

*Ein gutes
glückliches Jahr
1987
wünscht
allen Mitgliedern
und Freunden*

*Ihr Vorstand und Beirat
des
Landesvereins
Badische Heimat*

Heimattage Baden-Württemberg 1986

Kultusminister Mayer-Vorfelder:

„Heimatliebe und Weltoffenheit sind keine Gegensätze“

Pressemitteilung vom 11. September 1986

„Heimatliebe und Weltoffenheit sind keine Gegensätze“, betonte Kultusminister Gerhard Mayer-Vorfelder bei der Eröffnung der Heimattage Baden-Württemberg 1986 in Buchen. „Nur wer weiß, woher er kommt, weiß auch, wohin er geht“, gab der Minister zu bedenken. Für die Menschen sei es immer eine besondere Hilfe gewesen, wenn sie ihre engere Heimat kannten und sich mit ihr verbunden fühlten. Aus dieser Kenntnis und Verbundenheit heraus könnten sie die Vielfalt der Welt und ihre Möglichkeiten erfahren.

Gerade in unserer hochtechnisierten Industriegesellschaft sei in den vergangenen Jahren das Bedürfnis der Menschen gewachsen, sich mit ihrer Heimat, ihren geschichtlichen und kulturellen Traditionen zu befassen. In dieser Hinwendung zum heimatlichen Raum komme eine breite Grundhaltung unserer Bevölkerung zum Ausdruck.

Daß diese Hinwendung „keine Modeerscheinung“ ist, machte der Minister am Beispiel der Denkmalspflege deutlich, die noch vor einigen Jahren ein Schattendasein mit spärlicher finanzieller Ausstattung geführt habe. Heute seien Stadtentwicklung und Denkmalspflege Schwerpunkte der Landespolitik. Mayer-Vorfelder: „Wer mit offenen Augen durch das Land fährt und Dörfer und Städte anschaut, sieht, was hier geleistet wurde.“ So seien die Stadtkerne — wie beispielsweise auch in Buchen — fast durchweg liebevoll und kostspielig restauriert worden. In vielen Gemeinden und Kreisen gebe es Aktivitäten zur Schaffung oder Erhaltung volkskundlicher Museen.

Seit der Revision der Lehrpläne sei „Heimat“ auch an den öffentlichen Schulen des Landes verstärkt in den Lehrplänen verankert. Aus der „Sachkunde“ in der Grundschule sei der „Heimat- und Sachunterricht“ geworden. Landeskunde und Landesgeschichte sei eines der 12 fächerübergreifenden Themen. Dabei gehe es nicht darum, Nostalgie als Unterrichtsprinzip einzuführen. Es wäre weder richtig noch möglich, den Schülern Heimat nur als vorindustrielle Welt darzustellen. Die „gute alte Zeit“ sei auch keineswegs so rosig gewesen, sondern härter und entbehrungsreicher, als sich das manche vorstellen, die dieser vorindustriellen Zeit nachträumen. Es gehe darum, die Schüler mit Geschichte und Kultur ihrer näheren Umgebung vertraut zu machen.

Abschließend erklärte Minister Mayer-Vorfelder: „Der Mensch sucht und braucht heimatliche Geborgenheit. Seine ‚Heimat‘ hat aber nicht nur das Kind im ländlichen Raum, sondern auch das Kind im Ballungsraum der Großstadt.“ Es gehe darum, daß der junge Mensch mit sich selbst und seiner Umwelt vertraut werde. Aus dieser Vertrautheit wachse ihm die Sicherheit zu, die es ihm ermögliche, sich offen auch anderen Räumen und anderen Menschen zuzuwenden.

Kultur und Unterricht Heft 20 vom 1. Oktober 1986

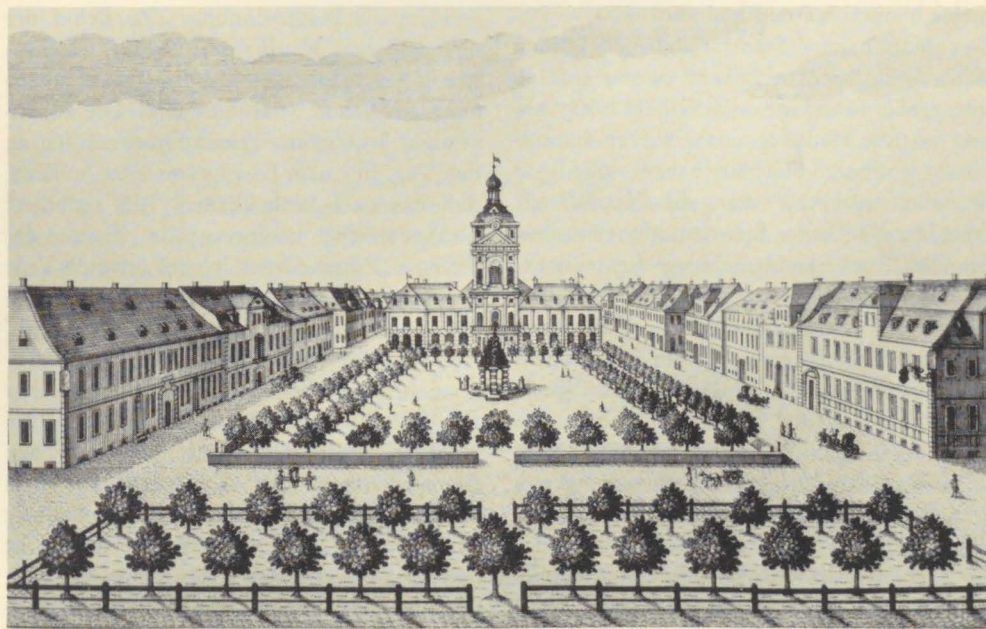
I. Das aktuelle Thema

Das Alte Kaufhaus in Mannheim und eine Bürgerinitiative

Volker Keller

Das Alte Kaufhaus gehört in die Reihe der fünf Monumentalbauten des 18. Jahrhunderts in Mannheim. Neben Schloß, Jesuitenkirche, Zeughaus und dem Alten Rathaus mit der Marktplatzkirche repräsentierte es die kurfürstliche Vergangenheit der Stadt, war aber noch mehr als jene ein Symbol des bürgerlichen Mannheims. In keinem anderen Gebäude eignete sich so viel Stadtgeschichte, kein Bauwerk war für ein städtisches Wahrzeichen mehr

geschaffen wie das Kaufhaus. Umso schmerzlicher traf die Mannheimer die Zerstörung des prächtigen Gebäudes im Zweiten Weltkrieg und der Abriss der Ruine im Jahr 1965. Seit Kriegsende wurden unzählige sachliche und auch emotionsgeladene Debatten über den Wiederaufbau geführt, die 1986 in einem Bürgerbegehren und einem Bürgerentscheid für die getreue Wiederherstellung der Kaufhausfassaden ihren Höhepunkt erreichten.



Paradeplatz und Kaufhaus 1782. Gezeichnet von J. F. van der Schlichten, gestochen von den Gebrüdern Klauber

Die Baugeschichte

Im Jahr 1720 verlegte der pfälzische Kurfürst Karl Philipp seine Residenz von Heidelberg nach Mannheim. Dies gab Anlaß zum Nachdenken, wie man aus dem noch recht unentwickelten Mannheim eine blühende Hauptstadt, ein Verkehrs- und Handelszentrum machen könne. Die geografische Lage der Stadt bot die besten Voraussetzungen dafür. Der Kurfürst und seine Berater dachten an eine Mannheimer Handelsmesse größeren Stils, etwa nach Frankfurter, Leipziger oder Nürnberger Vorbildern. Verschiedene Gutachter sollten nun Vorschläge machen. Neben der Gewährung von Handelsfreiheiten wurden darin u. a. auch eine „Niederlage für die schweren und groben Kaufmannsgüter“, d. h. ein Lagerhaus als Voraussetzung für eine Messe genannt.

Die entscheidende kurfürstliche Verfügung erschien am 24. 3. 1724. Der Stadtrat wurde darin aufgefordert, ein Kauf- und Lagerhaus errichten zu lassen; nach Möglichkeit solle das Gebäude schon für die nächste Herbstmesse benutzt werden können!

Der Mannheimer Stadtrat indessen konnte oder wollte nicht einsehen, „wozu eine so gar große Maschine und Gebäu nötig sei, und was die Stadt für einen Nutzen aus solchem kostbaren Gebäu haben solle.“ In Wahrheit fürchtete man die Konkurrenz fremder Kaufleute für den einheimischen Handel. Auch die damals wie heute angespannte Finanzlage der Stadt war ein Grund für die widerstrebende und hinschleppende Haltung des Stadtrats, die nun zu jahrelangen Verzögerungen und Querelen führen sollte.

Ganz entziehen konnte man sich dem fürstlichen Willen jedoch nicht. Man setzte sich wegen eines Bauplatzes bald mit dem Ingenieur-Oberst Fremelle in Verbindung, der die Festungsbauten und den Ausbau der ehemaligen Zitadelle Friedrichsburg leitete. Noch 1720 sah es auf deren ehemaligen Gelände (heutige Oberstadt südlich der Plan-

ken) wüst und leer aus. Der Platz des geschleiften Zitadellentors war als „neuer Markt“, dann als „Place d'armes“, als Paradeplatz freigehalten worden. Fremelle schlug als zentralen Bauplatz für das Kaufhaus das dort angrenzende „Quadrat M“ (heute N1) vor. Im August 1724 wurde der Bauplatz aufgeteilt und dabei das gegen den Paradeplatz gelegene Drittel für das eigentliche Kaufhaus bestimmt. Der übrige Teil wurde unentgeltlich an Privatleute abgegeben, jedoch mit der Auflage, nach einem einheitlichen Fassadenmodell zu bauen. „Egalität“ der Häuser war für den Festungstechniker Fremelle der oberste Grundsatz im Städtebau. Es ist daher anzunehmen, daß er beim Entwurf des ersten Modells entscheidenden Einfluß hatte.

Die Fundamentierung begann 1724. Der ungeduldig wartende Kurfürst Karl Philipp äußerte bald sein Mißfallen darüber, daß für die „Hebung des commercii“ so wenig geschehe. 1725 wurde daher, unter Beihilfe von Soldaten, etwas eifriger am Erdaushub für die Fundamentierung gearbeitet. Doch die Bautätigkeit erlahmte rasch, bereits 1727 meldete die Stadtrechnung: „Zu Behuf des neuangelegten Kaufhauses: Nichts“. Ebenso wenig geschah in den nun folgenden Jahren am öffentlichen Kaufhausdrittel. Die Privatbesitzer legten anscheinend mehr Eifer an den Tag. In einem Bericht von 1728 heißt es, daß das nach einheitlichem Riß errichtete Gebäude eine hervorragende Zierde der Stadt sei. Zumindest einige der privaten Teile des Kaufhauses mußten also schon fertig gewesen sein.

Die Stadt übte sich weiterhin im Hinauszögern der Bauarbeiten. Schließlich, im Jahre 1733, wurden auf kurfürstlichen Befehl hin Teile des städtischen Etats dem staatlichen Rentamt übertragen. Die Erbauung des Kaufhauses ging in staatliche Hände über; damit begann die zweite Bauperiode. Von nun an zeichnete das Rentamt als Bauherr, allerdings mit Mitteln, die der Stadt entzogen wurden. Der Name der neuen Amtsstelle „Rente“ ging auf das Haus über. In Mann-



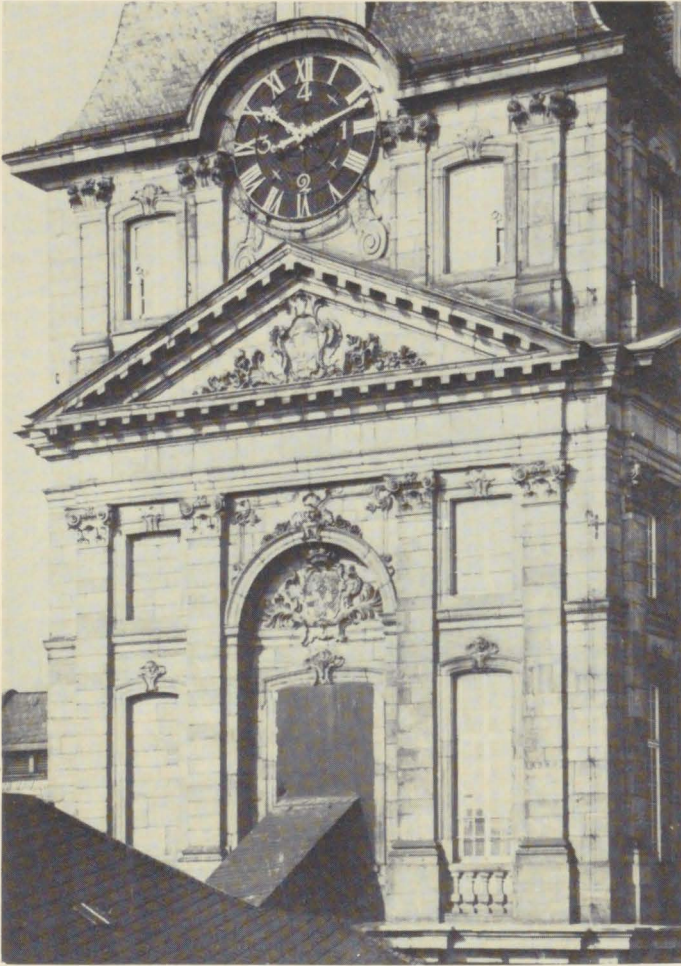
Paradeplatz und Kaufhaus um 1930

Foto: Reiß-Museum Mannheim

heim sprach man vom Rentenbau, von der Rente, vom Rententurm. Auch der nicht ganz zutreffende französische Ausdruck „La douane“ entstand.

Der Bau des Kaufhauses wurde nun energisch wieder aufgenommen. Das als „offene Börse“ bezeichnete Erdgeschoß wurde als große Gewölbehalle errichtet. Das Rentamt bestimmte, daß die Arkaden „gegen den Paradeplatz in Brusthöhe mit gehauenen Steinen und oben darauf mit sauberen eisernen Staketen, zu beiden Seiten aber die Eingänge mit Türen von Grillage, das Portal mit einem sauberen Tor gezieret“ werden. Erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts wurde dieses Gitter ein Gewölbejoch zurückversetzt, um einen Durchgang für Passanten zu schaffen; einige Jahre später baute man die als Warenlager dienende Gewölbehalle zu einzelnen Mietläden um.

Im Sommer 1737 stürzte das Kellergewölbe ein. Die Hauptursache war wohl mangelhafte Fundamentierung im morastigen Untergrund, den ehemaligen Festungsgräben der Friedrichsburg. Der Turmbau mußte unterbrochen, die Fundamente verstärkt, der vorher nicht geplante Unterbau des Turmbalkons zur Stützung der Fassade eingefügt werden. Eine lateinische Inschrift im Turmportal erinnerte später an die schicksalhafte Baugeschichte dieses Gebäudeteils. Ihre deutsche Übersetzung lautet: „Auf Befehl Karl Philipps erhob ich mich aus dem Fundamente; zum Teil erst in die Höhe geführt, wurde ich zum Niederlegen gezwungen, da man glaubte, ich wanke. Als meine Stärke wiederhergestellt war, begann ich wiederum mein Haupt zu erheben, aber noch immer stand zweifelhaft meine Festigkeit; so stand ich ohne Dach und Hut dreimal drei Som-



Ostseite
des Kaufhausturms
Foto: Reiß-Museum Mannheim

mer lang hindurch in Angst, bis mein Haupt krönte Karl Theodor, er lebe!“

Als Architekt des Kaufhauses kann nicht eine einzige Person gelten, vielmehr ist das Gebäude aus den Entwürfen mehrerer Baumeister gewachsen. Der Fortifikationsbaumeister Fremelle und sein Ingenieur-Hauptmann Baumgratz hatten an der ursprünglichen Form der Pläne entscheidenden Einfluß. Im späteren Verlauf traten Alessandro Galli da Bibiena und Guillaume Hauberat auf, die

auch am Schloßbau tätigen Architekten. Die Entwürfe zum Turm und zur Hauptfassade waren sicher das Werk von Bibiena, ebenso wie der Sockel und die Einbindung der „Pyramide“ auf dem Paradeplatz in die Architektur des Kaufhauses. Der Bildhauerschmuck ist auf Paul Egell zurückzuführen, dessen Bekanntheit ebenfalls weit über die Kurpfalz hinausging. Es waren Künstler und Architekten, die zu den besten ihrer Zeit gehörten.



*Linker Eckrisalit
des Kaufhauses*

Foto: Reiß-Museum Mannheim

Keine ganz so glückliche Hand hatte man in der Wahl der Handwerker. Legendär geworden ist der Werkmeister Johannes Schick, der seit 1735 am Kaufhausbau beteiligt war.

Er bot die niedrigsten Preise für die zu vergebenden Maurerarbeiten an. Anscheinend hat er sich verkalkuliert, denn oft machte er Verluste. Dementsprechend sparsam mußte er arbeiten. Der Einsturz des Turms wurde u. a. seinem schlechten Mörtel und der über-eilten Arbeit angelastet. Schick, dessen Un-

ternehmen inzwischen bankrott war, durfte den Bau nicht fortsetzen. Ein schwarzes Kreuz an der Ostseite des Kaufhausturms, das an den Bauunfall erinnern sollte, wurde später von der Sage dahin gedeutet, daß Schick hinuntergestürzt sei, er, der den Bau bis zu dieser Stelle geleitet haben soll. Eine andere Version der Sage berichtet, daß Schick sich hinabgestürzt habe, nachdem er bemerkte, daß die östliche Längsseite im Erdgeschoß 24, die gleichlange Westseite dagegen nur 23 Arkaden erhalten hatte.

Im Herbst 1741 war das Kaufhaus bis auf den Turm fertiggestellt. Es konnten mehrere pfälzische Behörden einziehen. Im selben Jahr gingen die Befugnisse des Rentamts in die Hände einer von Hofkammerräten gebildeten Rentenkommission über; das Rentamt selbst wurde wegen ständiger Konflikte mit anderen Ämtern aufgelöst. Um weitere, absehbare Streitigkeiten unter seinen Behörden vorzubeugen, verteilte der Kurfürst höchstselbst die Zimmer des Hauptgeschosses an die pfälzische Hofkammer-Rentenkommission, an das Wechselgericht, an die Polizeikommission, an den Kommerzienrat. Der Turm sollte „zu Staats- und Schuldengefängnissen destiniert“ werden. Der prächtige große Saal (später Stadtratssaal) sollte zu öffentlichen Versteigerungen, Versammlungen der Handelsleute und Zünfte und für „zulässige Lustbarkeiten“ dienen. Auch eine Wechselstube und, wenige Jahre später, die kurpfälzische Regierung und das Oberappellationsgericht mit ihrem umfangreichen Beamtenapparat ließen sich im Kaufhaus nieder. Aus dem geplanten Handelszentrum war ein Amts- und Regierungsgebäude geworden. Das Erdgeschoß wurde als „Krämergalerie zur Plazierung der Krämer“ und als Warenlager gebraucht.

Die dritte Bauperiode begann 1745. Nachdem der neue, seit 1743 regierende Kurfürst Karl Theodor die Pläne genehmigt hatte, erfolgte im Lauf des Jahres 1746 die Vollendung des Turmdachs, der Bildhauerarbeiten und der Uhr. Auch die Initialen und das Wappen des neuen Kurfürsten wurden angebracht.

So war am Ende des Jahres 1746, nach 22jähriger Bauzeit, das Kaufhaus vollendet.

Die Baubeschreibung

Das alte Kaufhaus war eines der schönsten und markantesten Bauwerke Mannheims. Das ganze Quadrat N1 umfassend, wies besonders die Paradeplatzfassade eine reiche

Gliederung auf. Der Mittelurm zwischen zwei gleichen Flügelbauten bildete ein für Mannheim besonders charakteristisches Motiv. Den gleichen Aufbau zeigte bereits die reformierte Doppelkirche in R2 (1685) und das alte Rathaus mit Pfarrkirche am Marktplatz (Anfang 18. Jahrhundert). An der Rokoko-Fassade des Kaufhauses kam diese „Mannheimer Symmetrie“ am vollendetsten zum Ausdruck. Sie wirkte deshalb besonders harmonisch, weil die Seitenflügel mit ihren Mansardendächern sich an den Turm anlehnten und seine Masse so stärker hervortreten ließen. Nicht im konkurrierenden Nebeneinander der Bauteile wie beim alten Rathaus, „sondern kraftvoll und selbstbewußt, selbständig und doch innig den Flügelbauten angegliedert wächst der Kaufhausturm empor, ein mächtig behelmter Kopf auf breiten Schultern“ (Walter 1910). Obwohl die Seitenflügel dem Turm untergeordnet waren, betonten sie doch ihre Eigenständigkeit durch die Abwalmung zum Turm hin und durch die abschließenden Eckkrisalite. Diese, pavillonartig hervortretenden, dreiachsigen Eckbauten beeinträchtigten jedoch die Stellung des Turmes nicht, sondern leiteten über zu den dahinterliegenden Langfassaden. Andererseits setzten sie das Kaufhaus-Gebäude in eine innige Beziehung zum Paradeplatz, indem sie eine Umschließung, ein Umarmen des freien Platzes andeuteten.

Neben dem „Doppelkirchenmotiv“ führte ein weiteres Merkmal des Kaufhauses eine typisch Mannheimer Tradition fort: Als sogenanntes „Schwibbogenhaus“ besaß das Gebäude im Erdgeschoß alle vier Seiten durchziehende Bogengänge. Bereits im 17. Jahrhundert zeigten Modellzeichnungen für Gebäude in der Friedrichsburg diese Arkadenreihung; auch beim Schloßbau ab 1720 wurden Bogenstellungen im Erdgeschoß verwendet. Ursprünglich kam diese Bauform aus südlichen Gegenden, wo oft ganze Straßenzüge eine ununterbrochene Folge von Bogengängen aufweisen und den darin unterge-



Frauenkopf als Fensterschmuck an der Paradeplatzfassade

Foto: Stadtarchiv Mannheim

brachten Verkaufsgewölben Schutz vor Regen und Sonne bieten. Seit den Anfängen Mannheims gehörten solche „Schwibbogenhäuser“ zur örtlichen Bautradition; es zeugt von Einfühlungsvermögen, wenn Bruno Schmitz bei der Anlage des Friedrichsplatzes nach 1900 das typisch Mannheimer Arkadenmotiv wieder aufgenommen hat.

Beim Kaufhaus lief der Bogengang ohne Unterbrechung um das ganze Gebäude. Obwohl der Gesamteindruck einheitlich war, wichen die Bogen in ihrer Breite bis zu 1,20 m voneinander ab; auch die unsymmetrische Anordnung der Arkaden war eine Folge der Aufteilung des hinteren Kaufhausblocks in private Bauanteile.

Der neben den Arkaden und den Barockfenstern einzige Schmuck der Nebenfassaden bestand in den Heiligenfiguren St. Andreas in einer Nische der Südwestecke und St. Chrysostomos in der Südostecke. Diese Plastik von Paul Egell stammte ursprünglich vom Haus C 1,1 und wurde 1925 in der bis-

her leeren Figurennische des Kaufhauses aufgestellt.

Die vergleichsweise schlichten Nebenfassaden wurden von der Schauseite am Paradeplatz bei weitem übertroffen. Turm und Seitenflügel zeigten eine prächtige Inkrustationsarchitektur nach italienischem Vorbild. Die Obergeschoßfenster wurden von verschiedenartig gestalteten Faun- und Frauenmasken mit üppig ausladenden Rokoko-Schmuckformen bekrönt. Die steinernen Rundbogengauben der Eckrisalite und ihre zierlichen Gitterbalkone mit den phantastischen Konsolen sorgten für eine zusätzliche Belebung der schmuckreichen Fassade. Den Höhepunkt an Monumentalität und künstlerischer Ausgestaltung fand das Gebäude jedoch im Turm. Seine Schmuckformen zeigten die ganze Pracht des Rokoko: Arkaden, Halbsäulen, Pilaster mit ionischen und korinthischen Kapitellen, Fenster, Gesimse und Balustraden, Bogenfelder und Frontispize mit überschwänglichem Reliefschmuck,

schließlich das haubenförmige Turmdach mit offener Laterne und abschließendem Zwiebeldach. Dem Betrachter bot sich ein prächtiges, phantasievolles, freudiges Bild. Die Geschlossenheit des Baukörpers, die Qualität des plastischen Schmucks und seine Verschmelzung mit der Architektur, die Schönheit der Rokokofassade machten das Kaufhaus zu einem ungewöhnlich interessanten und harmonischen Bauwerk. Herausragende Bildhauer und Architekten der kurfürstlichen Epoche hatten es geschaffen; 200 Jahre beherrschte es den Mittelpunkt Mannheims, „zur Zierde der Stadt, zum Ruhme der Baumeister des 18. Jahrhunderts“ (Perrey 1910).

Das Kaufhaus in der Geschichte der Stadt

Das Kaufhaus war oft Schauplatz von Ereignissen, die Mannheim bis heute prägten. Der große Saal, der spätere Stadtratssaal, diente lange Jahre als „Komödienhaus“ und war somit der Vorläufer des traditionsreichen Mannheimer Theaters. 1849 verhängte in diesem Raum, der inzwischen Sitzungssaal des Badischen Hofgerichts war, das preußische Standgericht die Todesstrafe über die Führer des badischen Aufstandes, an die das Denkmal auf dem Hauptfriedhof noch heute erinnert.

In den Verkaufsmagazinen des Erdgeschosses war seit 1744 eine Niederlassung der Frankentaler Porzellanmanufaktur untergebracht. Als die Fabrik in den Wirren der französischen Revolutionskriege einging, brachte man den gesamten Warenvorrat von Frankental ins Mannheimer Kaufhaus zur Einlagerung. Da der Kunstgeschmack sich geändert hatte, wurden die heute unschätzbar wertvollen Stücke zu Schleuderpreisen verkauft. Trotzdem blieb ein großer Teil übrig. Dieser, 1804 auf 51 000 Gulden geschätzte Bestand wurde zum zehnten Teil seines Wertes vom badischen Hof übernommen und befindet sich heute z. T. in den Museen des Landes.

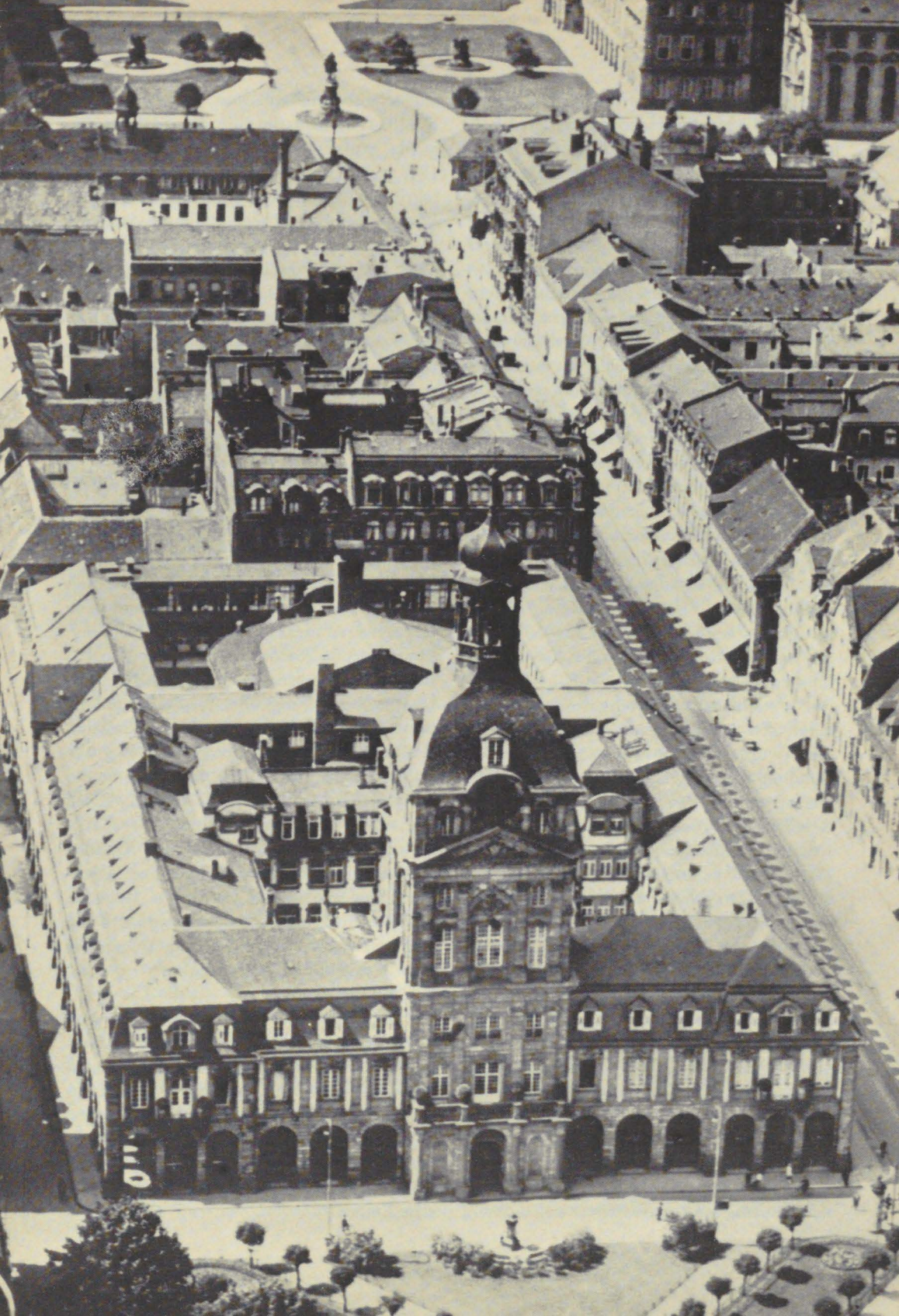
Fremden Reisenden galt das Kaufhaus als eine der Sehenswürdigkeiten Mannheims. So schwärmte der junge Hölderlin 1788, daß er „ungeheuer beeindruckt sei von diesem Kaufhaus“. „Eine halbe Viertelstunde“ sei er darum herum gelaufen. Die eigenartige Schönheit des Gebäudes hat wohl manchen Fremden zum Sehen und Bewundern veranlaßt.

Auch zahlreiche Dienstleistungsbetriebe waren im Kaufhaus ansässig, z. B. das Portechaisen-Lokal, wo die Sänftenträger auf ihre Aufträge warteten. Sowohl im Personen- als auch im Güterverkehr war das Kaufhaus und der im Innern gelegene Packhof der zentrale Umschlagplatz Mannheims, bis der aufkommende Hafenbetrieb und die Eisenbahn diese Aufgaben nach und nach übernahmen.

Bis weit ins 19. Jahrhundert hinein wurden unter den Arkaden alljährlich Messen und Jahrmärkte abgehalten. Der traditionsreiche Mannheimer Maimarkt fand lange Zeit in den Bogengängen des Kaufhauses statt und verdankt somit dem Gebäude einen Abschnitt seiner geschichtlichen Entwicklung. Mehrere technische Neuerungen des 18. Jahrhunderts, mit denen Mannheim seiner Zeit voraus war, berührten das Kaufhaus. In der Stadt lebte ein Meteorologe von europäischem Ruf: Johann Jakob Hemmer. Er hatte sich verdient gemacht durch die Einführung des Blitzableiters in der Pfalz. 1790 setzte er die Bewaffnung des Kaufhauses mit seinen „Wetterstangen“ durch.

In denselben Jahren lebte ein anderer Erfinder im oberen Turmsaal und den angrenzenden Mansardenzimmern. Es war Johann Andreas von Traiteur, der auf dem Gebiet der Wasserversorgung forschte und den Einbau von Wasserbehältern im Kaufhausturm beabsichtigte. Das technisch und auch finanziell ungenügend abgesicherte Projekt kam nie zur Ausführung, sonst wäre das Kaufhaus Mannheims erster Wasserturm geworden.

Auch ein Gefängnis war im Gebäude untergebracht. Das Giebelhaus an der Ostseite war schon früh in Staatsbesitz übergegangen



und beherbergte Polizei- und Haftlokale. Nachdem 1865 die Hauptwache, der „hoorige Ranze“ neben dem Rathaus in F1 abgebrochen wurde, kam es zu einer Erweiterung der entsprechenden Räume im Giebelhaus des Kaufhauses.

Das Gebäude überstand zahlreiche kriegerische und revolutionäre Ereignisse. 1795 boten seine Keller Schutz vor der österreichischen Bombardierung. Französische Truppen sangen unter seinen Arkaden Revolutionslieder. Die Rolle des großen Saals nach dem badischen Aufstand von 1848/49 wurde bereits erwähnt. Auch in der Novemberrevolution 1918 spielte das inzwischen zum neuen Rathaus umgebaute Kaufhaus u. a. als Versammlungsort des Arbeiter- und Soldatenrats eine Rolle. Diese turbulenten Wochen brachten dem Gebäude im Endeffekt etwas mehr Demokratie, aber auch leichte Glasschäden. Die letzte Umwälzung zu „Lebzeiten“ des Kaufhauses war bereits die Voraussetzung zu seiner Zerstörung. Am 6. 3. 1933 hiften die emporgekommenen Nazis die Hakenkreuzfahne auf dem neuen Rathaus. Proteste des amtierenden Oberbürgermeisters Hermann Heimerich nützten nichts mehr, vielmehr wurde er drei Tage später unter Anwendung brutaler Gewalt gezwungen, der Verbrennung der schwarz-rot-goldenen Reichsfahne vom Rathausbalkon zuzuschauen. Nachdem Dr. Heimerich in „Schutzhaft“ gekommen war, installierte sich der von den Nazis eingesetzte Fabrikant Karl Renninger im OB-Zimmer. Alle „Polstermöbel der Kutzerzeit“ wurden als „verabscheuungswürdige Symbole üppiger Bequemlichkeit demonstrativ entfernt“. Nach der nun einsetzenden Verhaftungs-, Denunziations-, Entlassungs- und Neu„ordnungs“welle wurde 1935 der Bürgerschußsaal in „Großer Ratssaal“, der Stadtratssaal in „Ratsherrensaal“ umbenannt. Wie

alle öffentlichen Gebäuden, wurde auch das Kaufhaus-Rathaus im Sinne der NS-Propaganda „ausgeschmückt“. Der Turm mußte 1938 eine Glocke aufnehmen mit der Inschrift „Ich künde des Führers große Tat: die Wehrfreiheit am Rhein“. Die propagandistisch geplante Glockenpremiere am 7. 3. 1938, dem 2. Jahrestag der Besetzung des entmilitarisierten Rheinlandes durch deutsche Truppen, geriet zum Mißerfolg. Der Glockenstuhl des Kaufhauses brach, und es mußte erst ein neuer Glockenstuhl eingebaut werden.

Der Umbau des Kaufhauses zum neuen Rathaus 1903—1910

Ab 1903 wurde das Kaufhaus zum neuen Rathaus der Stadt umgebaut; im März 1910 konnte es eingeweiht werden. Die Schönheit des Gebäudes, seine zentrale Lage und seine Größe waren ideal für eine solche Nutzung, es wurde zum „Stadthaus von edler Würde“. Eine der Prämissen des Umbaus war die pietätvolle Bewahrung und Wiederherstellung des Äußeren, jedoch eine völlige Veränderung des Inneren und der Höfe. Der große Bürgerschußsaal, der mit 469 qm der größte derartige Saal im Deutschen Reich war, nahm den größten Teil der früheren verwinkelten Höfe ein. Unter den Arkaden entstand ein Kranz von gutgehenden Ladengeschäften mit einem Café. Das Gebäude umfaßte einen umbauten Raum von 113 000 Kubikmeter; die Gesamtkosten betragen weniger als sechs Millionen Mark.

Alle neu entstandenen Einbauten waren vom Leiter des städtischen Hochbauamts Richard Perrey in einem soliden, barockisierenden Jugendstil entworfen, der sich der spätbarocken Rokoko-Fassade des Kaufhauses unterordnete. Äußere und innere Gebäudeteile ergänzten sich in ihrer unterschiedlichen Formensprache und bildeten so eine harmonische Einheit.

Seite 481:

Luftbild des Kaufhauses um 1930

Foto: Stadtplanungsamt Mannheim

Die Zerstörung und Wiederaufbauversuche 1943–1982

Im Zweiten Weltkrieg wurde das Rathaus-Kaufhaus durch Bombenangriffe so stark zerstört, daß es nicht mehr nutzbar war. Die Stadtverwaltung mußte sich notdürftig im Bürogebäude des Gaswerks in K7 einrichten. Das Kaufhaus erlitt insbesondere in der Nacht vom 5. auf den 6. September 1943 große Schäden, doch wäre ein Wiederaufbau möglich gewesen. Es standen noch der Turm ohne Dach, die Mauern des Erdgeschosses mit den Arkaden und Teile des Ober- und des Dachgeschosses.

Noch lange nach Kriegsende lag ein Wiederaufbau des historischen Gebäudes „in der Luft“. Die meisten Mannheimer wollten ihr altes Kaufhaus wiedererstehen sehen. Zahlreiche Entwürfe wurden angefertigt, die zumindest die Erhaltung der historischen Teile und ihre Integration in einem modernen Neubau garantiert hätten.

Am 2. 8. 1949 meldete ein MM-Artikel mit der Überschrift „Kaufhaus-Wiederaufbau begonnen“ den Beginn des 1. Bauabschnitts an der Breiten Straße. Die Reste der Arkaden wurden beseitigt; im linken Flügel blieben sie als rundbogige Schaufenster erhalten. Das Gebäude nahm nun die „Kaufhausläden“, ein Cafe und eine Gaststätte auf. Als „HADEFA“ (Haus der Fachgeschäfte) war dieses Kaufhaus-Provisorium bis 1958 wieder mit Leben erfüllt. Dann glaubte die Stadt, genügend Geld für eine endgültige Lösung des N1-Problems zu besitzen und schrieb 1961 einen Architekturwettbewerb für ein Rathaus aus. Die Erhaltung des Turms war den Architekten freigestellt. Unter den 44 Teilnehmern des Wettbewerbs ging der Leonberger Architekt Roland Ostertag als erster Sieger hervor. Sein Hochhausentwurf, der auch die Neugestaltung eines Rathausplatzes auf O1 vorsah, forderte die Beseitigung aller Kaufhausteile und der Pyramide auf dem Paradeplatz. Im Erläuterungsbericht hieß es: „Die Reste des Kauf-

hausturmes belasten die Projektierung eines Rathauses zu sehr und sollten deshalb abgetragen werden. Außerdem entsteht durch die Masse des Turms — in der Achse von O1 — ein räumlich unerfreuliches Bild.“ Der Stadtrat entschied sich für die Ausführung des Ostertag-Projekts. 1965 beseitigte man in dreimonatiger Arbeit alle Reste des historischen Gebäudes, der Turm wurde abgerissen. Vorher trug man die Skulpturen von Paul Egell und andere Architekturteile ab, die heute z.T. in Privatbesitz erhalten sind, z.T. noch im Besitz der Stadt, und fertigte detaillierte Bauaufnahmen an.

Die Fundamentierung des auf 35 Millionen veranschlagten Ostertag-Projektes begann. 1967 sah sich die Stadt aus Geldmangel gezwungen, die Baustelle „einzufrieren“. Aus N1 wurde der teuerste Parkplatz Mannheims: Fundamente und Kellergeschosse hatten 11,8 Millionen geschluckt. Hinzu kamen noch die Kosten für die Stilllegung der Baustelle, für eine Betondecke als Abschluß der unterschiedlich hohen Ebenen und für die Vermauerung der angefangenen Treppenhäuser. Die mit dem Bau beauftragten Firmen mußten entschädigt werden. Noch heute befindet sich N1 im Zustand von 1967.

1973 wollte die Stadt N1 verkaufen. Eine Immobilienfirma zeigte Interesse und legte ein Bbauungsmodell vor. Zahlreiche Proteste aus der Bürgerschaft verhinderten den Verkauf des Grundstücks. Unüberhörbar wünschten die Mannheimer nach wie vor ein Rathaus im Mittelpunkt der Stadt. Die große Resonanz in der Bevölkerung zeigte das Interesse der Bürger an ihrer Selbstverwaltung und bewirkte ein Umdenken bei Stadtrat und Verwaltung. 1978 brachte ein neuer Architekturwettbewerb 48 Modelle, darunter auch Entwürfe, die in ihrer Massenverteilung deutliche Anklänge an das Kaufhaus zeigten, ein Entwurf sah sogar einen originalgetreuen Kaufhausturm vor. Das Rathaus mit trichterförmiger Paradeplatzfassade des aus Prag stammenden Kölner Architekten Jan Matyas gewann den ersten Preis. Der Gemeinderat



Die Turmruine mit den provisorisch bergerichteten Kaufhausläden in den 50er Jahren

Foto: Reiß-Museum Mannheim

erteilte den Planungsauftrag. Doch auch dieser Bebauungsversuch scheiterte und blieb bereits im Entwurf stecken. Laut Mannheimer Morgen haben diese erfolglosen Planungen die Steuerzahler wiederum 15 bis 20 Millionen DM gekostet. N1 ist „der teuerste Parkplatz Mannheims“ geworden.

Die Bürgeraktion Altes Kaufhaus

Der lang angestaute Unmut vieler Mannheimer kanalisiert sich 1984 in der Gründung der Bürgerinitiative „Bürgeraktion Altes Kaufhaus“, Verein zur Pflege des historischen Stadtbildes von Mannheim e. V. Angeregt wurde diese Initiative von der Veranstaltungsreihe „Das Stadtgespräch“ von Kurpfalzradio und Mannheimer Morgen, in de-

ren Rahmen am 26. 2. 84 eine Diskussion „Chancen für das Alte Kaufhaus“ live im Radio übertragen wurde. Das Echo war überwältigend. Auf einen Aufruf des Verkehrsvereins reagierten über 800 Bürger und sagten ihre Hilfe zu. Der Landesverein Badische Heimat, die Gesellschaft der Freunde Mannheims und der ehemaligen Kurpfalz e. V. und der Mannheimer Verkehrsverein wurden zu Anlaufstellen und Organisatoren der Kaufhaus-Freunde, so daß bereits im Mai der neugegründete Verein eine erste große Informationsveranstaltung durchführen konnte. Hunderte von Bürgern, darunter auch der neugewählte Oberbürgermeister Gerhard Widder, traten dem Verein bei. Ein erster Erfolg stellte sich bald ein, indem der von der Stadt geplante Verkauf des Grundstücks N1 verhindert werden konnte. Dann, in seiner Etatrede vom Dezember 1984, versprach der OB allen Mannheimern: „... ich verspreche Ihnen und verspreche den Mannheimer Bürgern, daß ich mich mit allen Kräften darum bemühen werde, die Voraussetzungen dafür zu schaffen, daß auf dem Grundstück N1 das Alte Kaufhaus in seiner von Bomben zerstörten Gestalt wieder aufgebaut werden wird... Unsere Innenstadt braucht... einen unverwechselbaren, an die Traditionslinien der Geschichte anknüpfenden Mittelpunkt, der aus der vorherrschenden architektonischen Uniformität der Nachkriegszeit herausragt.“

Der Traum vom Wiederaufbau des Alten Kaufhauses in seiner historischen Form schien seiner Verwirklichung nahe gekommen zu sein. Das vom Land für die Jahre 1987 und folgende aufgelegte Stadtqualitätsprogramm, aus dem der Stadt Mannheim entsprechende Mittel zufließen werden, würde die Finanzierung ermöglichen. Auch die Fraktionen und Gruppierungen des Gemeinderats schienen in ihrer Mehrheit die Rekonstruktion zu wünschen. Ein Jahr verging. Dann, aufgrund eines vom Gemeinderat abgesetzten Raumprogramms, wurden im Frühjahr 1986 mehrere namhafte Archi-



Fotomontage des Alten Kaufhauses in der heutigen Umgebung des Paradeplatzes
 Fotomontage: Keller

tekten mit der Planung zu N1 betraut. Den Teilnehmern dieses beschränkten Wettbewerbs war es freigestellt, ob sie das Gebäude historisch oder modern entwerfen wollten. Die Raumnutzung war nur vage vorgegeben: Sitzungssäle des Gemeinderats, Repräsentations- und Dienstzimmer der Stadtverwaltung, eine Unterkunft für die Stadtbücherei etwa. Gewinner war der Entwurf von Professor Carlfried Mutschler mit einer modernen Fassade. Trotz aller Versprechungen war der OB plötzlich fest entschlossen, den Mutschler-Entwurf zu verwirklichen, der Gemeinderat zog mit. Es wurde nie ernsthaft geprüft, ob das geforderte Raumprogramm nicht auch in ein Gebäude in historischen Formen untergebracht werden kann.

Der Bürgeraktion blieb nichts anderes übrig, als ein Bürgerbegehren anzustreben, für das sie nach der Baden-Württembergischen Gemeindeordnung 24 000 Unterschriften wahlberechtigter Mannheimer Bürger benötigte. Am 5. August präsentierte sie das Rekordergebnis von über 42 000 gesammelten Unterschriften, was mit einer Art Volksfest mit Musikkapelle und Würstchenverkauf auf dem Paradeplatz gefeiert wurde. Man hoffte, daß der Gemeinderat nach diesem überwältigenden Ergebnis freiwillig einlenken und seine Meinung ändern werde, doch vergebens. Er ließ es auf einen Bürgerentscheid ankommen, der am 2. November stattfand und der Stadt nochmals eine halbe Million DM kostete, abgesehen von den Wahl-



Paradeplatz und N1 seit 1965

Foto: Keller

kampfkosten. Der Bürgeraktion wurde ein Wahlkampf aufgezwungen, der mit ungleichen Mitteln geführt wurde. Während hinter der Stadt die Steuergelder und ihre Tochtergesellschaft, die „Mannheimer Gesellschaft für Wohnungs- und Städtebau m.b.H.“ standen, mußte die Bürgeraktion mit Spendegeldern auskommen. Trotzdem produzierte sie in kurzer Zeit eine Dia-Tonschau, Werbeplakate, Autoaufkleber, Anstecknadeln, Postkarten vom Alten Kaufhaus, einen Modell-Bastelbogen und vieles mehr. Auf der einen Seite warben und informierten zahlreiche Mitglieder der Bürgeraktion für das Alte Kaufhaus, auf der anderen Seite führte die

Stadtverwaltung einen ungleich aufwendigeren Wahlkampf.

Dann kam der 2. November 1986. Die Bürger hatten abzustimmen: „Soll der Wiederaufbau der Gebäudefassaden von N 1 in historischer/historisierender Form mit Arkaden und Turm durchgeführt werden? Ja — Nein.“ Nach der Gemeindeordnung hätten 30% der wahlberechtigten Mannheimer mit Ja für den historischen Wiederaufbau stimmen müssen. Dieses Quorum wurde knapp verfehlt, Es waren nur 26,3%. Die Wahlbeteiligung lag bei 32,2%, ein für Bürgerentscheide in Großstädten sensationelles Ergebnis. Die Beteiligung bei anderen Bürgerent-

scheiden in Mannheim lag bisher immer nur bei etwa 24%. Das Interesse bei dieser Wahl war, so gesehen, ungewöhnlich groß. Am interessantesten war die Verteilung der Stimmen: 83% sprachen sich für die historischen Fassaden, nur 17% für den modernen Entwurf aus. Obwohl also die ganz große Mehrheit das Alte Kaufhaus will, ist das Bürgerbegehren juristisch gesehen gescheitert. Der Oberbürgermeister betonte bereits am Abend nach der Wahl, daß nun das andere Stadthaus gebaut würde. Der Gemeinderat kann nun grünes Licht für den Mutschler-Entwurf geben, obwohl nicht einmal ganze 6% der Mannheimer für die moderne Lösung sind, dafür aber über 26% für die Wiederherstellung der alten Kaufhausfassaden! Da die Befürworter des modernen Stadthauses ausdrücklich zur Wahlbeteiligung aufgefordert haben, sind die zahlreichen Enthaltungen nicht als Zustimmung für das Stadthaus zu sehen.

Hatte das Quorum für die Ja-Stimmen 25% betragen, wäre die Bürgerinitiative ein großer Erfolg gewesen.

Erhaltene Reste des Gebäudes

Von den Pilastern des Turms sind 10 große Sandstein-Kapitelle erhalten (Aufbewahrungsort 1986: Schloßmittelbau; Privathaus im Odenwald). Der Skulpturenschmuck des Turmgiebels wurde durch unsachgemäße Lagerung teilweise zerstört, dennoch sind auch hiervon noch für eine Rekonstruktion brauchbare Steine vorhanden (1986 Lagerhaus Friesenheimer Insel; Privatbesitz). Weiterhin sind erhalten: Teile der Turmuhr (Privatbesitz, kann beim Wiederaufbau verwendet werden), eine 1936 angefertigte Kopie der Eckfigur des Hl. Chrysostomos und eine Fenstermaske (Reiß-Museum). Das Wappen Karl Theodors vom Bogenfeld des Turms befindet sich in privater Hand im Odenwald. Nicht vergessen werden darf die Tatsache, daß auch der originale Bauplatz zur Verfügung steht.

Pläne und Ansichten

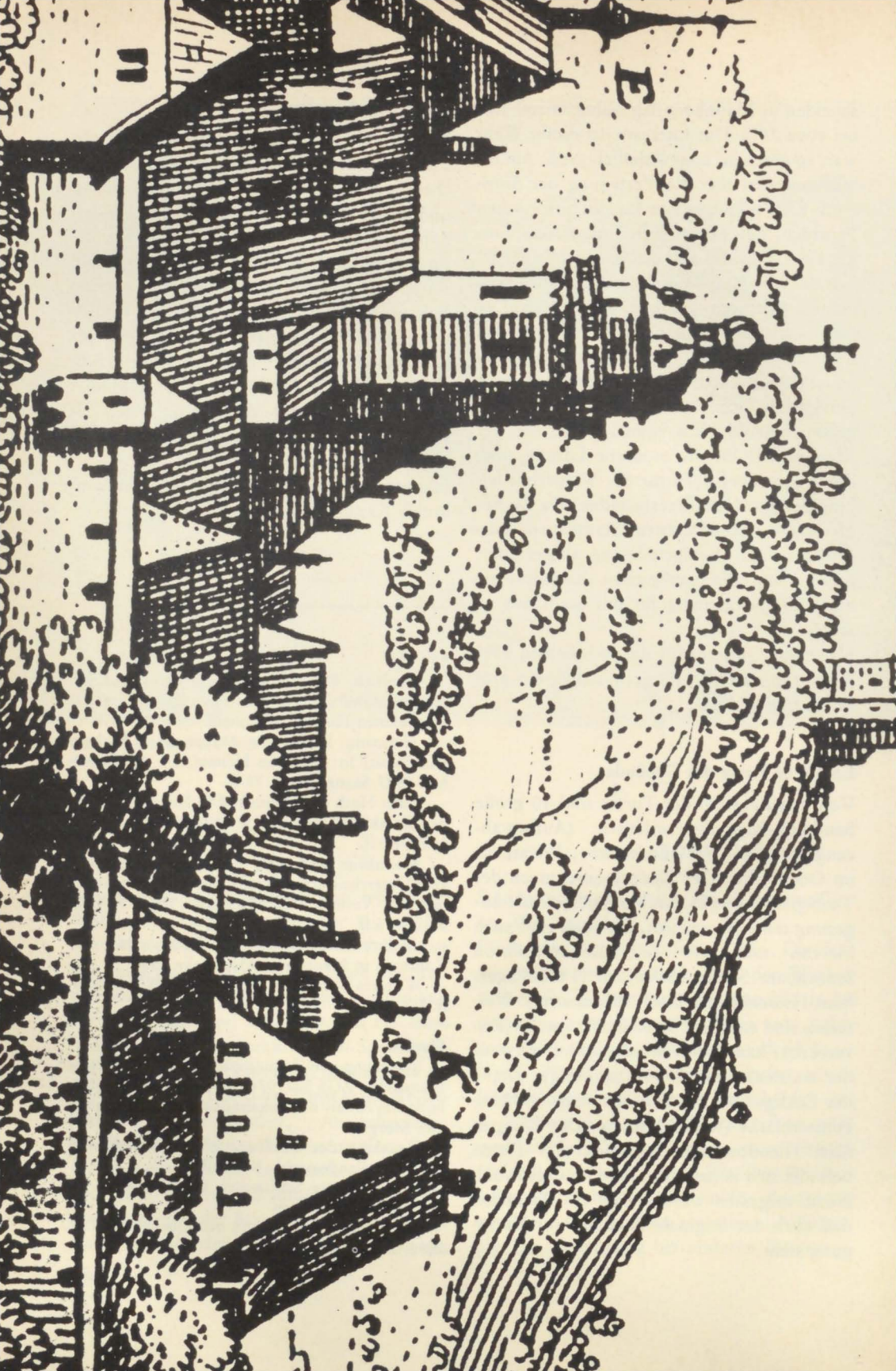
Architektur und Skulpturenschmuck lassen sich lückenlos belegen anhand umfangreicher Sammlungen von Zeichnungen, Pläne und Stiche des 18. Jahrhunderts sowie anhand genauer Baupläne und Detailfotos, die für den Umbau ab 1903 angefertigt wurden. Auch vor dem Abriß 1965 wurden genaue Bauaufnahmen angefertigt. Folgende Institutionen sind im Besitz von Bauunterlagen des Kaufhauses (Nähere Angaben siehe Huth 1982, Band 1, S. 760 f.): Stadtarchiv Mannheim, Hochbauamt Mannheim, Reiß-Museum Mannheim, Universitätsbibliothek Heidelberg, Universitätsbibliothek Würzburg, Hauptstaatsarchiv München, Generallandesarchiv Karlsruhe u. a.

Literatur

- Friedrich Walter/Richard Perrey: Das Kaufhaus in Mannheim Festschrift zur Einweihung des umgebauten Hauses, Mannheim 1910
- Hermann Esch: Das Mannheimer Rathaus (Kaufhaus) In: Badische Heimat, 14. Jg. Jahressheft 1927 Mannheim S. 78 ff.
- Hans Huth (Bearbeiter): Die Kunstdenkmäler des Stadtkreises Mannheim, München 1982, Band 1, S. 760 ff.
- Mannheim und seine Bauten, herausgegeben vom Unterrheinischen Bezirk des badischen Arch.- und Ing.-Vereins u. a., Mannheim 1906, S. 49 ff. und S. 76 ff.
- Volker Keller/Hansjörg Probst: Das Alte Kaufhaus in Mannheim, Mannheim 1986
- Weiteres Schrifttum siehe Huth 1982, Band 1, S. 760

Quellen

- Sammlung von Zeitungsartikeln im Stadtarchiv Mannheim, ZGS S2/1074; S2/138-2 und S2/958; ferner im Archiv der Lokalredaktion des Mannheimer Morgen.
- Bauakten des Großherzoglichen Bezirksamts im Generallandesarchiv Karlsruhe;
- Bauakten des Städtischen Hochbauamtes im Stadtarchiv Mannheim.
- Ausführliche Angaben zu den Quellen in Huth 1982, Band 1, S. 760 f.



Das Gymnasium illustre in Durlach, gegründet 1586

Peter Güß, Karlsruhe

„Im Südwesten gab es vier berühmte Schulen: die Lateinschule in Schlettstadt, die Lateinschule in Pforzheim, das Gymnasium in Durlach und das protestantische Gymnasium in Straßburg.“ So informiert die Ausstellung „Die Renaissance im deutschen Südwesten“, die zum Universitätsjubiläum 1986 in Heidelberg eröffnet wurde. Zu ergänzen wäre, daß eines der genannten Zentren humanistischer Bildung in diesem Jahr ebenfalls Anlaß zum Feiern gibt: das vor 400 Jahren gegründete Gymnasium illustre in Durlach. Pforzheim verbindet man mit Reuchlin und Melancthon, Schlettstadt machte der elsässische Humanistenkreis bekannt, und das Straßburger Gymnasium wurde durch Johannes Sturm und seinen tief nach Frankreich und Deutschland wirkenden Einfluß berühmt. Aber Durlach? Ist die Aufnahme in ein so erlauchtes Quartett berechtigt?

Die Frage stellt sich erst recht, wenn man berücksichtigt, daß der junge Markgraf Ernst Friedrich im Gründungsjahr der Schule nur über ein Zwergterritorium verfügte; von der Warte auf dem Durlacher Turmberg aus konnte er fast über alle Grenzen seines Landes hinausblicken, denn die anderen badischen Landesteile waren durch Erbteilungen abgesplittert.

Die Pläne zur Gründung waren allerdings schon älter und bezogen die obere Mark-

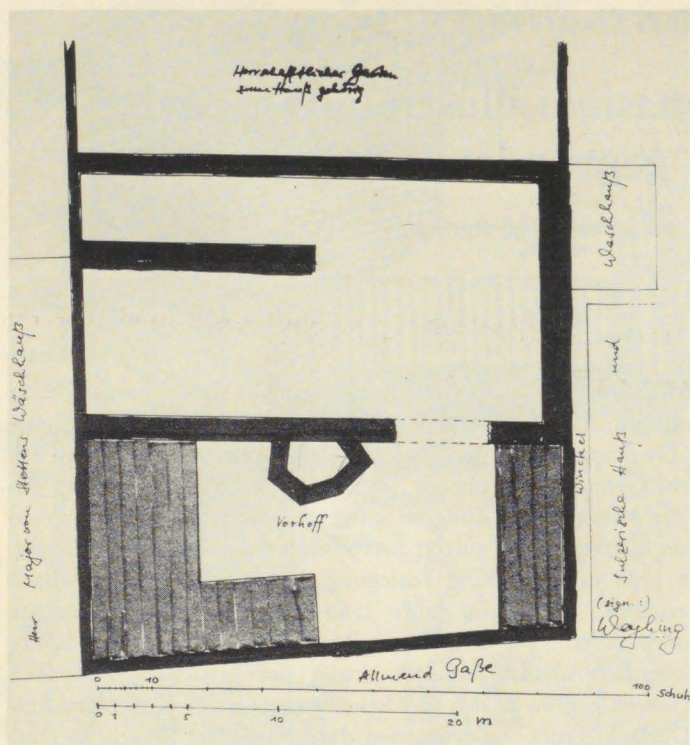
grafschaft mit ein. Mit dem Übergang zum lutherischen Bekenntnis, den Karl II. für Baden-Durlach 1556 vollzog, ergab sich wie überall der Anstoß zu einer Reform des Bildungswesens, zu seiner Erweiterung, nicht zuletzt auch zu seiner Territorialisierung. Die Verlegung der Residenz nach Durlach im Jahre 1565 und der damit verbundene Bau des Renaissanceschlosses Karlsruhe ebendort zogen Beamenschaft, Adel und den Hof belieferndes Gewerbe nach und prädestinierten das bisher eher bäuerliche Durlach zum Sitz einer „Fürstenschule“. Eine solche war die obligatorische Pflanzstätte zur Ausbildung des Beamten- und Pfarrernachwuchses, sie konnte die Jugend des ritterschaftlichen Adels enger in den Territorialstaat integrieren, sie war nach dem allgemeinen Siegeszug der Renaissance ein ausgesprochenes Prestigeobjekt und konnte einem sonst eher provinziellen Hof zu modischer antikisierender Überhöhung verhelfen.

Baden, das im Unterschied zu Kurpfalz und Württemberg keine eigene Universität besaß, war besonders daran interessiert, sein Gymnasium mit einer universitären Oberstufe auszustatten, die das Universitätsstudium abkürzen konnte und vor allem Aspiranten des Pfarramtes weitgehend unabhängig machen sollte vom Studium an auswärtigen Hochschulen, deren konfessionelle Couleur sich der landesherrlichen Einflußnahme entzog. Was den Typus der Schule betraf, war es naheliegend, sich an das in Baden wohlbekannte Modell des Straßburger Gymnasial-

Seite 488:

Merian, Durlach 1643, Ausschnitt

E = Rathaus, B = Stadtkirche, K = Gymnasium



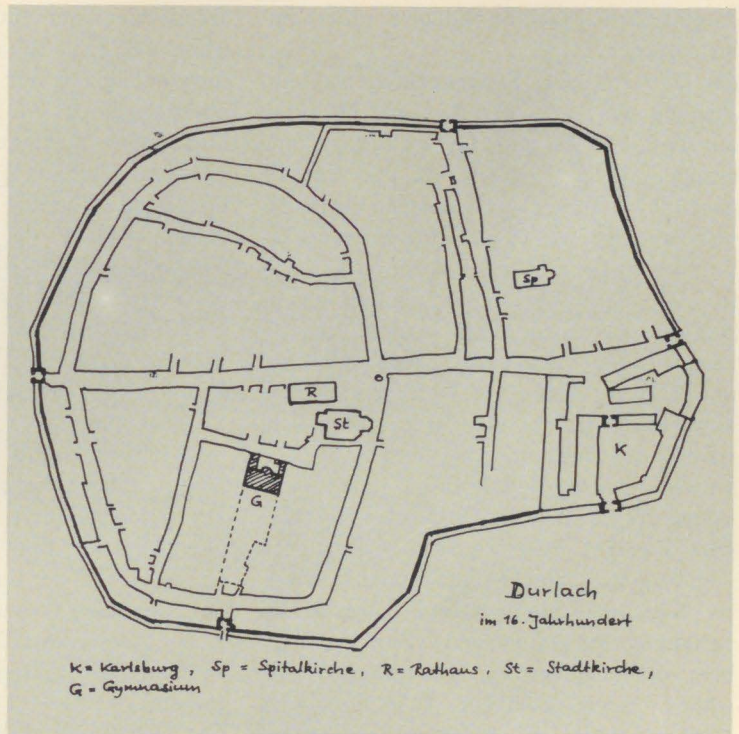
Die Fundamente des
Gymnasiums von 1586.
Ausgezogen aus
Weyhings Plan von 1779
(GLA Bauplan
Durlach 33)

gründers Johannes Sturm zu halten, dessen Devise genau den Intentionen der Räte und des Markgrafen entsprach: PIETAS SAPIENS ET ELOQUENS — eine alles durchdringende Religiosität, die über das antike Bildungsgut und eine an den alten Sprachen geschulte Beredsamkeit verfügte.

Schriftliche Quellen über das 1586 gegründete Gymnasium sind, abgesehen von den besser dokumentierten letzten zwei Jahrzehnten vor der Zerstörung 1689, äußerst spärlich. Umso wertvoller wäre es, wenn uns das Gebäude selbst oder eine Abbildung eine Anschauung von Format und Anspruch der Anstalt gäbe. Doch keine Tafel kündigt in Durlach vom Standort des berühmten alten Gymnasiums, und die Anschauung beschränkte sich bisher auf den hohen und spitzen Giebel, den Merian auf seiner bekannten

Stadtansicht von 1643 zwischen Stadtkirche und Baslertor herausragen läßt. So gründlich wirkten offenbar der Brand von 1689, die Verlegung der Anstalt „Gymnasium illustre“ nach Karlsruhe 1724 und die Verarmung Durlachs nach der neuen Hauptstadtgründung, daß die Kunde vom alten Gymnasium völlig verschwand; selbst die kenntnisreichen Schulhistoriker des 19. Jahrhunderts, K. G. Fecht und K. F. Vierordt, zeichneten zwar einen richtigen Plan des riesigen Schulgeländes, beim Gebäude selbst aber mußten sie raten — und rieten falsch.

Eine Neusichtung von Materialien des Generallandesarchivs führte nun zur Entdeckung des Grundrisses und von Resten der alten Bausubstanz, so daß der Jubilar dieses Jahres, der Gymnasiumsbaus von 1586, kein blaßes Schemen mehr ist, sondern mit einiger Anschaulichkeit vor unserem Auge steht.



Aufschluß geben vor allem Dokumente über Wiederaufbaumühnungen auf dem alten Gymnasiumsgelände. Zwölfeinhalb Jahre nach der Zerstörung begutachtete der Hofbaumeister des Markgrafen Friedrich Magnus, Thomas Lefebvre, die Brandruine. Er befand das Gemäuer „fast alles noch guet, auser an einem Eck, so etwas gewichen und von die Gewalt des Feuers aus ein ander getrieben worden, welchem aber leicht zu helfen ist“, und empfahl sofortigen Wiederaufbau unter Verwendung der erhaltenen Reste. Seinem Kostenvoranschlag kann man eine Reihe architektonischer Details entnehmen: daß die drei Stockwerke in massivem Mauerwerk aufgeführt waren — also ohne Fachwerk —, daß ein Turm mit vier Fenstern vorhanden war — offenbar ein Treppenturm —, daß 28 große Fenster zu erneuern waren, das

Fenstergewände zu 29 Schuh — was einem Format von beispielsweise 2 m auf 1,50 m entspricht —, daß er mit einem Aufwand von u. a. 1200 Wagen Sand rechnete, mit 37 500 Dachziegeln und 150 000 Backsteinen für die Innenwände.

Der Wiederaufbau unterblieb, zunächst aus Geldgründen und um die Fronanforderungen nicht zu überanstrengen. Dann kam die Gründung der neuen Residenz dazwischen, und schließlich wurde das Gymnasium illustre 1724 in aller Form nach Karlsruhe verlegt (aus ihm ist das heutige Bismarckgymnasium hervorgegangen). In Durlach wurde, zunächst unter der Bezeichnung „Pädagogium“, die alte gymnasiale Tradition fortgesetzt; in ihr steht heute das Markgrafengymnasium Karlsruhe-Durlach, an dem die hier

dargestellten Nachforschungen unternommen wurden.

Als 1779 ein neues Pädagogiumsgebäude in Planung war, griff der Architekt Weyhing zunächst auf das alte Gymnasiumsgelände zurück und legte einen Plan vor, der die nach 90 Jahren noch vorhandenen Gebäude- und Fundamentreste einzeichnete. Ferner erstellte er zusammen mit Baumeister C. Müller einen Kostenvoranschlag, in dem als erstes die „Abbrechung der Mauren“ spezifiziert wird unter genauer Angabe von Längen und Dicken. Plan und Kostenvoranschlag zusammen erlaubten nun die genaue Lokalisierung des Gebäudes und lieferten die Daten über Umfang und Grundriß. Die Besichtigung des heute privat überbauten Geländes (Am Zwinger 7–11) und die inzwischen vom baugeschichtlichen Institut der Universität Karlsruhe durchgeführte Bauaufnahme bestätigten die gefundenen Daten und ergaben, daß zumindest von den beiden Giebelwänden noch erhebliche Teile vorhanden sind und sogar die Auflage für das erste Obergeschoß erkennen lassen.

Fassen wir unseren heutigen Kenntnisstand zusammen: Das Gymnasium stand in zentraler Lage, wenige Minuten vom Schloß entfernt, in unmittelbarer Nähe von Stadtkirche und Rathaus, allerdings auf der vom lauten Markt abgewandten Rückseite, so daß es bei engem Kontakt mit den übrigen Zentren der kleinen Residenzstadt doch seine eigene ruhige Sphäre um sich hatte. Es nahm mit 27,5 m die ganze Breite des mindestens 18 Ar großen Grundstückes ein, das sich hinter dem Gymnasium als dessen Nutzgarten noch lang hinzog. Zum Platz hin schloß eine Mauer den etwa 10 m tiefen Vorhof ab, der von Nebengebäuden (Waschhaus, Backhaus, Holzschuppen) flankiert war.

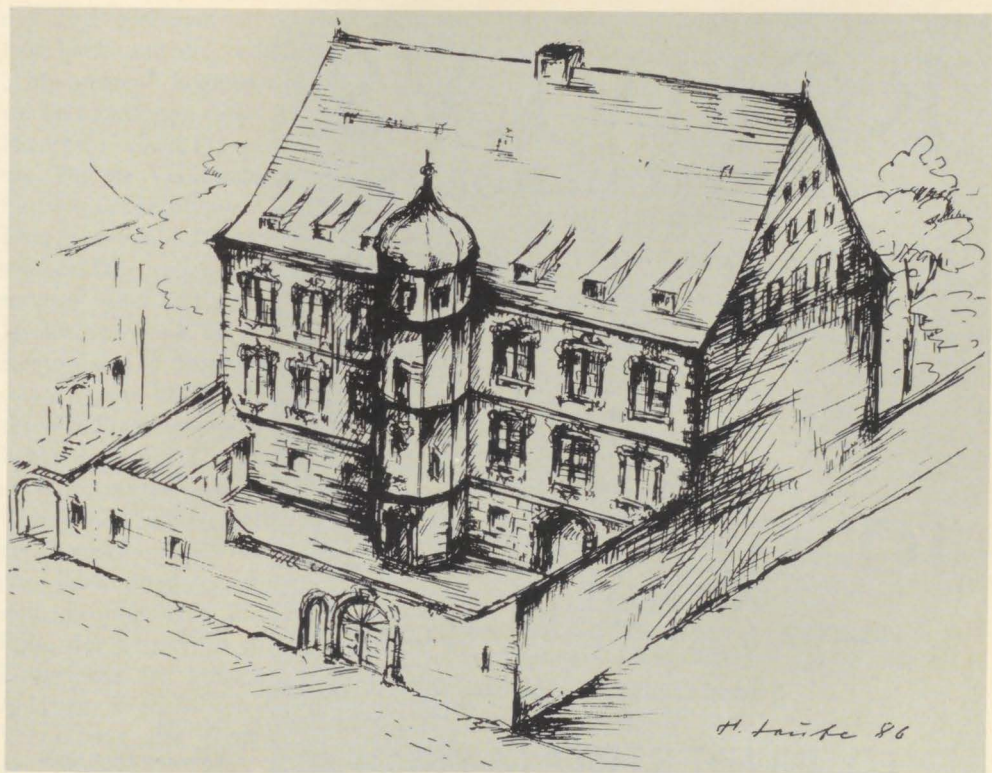
Der steinerne Bau selbst ragte mit seinen drei Stockwerken und den steilen Giebeln hoch über die Häuser des gesamten Viertels auf. Auch mit seiner Ausdehnung von 27,50 m auf 14,50 m lag er in der Größenordnung von Stadtkirche und Rathaus. Markantester

architektonischer Akzent war der in der Mitte der Fassade vorspringende Treppenturm mit seinen vier Fenstern, der mit dem obersten Stockwerk über den Dachansatz hinausragte. (Fast hundert Jahre nach der Zerstörung schrieb J. Chr. Sachs von einer möglichen Nutzung als Sternwarte.) Die großen Fenster der zwei Obergeschosse, zwischen denen sich Simse hindurchzogen, müssen sich auf die Vorder- und Rückseite verteilt haben, da an die Giebelseiten Nachbargebäude stießen. Ob der Turm den Haupteingang enthielt, ist unsicher; der Zugang kann auch von der Durchfahrt her erfolgt sein, die rechts vom Turm zum Garten hindurchführte. Auf der Gartenseite wies das Dach eine größere Gaube auf, die zum Hochwinden des Brennholzes dienen konnte. Unter der linken Hälfte des Gebäudes zogen sich zwei ungleich breite gewölbte Keller hin, in denen u. a. die zwei Fuder (um 2000 l) Wein lagerten, die dem Rektor zustanden.

Die schmalen Räume rechts der Durchfahrt beherbergten die Bibliothek; „Bibliothecarius“ war ein angesehener Posten, von einem der Professoren versehen. Als eine ursprünglich nicht vorgesehene Sexta als Eingangsklasse eingerichtet wurde, brachte man sie ebenfalls hier unter. Links der Durchfahrt befanden sich Aufenthaltsräume und eine Küche für die zwölf Stipendiaten, Theologiestudenten, die ihre Schlafkammern unter dem Dach hatten. Mit seinen wenigen und kleinen Fenstern war das Erdgeschoß, seiner Funktion entsprechend, auch äußerlich untergeordnet.

Das erste Obergeschoß bewohnte der Rektor. Die üppig bemessene Wohnfläche (ca. 300 m²) erklärt sich nicht nur mit seinem Rang, sondern auch dadurch, daß er auswärtige Schüler in Kost und Logis hatte, also eine Art Internatsbetrieb unterhielt.

Das eigentliche Schulleben spielte sich im zweiten Obergeschoß ab. Die fünf — überwiegend zweijährig konzipierten — Klassen mit ihren Präzeptoren (das sogenannte gym-



Das Gymnasium illustre von 1586. Versuch einer Rekonstruktion (H. Laube, 1986)

nasium classicum) hatten hier ihre Klassenzimmer. Neben dem der Prima lag eine Kammer für mathematische und musikalische Instrumente; außerdem hatte sie für den Auftritt und Abgang von Rednern eine Tür zum Auditorium.

Dieser große Hörsaal diente vielerlei Nutzungen. Die vier bis sieben Professoren hielten hier ihre Vorlesungen für die zweijährige Oberstufe, das *gymnasium publicum*, ebenso wie für den anschließenden theologisch-philosophischen Studiengang. Gelehrt wurden in der Regel Theologie (Dogmatik und Apologetik), Philosophie (Metaphysik, Ethik, Logik), Rhetorik, Hebräisch, Geschichte und Politik, Mathematik und Naturwissen-

schaft, gelegentlich auch etwas Jura und Medizin. Fanden im Saal rhetorische Übungen statt, so schlug man vorher an die Tür die Thesen an und lud so schulintern zur Teilnahme ein, „um die Pursch dadurch aufzumuntern“.

Zu feierlicheren Anlässen wurden Bänke und Katheder mit grünem Tuch ausgeschlagen. Es wurde öffentlich dazu eingeladen: der Hof und die Kanzlei, die Gelehrtenwelt von Durlach und Umgebung, die Spitzen der Stadtverwaltung (auch wenn man ihnen kein Verständnis zutraute, „*quamquam illiterati, honoris causa*“), auch durchreisende Gäste. Zur musikalischen Umrahmung trug der Cantor Gymnasii bei, einer der Präzeptoren,

ROMVLVS.

PRIMVS ROMANORVM
R E X.

DISSERTATIONE HISTORICO-POLITICA

Speciminis Gymnaſtici loco deſcriptus



D. O. M. A.

Sub

PRÆSIDIO

Excellentiſſimi Clariſſimiq; Viri

IO. GERHARDI
ARNOLDI,

ILLUSTR. GYM. DURLAC. RECTORIS,
HIST. & ELOQ. P. P.

Solenni diſquiſitioni exhibitus

à

IO. FRIDERICO IAYSIO,

Alumno March. Aut. & Reſp.

ad d. Decemb.

DURLACI,

Typis Henningi Mülleri, Anno 1668.

Romulus. Historisch-politische Erörterung, 1668 von dem Durlacher Studenten J. Fr. Jaysius vorgelegt als Grundlage einer Disputation am Gymnasium illustre. Pfinzgaumuseum Durlach

oder es wurden, für einen Trunk und ein Stück Brot, die Hofmusici engagiert.

Geboten wurden entweder Orationes solemnes oder Disputationes solemnes. Von den feierlichen Reden hat sich eine erhalten. Zu ihr lud am 19. 1. 1684 der Kollege des Redners und ranghöchste Professor, Johannes Fecht, in einer ausführlichen gedruckten „Dissertatio“ die Zuhörer ein, und vier Tage später hielt der Orientalist Johann Heinrich May „nach Art unseres Gymnasiums feierlich“ seine Rede über den Humanisten

Reuchlin, die er später, 61 Seiten lang, seiner gründlichen Reuchlin-Monographie als Vorwort vorausschickte.

Auch von den feierlichen Disputationen können wir uns ein Bild machen. Sie dienten in der Regel zum Nachweis der Qualifikation eines studentischen Kandidaten, richteten sich aber auch an die öffentliche Zuhörerschaft, auf deren Interessen und Aufnahmefähigkeit ausdrücklich Rücksicht genommen wurde. Der „Respondent“ hatte eine wissenschaftliche Erörterung zu verteidigen, die ei-

ner der Professoren oder auch er selbst verfaßt hatte und die rechtzeitig auch seinen „Opponenten“ zugestellt worden war. Als solche suchte man einen Professor aus, einen Präzeptor, einen Pfarrer und einen Studenten. Für die Veranstaltung nahm man sich fünf bis sieben Stunden am Nachmittag. Im Pfinzgaumuseum Durlach fand sich die einer solchen Disputation zugrundeliegende „Dissertatio“ eines Durlacher Studenten, Joh. Fr. Jaysius, von 1668. Sie war auf Anregung des Rektors und in Absprache mit dem Hof entstanden, der an der historisch-politischen, aktuelle Fragestellungen berücksichtigenden Behandlung des Themas „Romulus, primus rex Romanorum“ interessiert war.

Nimmt man zu diesen öffentlichen Auftritten am Gymnasium noch die musikalisch-kirchlichen Funktionen der Schüler bei Gottesdiensten, Beerdigungen und Festen sowie die Rolle der Lehrer als offiziöse Poeten und Liedertexter bei höfischen und städtischen Anlässen, so ergibt sich das Bild einer engen Verzahnung des Gymnasium illustre mit dem öffentlichen Leben am Hof und in der Stadt und eines kulturellen Einflusses, der weit über das hinausgeht, was man sich gemeinhin unter der Wirksamkeit einer einzelnen Schule vorstellt.

Die beschriebene Höhe des Wirkens beschränkte sich allerdings auf wenige Jahrzehnte nach dem Dreißigjährigen Krieg. Im Jahr 1689 kam das jähe Ende mit der systematischen Einäscherung der gesamten Stadt durch die Truppen Ludwigs XIV. Zwar war das im Jahr 1700 angekaufte Behelfsschulgebäude nur als Provisorium gedacht, und es wurden Anstrengungen unternommen, auch in größter räumlicher Bedrängnis den Betrieb am Gymnasium classicum und publicum im alten Umfang wiederaufzunehmen, wie die Programme von 1706 und 1715 zeigen. Doch die Gründung der neuen Hauptstadt Karlsruhe entwickelte ihre eigene Konse-

quenz: in Durlach verblieb, zäh verteidigt, ein Rest-Gymnasium als „Pädagogium“, die Fürstenschule aber folgte dem Markgrafen. Für ihre städtebauliche Position in Karlsruhe hielt man sich an das Durlacher Vorbild: fünf Minuten vom neuen Residenzschloß, neben der Kirche und gegenüber dem Rathaus, allerdings diesmal noch spektakulärer an der Kreuzung der Hauptachsen, ohne Rücksicht auf den Straßenlärm.

Um so stiller wurde es auf dem Ruinengelände des alten Gymnasiums mitten in Durlach. Mit leichtem Sarkasmus schrieb Joh. Chr. Sachs, Rektor des neuen und Historiograph des alten Gymnasiums, zur 200-Jahrfeier 1786: „Derjenige Platz, wo das Gymnasium ehemals gestanden, ist in neuern Zeiten in einen sehr schönen Garten verwandelt worden, welcher seinem Besitzer sehr einträglich ist.“

Literatur

Akten und Pläne des Generallandesarchivs Karlsruhe

400 Jahre Gymnasium in Durlach. Festschrift des Markgrafen-Gymnasiums Karlsruhe-Durlach, 1986

Joh. Fecht, Bericht über den Zustand des Gymnasiums vor 1689. In: Mon. Germ. Paed. XXIV, 1902, S. 317–348

K. G. Fecht, Geschichte der Stadt Durlach, 1869
J. Chr. Sachs, Beyträge zur Geschichte des Hochfürstlichen Gymnasii zu Karlsruhe. In: Abhandlungen bey der Jubelfeyer der Carlsruher Fürstenschule wegen ihrer vor Zweyhundert Jahren 1586 zu Durlach geschehenen Stiftung. 1787

K. F. Vierordt, Geschichte der im Jahre 1586 zu Durlach eröffneten und 1724 nach Karlsruhe verpflanzten Mittelschule, 1859

Post Bouginéi obitum undecimo aⁿo,
Rectoris officio interea a Titelio Epho-
ro procuratis, Gymnasioque per edictum
publicum in Lycei gradum erecto, Di-
rectoris appellatione successit

Jo. Petr. Hebelius, nat. Basilea 1760,
Candidatus Min. eccl^s. 1780. Praeceptor vi-
carius Pedagogii Lörracheris, ab aⁿo
1785 - 1792. Subdiaconi, mox Diaconi
antici titulo Affens in Cl. 1. et 2. Gym-
nasii illustris ab aⁿo 1792. Professor. 1797.
Consiliarii ecclesiastici Titulo ornatus 1805.
Director Lycei ab aⁿo 1808. — 1814.

Hebel wurde am 18. Januar 1808 (zunächst provisorisch, am 21. Dezember 1808 endgültig) zum „Director Lycei“ ernannt und übernahm die Geschäfte am 1. Februar. Die Amtsübernahme vermerkte er im Album mit einer kurzen Darstellung der Verhältnisse in der vorausgegangenen Zeit und seines eigenen Lebenswegs:

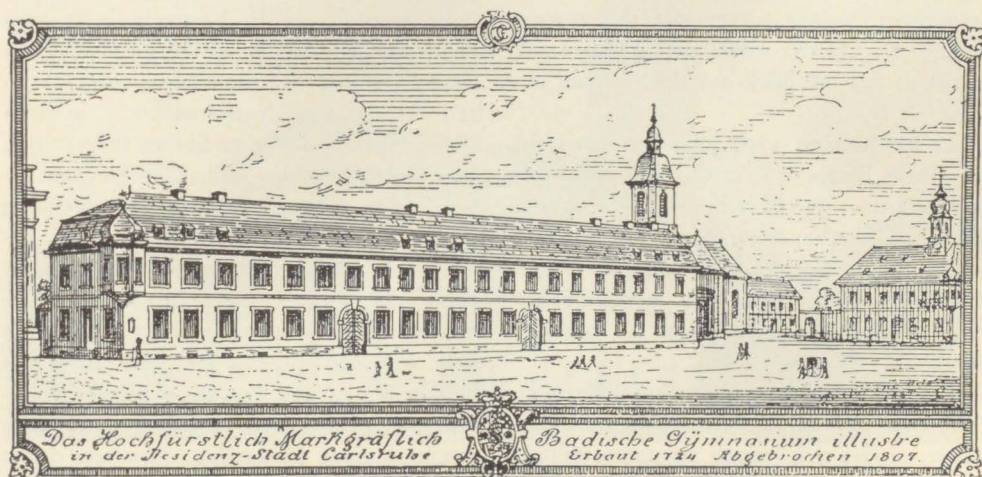
Im 11. Jahre nach Bouginés Tod, nachdem die Amtsgeschäfte des Rektors in der Zwischenzeit von dem Ephoren Tittel wahrgenommen und das Gymnasium durch öffentlichen Erlaß in den Rang eines Lyzeums erhoben worden waren, kam als Nachfolger mit dem Titel eines Direktors Johann Peter Hebel, geboren in Basel 1760, Kandidat des kirchlichen Dienstes (Candidatus ministerii ecclesiastici) 1780, Präzeptoriatsvikar (Praeceptor vicarius) des Pädagogiums in Lörrach vom Jahre 1783 bis 1792, mit dem Titel eines Subdiakons, bald eines Hofdiakons Assistent (als Fachlehrer) in Klasse Prima und Sekunda des Gymnasiums illustre seit 1792, Professor 1797, ausgezeichnet mit dem Titel eines Kirchenrats 1805, Direktor des Lyzeums ab 1808 (bis 1814).

(Aus — Jahresbericht des Bismarck-Gymnasiums 1959/60, S. 37)

Das Gymnasium illustre in Karlsruhe

Seine Geschichte seit 1724

Gertrud und Ulrich Staffhorst, Karlsruhe



Erstes Schulgebäude in Karlsruhe an der Langen Straße (heute Kaiserstraße) (Stadtarchiv Karlsruhe)

„Alldieweilen Uns bey Erbauung unserer fürstlichen Residenz Carlsruh auch sorgfältig angelegen gewesen, daß unsrer fürstlichen Adelichen und anderer, sowohl Hof- als Canzleybedienten, auch übriger unserer lieben Bürger, Innwohner und gesamter unserer Fürstenthum und Landen von dem Allerhöchsten beschehrte und denen studiis gewidmete liebe Jugend und Kinder vermittelst sorgfältiger education und Unterweißung zu wahrer Pietäet, auch nützlichen Wissenschaften und Künsten durch wohlerfahrne und tüchtige Praeceptores und Professores in dem Gymnasio und übrigen Paedagogiis angeführt werden möchten, und dermaleinst dem Gemeinen Wesen, in geist- und weltlichen Ämtern ersprißliche und nützliche

Werckzeuge abzugeben; so haben wir nicht nur mit vieler Sorgfalt und Cösten die zu einem Gymnasio erforderliche Gebäude errichten und vor Lehrend- und Lernende mit bequemen Logementen, auditoriis, und Stuben zurichten laßen, sondern haben auch unsere in Durlach gewesene Vorstehere und Praeceptores des dasigen Gymnasii größtentheils in gedacht unsere Residenz gezogen, um unseren getreuen Bedienten und Einwohnern unsere fürstliche Huld und Landesväterliche Neigung des mehrern zu erkennen zu geben . . .“

So lautet die Präambel zu den *Statuta et Leges*, die Markgraf Karl Wilhelm 1725 für das ein Jahr zuvor in die neue Residenzstadt verlegte Gymnasium illustre ausarbeiten ließ.

Der fürstliche Wille hatte sich über alle Gegenstimmen hinweggesetzt und die eindringlichen Bitten des Rats der Stadt Durlach, der nach dem Wegzug der Staatsbehörden (1718) um den Verbleib wenigstens der Schule kämpfte, abgewiesen. Noch 1721 waren in einem *Pro Memoria* für die Beratungen bei Hofe 14 Argumente zugunsten des Standortes Durlach zusammengetragen worden; und nicht der unwichtigste dabei war Punkt 8, der im Blick auf die *discipuli* besagte:

„Dieselbe können auch allda (in Durlach) alß einem Beschlossenen Ort viel besser als zu Carlßruhe, welches ohne Mauern ist und daher zu allerhand exorbitanzen mehrere Gelegenheit hat, in der Hochnöthigen Zucht, welches doch das ohnläugbahre Hauptstück eines Gymnasii mit ist, gehalten werden.“

Der Grundsatz, daß die Fürstenschule ihren Platz bei der fürstlichen Residenz haben müsse, erwies sich jedoch als unumstößlich, zumal vor allem die Söhne der eben nach Karlsruhe gezogenen Staatsbeamten die höhere Schule in unmittelbarer Nähe haben sollten.

Unter dem anspruchsvollen Namen *Athenaeum* war bereits 1721 eine zweiklassige Anstalt eingerichtet worden, die im Gasthaus Zum Waldhorn (in der heutigen Waldhornstraße) eine Bleibe gefunden hatte, bis der große Holzbau an der Langen Straße (heute Kaiserstraße), an der Nordostecke des Marktplatzes, fertiggestellt war. Dieses Gebäude enthielt neben den Schulräumen auch die Aula, Platz für die Bibliothek, Wohnungen für den Schuldiener, den Rektor und zwei Lehrer sowie Internatsräume für auswärtige Schüler. Im Süden lag der Schulhof, und daran anschließend erstreckten sich die Gärten der Lehrer. Sie waren lediglich mit einem Zaun umgeben, der kein großes Hindernis für nächtliche Ruhestörer darstellte, an denen es in Karlsruhe in den ersten Jahrzehnten nach der Gründung offensichtlich nicht mangelte. Das Fehlen der Stadtmauern

machte sich auch hierin bemerkbar. Professor Malsch beklagte sich 1731 bitter darüber, daß die Glocke im Schulhof immer wieder mitten in der Nacht heftig geläutet werde, die Schlüssellöcher der Türen mit Holz verstopft, Steine gegen die Fensterscheiben geworfen würden, ja sogar so schwere Brocken gegen die Tür, daß diese in seine Studierstube gestürzt sei. In Verdacht hatte man Leute aus dem damaligen Dörfle, nicht etwa Schüler, denen ja in den *Leges* vorgeschrieben war, daß sie sich „des nachts . . . in ihren Wohnungen und Studier-Stuben stille halten, alles umlaufen in der Stadt, Geschrey auf denen Gaßen, Gezänck oder gar Handgemäng und schlagen vermeiden“ sollten. Übrigens war das Verhalten der Schüler nicht immer einwandfrei, sonst hätte man nicht 1753 einen Karzer in das Schulhaus eingebaut, in dem von Zeit zu Zeit ein Delinquent bei Suppe, Wasser und Brot für einige Tage einsaß. Auch öffentliche Stockstreiche, etwa wegen kleiner Diebstähle, konnten durch den Schuldiener verabreicht werden; und das Kartenspielen, der Besuch von Bier- und Kaffeehäusern oder gar das Fluchen und das Schwätzen in der Kirche trugen dem Übeltäter eine Geldstrafe von 12 Kreuzern ein.

Rektor Boye gestaltete 1724 die *Inauguratio Gymnasii* mit einer feierlichen Oration und Disputation, „welches alles ohne Kösten Serenissimi“ geschehen konnte. Sparsamkeit war geboten. Um Lehrerstellen einzusparen, wurden sämtliche Schüler des *Gymnasium classicum* zunächst auf nur zwei Klassen verteilt. Das *Gymnasium publicum*, die wissenschaftliche Oberstufe, bestand aber auch in Karlsruhe von Anfang an.

Die Schule konnte in diesen ersten Jahren am neuen Ort nicht recht gedeihen. Geldmangel war die Ursache dafür, daß die Ausstattung für den Unterricht dürftig blieb und die wenigen gering besoldeten Lehrer häufig wechselten. Kriegswirren störten die Arbeit und ließen die Schülerzahl schrumpfen. Schon in Durlach waren seit der Zerstörung der Stadt 1689 die schulischen Verhältnisse



Evangelische Stadtkirche mit den beiden Lyceumsgebäuden (Stahlstich eines unbekanntes Künstlers)

sehr bedrängt gewesen, und dieses jahrzehntelange Dahinkümmern des Gymnasiums hatte zur Folge, daß es im Lande überall an gut ausgebildeten, fähigen jungen Männern fehlte. Wirksame Abhilfe wurde erst während der Regierungszeit des Markgrafen und späteren Großherzogs Karl Friedrich geschaffen. Die fünf Jahrzehnte bis 1795, in denen keine feindlichen Truppen mehr das Territorium betreten, kamen dem ganzen Land wie auch der Schule zugute.

Der Markgraf nahm regen Anteil am Gedeihen des Gymnasiums. Er war persönlich bei allen Prüfungen zugegen, die zweimal im Jahr von sämtlichen Schülern öffentlich abgelegt werden mußten, und er suchte auf vielfache Weise das Niveau der Schule zu heben. Mit Geldprämien und Medaillen wurden die Schüler zu hohen Leistungen angespornt. Unter ihnen waren nicht wenige aus

den Kreisen der kleinen Geschäftsleute, Handwerker und einfachen Bedienten. In den alten Schülerlisten findet man als Berufsbezeichnungen der Väter neben denen der Hofbeamten auch den *sutor, textor, sartor, tornator, faber ferrarius, coquus, venator*, Portenwürker und *Lakai*. Wenig bemittelte Schüler mußten kein Schulgeld entrichten und konnten die Lehrbücher von der Schule entleihen. Seit 1769 durften auch Israeliten die Anstalt besuchen.

Unter den finanziellen Zuwendungen des Landesherrn ist das 1750 der Schule erteilte Privilegium für den Druck und Verkauf aller damaligen und künftigen Kirchen- und Schulbücher wie auch des *Curfürstlich badischen gnädigst privilegierten Landkalenders für die badische Marggrafschaft lutherischen Anteils* besonders erwähnenswert. Die jährlichen Einnahmen, die aus der Verpachtung

dieses Privilegiums der Schule zuflossen, wuchsen beträchtlich an, als der Professor Johann Peter Hebel, damals Direktor der Anstalt, den einfallslosen und daher schwer verkäuflichen Landkalender in den *Rheinländischen Hausfreund* umgestaltete und die von ihm verfaßten Jahrgänge 1808 bis 1815 und 1819 nicht nur im eigenen Lande, sondern von den Gebildeten und literarisch Interessierten im ganzen deutschen Sprachraum voll Bewunderung gelesen wurden. Die Auflage schnellte damals von 20 000 auf 50 000 Exemplare hoch.

Durch die Schaffung neuer Lehrer- und Professorenstellen konnte das *Gymnasium classicum* zu sechs Klassen und das *Gymnasium publicum* zu einem dreijährigen Lehrgang ausgebaut werden, so daß es gleichzeitig möglich war, das Bildungsangebot auf allen Gebieten des damaligen Wissens zu erweitern.

Das *Gymnasium publicum* die Stufe der *Exemten* oder *Studiosen*, stellte eine Art Voruniversität dar, an der vor allem theologische, aber auch juristische, kameralwissenschaftliche und medizinische Kollegien gelesen wurden. Nach einer solchen Ausbildung konnten die jungen Leute ihr Studium an auswärtigen Universitäten in kürzerer Zeit abschließen. Karl Friedrich empfand es, wie schon seine Vorgänger in Durlach, als schmerzlich, daß die Markgrafschaft keine eigene Universität hatte, und verfolgte deshalb eine Zeitlang den Plan, das Gymnasium dazu auszubauen. Gutachten wurden eingeholt, so von den beiden auch als Erzieher hervorgetretenen Dichtern Gottlieb Konrad Pfeffel in Colmar und Christoph Martin Wieland, der 1756 seine Vorschläge für eine *Akademie der schönen und nützlichen Wissenschaften zur Bildung des Verstandes und Herzens* nach Karlsruhe sandte. Doch scheiterten alle Pläne schließlich daran, daß die nötigen Geldmittel nicht zur Verfügung standen.

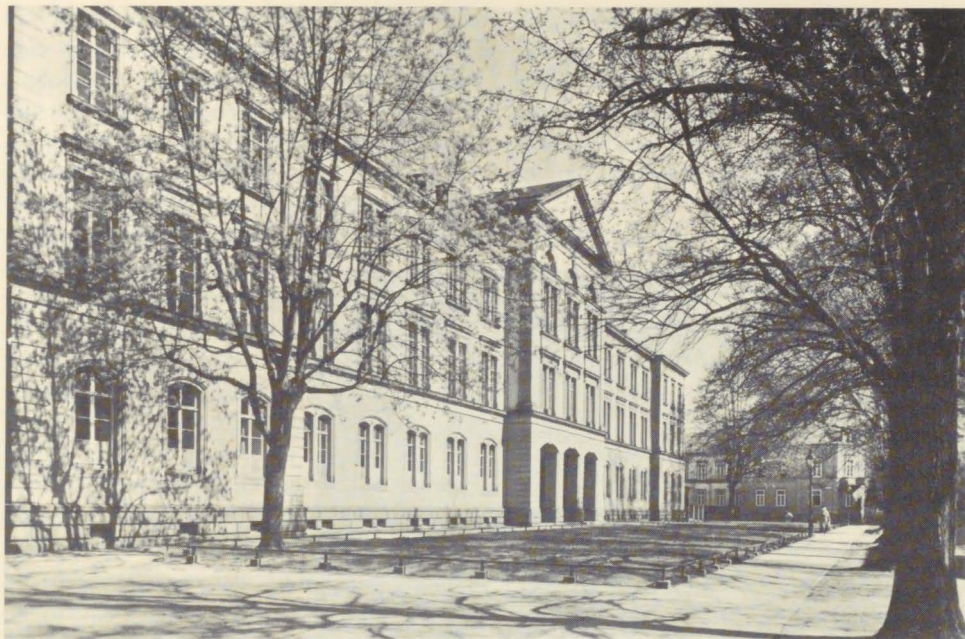
Das Kernstück des Unterrichts waren neben der Religion die drei Alten Sprachen Latein, Griechisch, Hebräisch. Die Schule verfügte

zeitweilig über gelehrte Orientalisten, die die ältesten Schüler auch in das Syrische und Arabische einführten. Arabisch wurde bis 1849 gelehrt.

Das dominierende und mit der höchsten Stundenzahl ausgestattete Fach aber war Latein. Eine möglichst perfekte mündliche und schriftliche Beherrschung dieser Sprache war das Ziel des Unterrichts. Diesem Ziel diente der *Stilus latinus*, Übungen zum Übersetzen in klassisches Latein. Die Bedeutung dieses Faches läßt sich daran ermessen, daß es für die Promotion eines Schülers in die nächsthöhere Klasse ausschlaggebend war, also als Leistungsnachweis schlechthin galt; und nicht ohne Grund wurden die Verfasser der besten Prüfungsstile seit 1764 vom Landesherren mit Geldprämien ausgezeichnet.

Die besten unter den Exemten konnten sich um die Aufnahme in die *Societas Latina Marchio-Badensis* bewerben, deren Mitglieder bestrebt waren, durch lateinische Reden und Disputationen ihre Sprachkenntnisse zu vervollkommen.

Mitglied der *Societas* war auch Johann Peter Hebel, Schüler des Gymnasiums von 1774 bis 1778, der für eine seiner lateinischen Reden 1776 einen Preis von 25 Gulden erhielt. Hebel wurde 1792 als Lehrer für Religion, Alte Sprachen, lateinische und deutsche Rhetorik wieder an seine alte Schule berufen, der er von 1808 bis 1814 auch als Direktor vorstand. 1798 hatte man ihn zum Professor für dogmatische Theologie und hebräische Sprache ernannt. Von ihm ist uns das sog. Stilbuch erhalten, ein kleines Buch, in dem er für seinen Stilunterricht in der Prima geeignete Texte sammelte. Es ist in der Festschrift zum 400jährigen Bestehen des Gymnasium illustre, des heutigen Bismarck-Gymnasiums, erstmals vollständig ediert und zeigt Hebel von einer bisher wenig beachteten Seite: als Kenner und Lehrer der lateinischen Sprache und Literatur. In jugendgemäßen, meist selbst formulierten Texten verarbeitet er hier die ethischen Vorstellungen der Stoa, vor al-



Schulgebäude an der Bismarckstraße im Jahre 1936

lem die antike Tugendlehre, so etwa in der lateinischen Vorform der berühmten Geschichte vom *Kannitverstan*. Im Einklang mit der antiken Überzeugung, daß auch die Erkenntnis der Natur von ethischer Relevanz ist, hat Hebel auch eine Reihe von naturkundlichen Texten aufgenommen. Mehrfach lassen sich Verbindungslinien zu seinen Kalendern ziehen. Dieses kleine Schulbuch ist so persönlich geprägt, daß es auch einen Einblick in Hebels geistiges Umfeld, sein pädagogisches Anliegen, seine persönlichen Interessen und sein Lebensgefühl zu geben vermag.

Ein Schüler und späterer Kollege Hebels, der Großherzoglich Badische Hofrath und Professor Karl Friedrich Süpfle, wurde ein überaus erfolgreicher Stilbuchverfasser. Seine Textsammlungen für den Stilunterricht an Gelehrtenschulen erlebten von 1832 an zahlreiche Auflagen und wurden im ganzen deutschen Sprachgebiet, von Zweibrücken bis

Breslau, von Basel bis Riga und Dorpat, benutzt.

Die für Fortschritt und neue Erkenntnisse aufgeschlossene Epoche Karl Friedrichs kam auch den modernen Sprachen Französisch und Englisch zugute, die man als fakultative Fächer den Schülern stets warm empfahl. Mit der Gründung des Rheinbundes wurde 1806 Französisch obligatorisch.

Vor allem aber gehört das starke Interesse an den Naturwissenschaften in das Bild jener Zeit. Mit der Berufung Johann Lorenz Böckmanns aus Lübeck holte der Markgraf 1764 einen hervorragenden Physiker an das Karlsruher Gymnasium, der es verstand, in einem neuen Lehrplan der Mathematik und Physik mehr Gewicht zu verschaffen. Er baute für seinen Landesherrn das Physikalische Kabinett auf, das zu den reichhaltigsten in Deutschland zählte und der Schule zur Verfügung stand. Auch das fürstliche Naturalienkabinett durfte benutzt werden, seit sein

Konservator, der Arzt und Naturwissenschaftler Karl Christian Gmelin, Lehrer für Naturgeschichte, d. h. für Zoologie und Botanik, wurde. Gmelin, ein enger Freund Hebels, war als Verfasser der *Flora Badensis*, wie Böckmann, über die Grenzen des Landes hinaus bekannt.

So war das Ansehen der Schule durch die Berufung ausgezeichneten Lehrer stetig gewachsen. Rühmend vermerkt der Reiseschriftsteller und spätere Prinzenerzieher in Preußen, Friedrich Leopold Brunn, der sich 1783/84 in der Stadt aufhielt, daß es wenige deutsche Schulanstalten gebe, an denen so viele geschickte und gelehrte Männer vereinigt seien wie in Karlsruhe.

Diese Männer waren, wenn man von den Nebenlehrern absieht, ausnahmslos Theologen. Bis 1834 durften nur Theologen Ordinarien (Klassenleiter) sein. Sie waren gleichzeitig Philologen und beherrschten die Alten Sprachen. Einige von ihnen arbeiteten sich in neue Wissensgebiete so gründlich ein, daß sie ihre Kenntnisse als Lehrer weitergeben konnten. Dies gilt z. B. für Hebel, der sich mit Recht „den zweiten Lehrer der Naturgeschichte am Gymnasium“ nennen durfte, denn er war in der Lage, Gmelin zu ersetzen, als dieser wegen der Revolutionskriege mit dem fürstlichen Naturalienkabinet nach Erlangen flüchtete. Auf der anderen Seite war es der Physiker Kirchenrat Böckmann, der den völlig in den Hintergrund gedrängten Unterricht in der Muttersprache zu seinem Anliegen machte. Seit 1766 scharte er die Exemten um sich, damit er sie „in deutscher Beredsamkeit und Dichtkunst und in der Beurteilung derselben übe und mit dem Studium edler Muster auch ihre eigenen praktischen Versuche oratorischer und poetischer Art verbinde“. Seine Bemühungen hatten zur Folge, daß deutsche Rhetorik und Aufsatzlehre in verschiedenen Klassen eingeführt wurden.

In dieser Blütezeit der Anstalt wandte man auch denjenigen Schülern besondere Aufmerksamkeit zu, die nicht vorhatten, eine

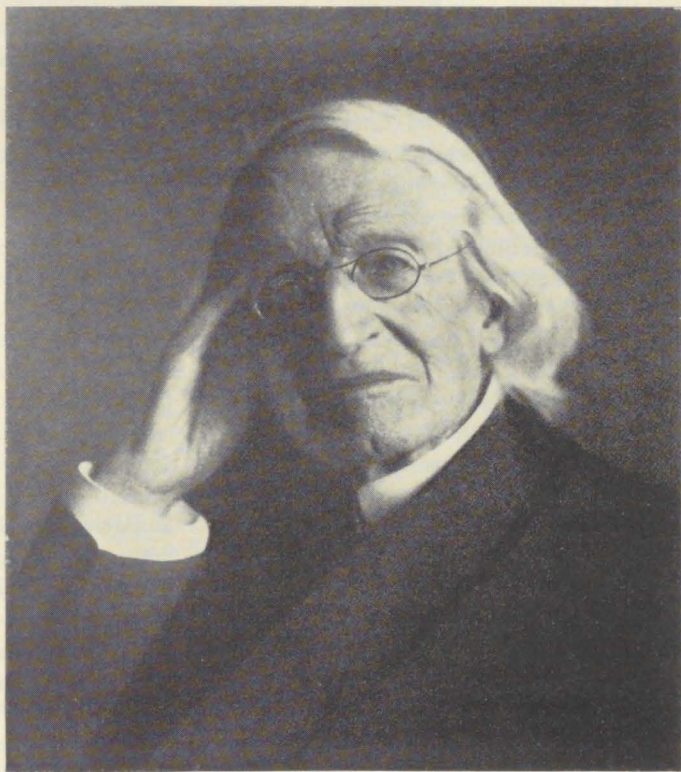
Universität zu besuchen, und errichtete für sie 1774 innerhalb des Gymnasiums eine Realschule mit drei Klassen, die erste Schule dieser Art am Oberrhein. Der Besuch war unentgeltlich.

1786 konnte das 200jährige Bestehen der Schule mit einer glanzvollen Feier in Anwesenheit der fürstlichen Familie begangen werden. Der Festakt mußte allerdings in die Schloßkirche verlegt werden, da das Schulhaus inzwischen baufällig geworden war. Die Holzbalken waren morsch, das Dach nicht mehr dicht, Regen und Wind drangen ein. Das Gebäude erlitt dasselbe Schicksal wie die meisten der ersten, in Holz aufgeführten Bauten der Stadt. Durch Friedrich Weinbrenner erhielt die Residenz ihr neues Gesicht. Das Gymnasium wurde in die Neugestaltung des Marktplatzes einbezogen und sollte ein Bau in zwei Flügeln zu beiden Seiten der neu zu erstellenden Stadtkirche werden. Doch für den Neubau fehlte lange Zeit das Geld. Die Folgen der Französischen Revolution, die Revolutionskriege und die Napoleonischen Kriege, schwächten das Land. Die Gebietserweiterung 1803 und 1806 und die damit verbundene Erhebung der Markgrafschaft zum Großherzogtum brachten viele Probleme mit sich und forderten alle Kräfte des Staates. Ende 1807 konnte der völlig unzureichende südliche Flügel bezogen werden, und als 1824 endlich der Nordflügel fertiggestellt war, verlor die Schule gleich darauf die bisherigen Räume an das von Großherzog Ludwig 1825 neu gegründete Polytechnische Institut, aus dem sich später die Technische Hochschule entwickelte.

Die Raumnot mit ihren negativen Auswirkungen auf den Unterricht war für Jahrzehnte der ständige Begleiter des Lyceums, wie die Schule nach französischem Vorbild seit 1806 hieß. Pädagogische und wissenschaftliche Fortschritte waren unter solchen Umständen nicht möglich. Da das Land nun die Universitäten Heidelberg und Freiburg gewonnen hatte, wurde die Exemtenstufe

überflüssig und als neue Prima in die Reihe der Klassen eingegliedert. Der besondere Charakter des einstigen Gymnasium illustre verblaßte dadurch, zumal Großherzog Leopold 1837 eine Vereinheitlichung des höheren Schulwesens verfügte.

lang Erfahrungen als Direktor in Hamm (Westfalen) gesammelt. Er wurde in den großherzoglichen Oberschulrat berufen, der seit 1862 die kirchlichen Behörden in der Leitung des gymnasialen Schulwesens abgelöst hatte und dieses nun i. J. 1869 im Geiste



Gustav Wendt

Die 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts ist ganz von der Persönlichkeit Dr. Gustav Wendts geprägt, des bedeutendsten Direktors nach Hebel. Volle 40 Jahre (1867—1907) hat er, gestützt auf eine Reihe hervorragender Pädagogen, die Geschicke der Schule gelenkt, die seit 1872 wieder Gymnasium hieß; es war eine Blütezeit. Wendt — Sohn eines Berliner Gymnasialprofessors, zu dessen Schülern auch Bismarck gehörte — hatte bei seinem Dienstantritt in Karlsruhe bereits 10 Jahre

Humboldts gründlich reformierte. An die Stelle eines seit Gründung der Schule mehr formalgrammatisch-stilistisch-rhetorisch orientierten Unterrichts trat die Hinwendung zu den klassischen antiken und deutschen Autoren, dazu in verstärktem Maße Mathematik und Naturwissenschaften, schließlich ein obligatorischer Turnunterricht.

„Die Hauptsache“, sagte Wendt in seiner in hohem Alter verfaßten Autobiographie, „war, daß der Schulunterricht mehr als bis-

her die geistigen Kräfte der jungen Leute ausbilden, ihnen Lust und Liebe für Kunst und Wissenschaft einflößen und dadurch den Antrieb und das Vermögen wecken sollte, aus eigener Neigung immer weiter und höher zu streben. Wer eine fremde Sprache lernt, muß sich allerdings mit ihrer Grammatik bekannt machen, aber Freude bereitet ihm das Studium erst, wenn ihm . . . möglich gemacht ist, in ihre Literatur so weit einzudringen, daß ihn diese fesselt und seinen Gesichtskreis erweitert. Denn gerade hierauf kommt es besonders im lateinischen und griechischen Unterricht an. Es soll die Seele des Knaben und Jünglings aus denselben Quellen ihre Nahrung schöpfen, aus denen die gesamte Geistesbildung der Kulturvölker sich entwickelt hat. Freilich steht gleichberechtigt neben den Anschauungen des zeitlichen Verlaufs auch das Gebiet der räumlichen Verhältnisse, über deren Zusammenhang die Mathematik Auskunft gibt, mit deren Hilfe dann die Fülle der Naturerscheinungen und die in ihnen waltende Ordnung dem menschlichen Auge erkennbar wird.“

Die besondere Neigung und Fürsorge Wendts galt neben den deutschen Klassikern (Lessing, Goethe, Schiller) dem Griechischunterricht, der bis dahin auf den badischen Gymnasien eher stiefmütterlich behandelt worden war. Wendt gab eine griechische Schulgrammatik heraus, die 1957 in 15. Auflage erschien, ferner u. a. eine Übersetzung der Sophokleischen Tragödien, die seinem Freunde Johannes Brahms gewidmet ist.

Nach dem Ende des deutsch-französischen Krieges konnte 1874 endlich die chronische Raummisere durch den Umzug in das neue Schulhaus in der Bismarckstraße behoben werden. Wendt berichtet über die Umstände, die zur Bewilligung des Neubaus führten:

„So erschien denn auch eines schönen Vormittags eine Kommission der zweiten Kammer im alten Lyzeumsgebäude, um zu prüfen, ob denn in der Tat die Mängel der beiden Häuser rechts und links von der Stadtkirche so groß wären, daß eine so kostspie-

lige Maßregel unvermeidlich sei. Begreiflicherweise hatte ich das Vergnügen, die Herren in mehrere Klassenzimmer einzuführen; wir promenierten dann in den nicht sehr hellen Gängen und atmeten in den nach Süden gelegenen Räumen den von der gegenüberliegenden Tabaksfabrik ausgehenden Duft, der sich mit den ebenfalls spürbaren Ausdünstungen von den kleinen Höfen und den auf diesen befindlichen Kabinetten mischte, und das so nachdrücklich, daß die Nasen der anwesenden Herren überzeugt wurden und alsdann die Genehmigung in der Ständeversammlung bald anstandslos erfolgte.“

Ein eigenes Kapitel bildete die Frage der Unterbringung der Schulbibliothek, über deren jahrzehntelanges „klägliches Umherirren“ Vierordt in seiner Schulgeschichte beredete Klage führt. Die ältesten Bücher dieser Bibliothek stammen vom Beginn des 16. Jahrhunderts, also noch aus der Zeit vor der Gründung des Gymnasium illustre in Durlach; sie führen eine gewisse Kontinuität der Schulgeschichte sinnfällig vor Augen. Die Bücherbestände waren freilich zweimal in Durlach zugrunde gegangen — durch Plünderungen im Dreißigjährigen Krieg und bei der Zerstörung Durlachs durch französische Truppen 1689 — und erst seit der Mitte des 18. Jahrhunderts neu aufgebaut worden. Sie wuchsen aber durch staatliche Zuwendungen und wertvolle Vermächtnisse bis in die Zeit Wendts auf über 10 000 Bände an, und erst 1896 war die Raumnot durch den Bibliotheksneubau im Schulhof behoben. Bei den Anschaffungen beschränkte man sich keineswegs nur auf solche Werke, die man für den täglichen Schulbetrieb benötigte; auf manchen Gebieten, wie z. B. dem der Klassischen Philologie, erreichte die Bibliothek ein bewundernswertes Niveau, im Rang etwa vergleichbar der Präsenzbibliothek eines heutigen Instituts der Universität. Die Bücher waren im 2. Weltkrieg im Keller des Hauptgebäudes ausgelagert und wurden — leicht versengt — gerettet. Anfang der 70er Jahre wurden sie zum größten Teil in die Badische

Landesbibliothek Karlsruhe überführt; sie haben dort einen gesonderten Standort mit eigener Signatur, die ihre Herkunft erkennen läßt.

Kehren wir noch einmal zu Gustav Wendt zurück. Etwa in die Mitte seiner Karlsruher Amtszeit (1886) fällt die „Jubelfeier“ zum 300jährigen Bestehen des Gymnasiums, über deren Ablauf (Gottesdienst, Empfang des Direktors beim Großherzog, Zug der Lehrer und Schüler zur Festhalle, Festakt, Festmahl; am andern Tag: Schauturnen, Schülerauf-führung von Sophokles' Philoktet, Bankett mit Tanz) wir durch den Jahresbericht 1886/87 in allen Einzelheiten unterrichtet sind; Wendt schließt seinen Bericht über den harmonischen Verlauf:

„So haben wir eine Feier begangen, welche, ohne allen Mißklang verlaufen, allen Lehrern und Schülern in dankbarer und freudiger Erinnerung bleiben wird und ein schönes Zeugnis dafür abgelegt hat, daß unser Gymnasium sich der Anhänglichkeit seiner ehemaligen Zöglinge und des Vertrauens unsrer Mitbürger zu erfreuen hat.“

Als Wendt diese Zeilen schrieb, war er 60 Jahre alt, ein Zeitpunkt, in dem man sich heutzutage mit dem Gedanken an die Pensionierung vertraut macht. Wendt dagegen waren noch volle 20 Jahre im Amt vergönnt; erst mit 80 Jahren setzte er sich zur Ruhe. Gestorben ist er 1913, bevor die erste Katastrophe unseres Jahrhunderts über Deutschland und Europa hereinbrach. Die Karlsruher haben ihm ein kleines Denkmal gesetzt, indem sie eine ihrer Straßen nach ihm benannten.

„Wendt“, so schreibt B. Stahl in seiner Schulgeschichte 1961, „war erfüllt von dem hohen und für sich wie andere anspruchsvollen Denken eines echten pädagogischen Idealismus. Dabei verlor er sich nicht in weltfremden Erwartungen, strebte keine unerreichbaren Ziele an, sondern warb mit Aufopferung und Güte, mit Toleranz und vorbildlicher Bescheidenheit um die Herzen seiner Schüler. . . . Unter dem Ziel einer nüchternen und

streng disziplinierten Schule des Denkens, der Selbstüberwindung und Pflichterfüllung haben Unterricht und Erziehung ihre Kräfte zu vereinen. Nüchternheit des Alltags und ideale Zielsetzung miteinander zu verbinden, erschien ihm als vornehmste Pflicht.“

Wie hat sich die Schule in den Stürmen des 20. Jahrhunderts behauptet? Hatte sie gegenüber dem Totalitarismus des 3. Reiches eine Chance, sich zu bewähren? Der alte Cato hat einmal gesagt, es sei schwer, sich vor anderen Menschen als denen, mit welchen man gelebt habe, zu verteidigen. Nur wer ein totalitäres Regime am eigenen Leib erfahren hat, wird seine Implikationen ganz ermessen können. Doch wird man bei aller gebotenen Vorsicht gerade solche Zeitabschnitte besonders gründlich erforschen müssen — zumal wir im Falle des 3. Reiches jetzt gerade noch die Möglichkeit haben, Augenzeugen zu befragen. Ein solcher — erster — Versuch ist im Falle des Bismarck-Gymnasiums von G. Treiber unternommen und in der Festschrift zum 400jährigen Bestehen des Gymnasiums publiziert. Wie sieht das Fazit aus? „Was war die Schule nun? Ein Hort der Reaktion, des nationalkonservativen Widerstands also, wie ein HJ-Bannführer i. J. 1943 bei einer Rede in der Aula äußerte? Ein „braunes Nest“, eine nationalsozialistische Erziehungsanstalt? Ist jedes unangepaßte Verhalten Widerstand? Spiegelt die Geschichte des Bismarck-Gymnasiums nicht auch jenen Grundzug der deutschen Gesellschaftsgeschichte der NS-Zeit wider, der nicht geprägt war von einer breiten Bereitschaft zum Widerstand, zum Nichtmitmachen, sondern zur Anpassung, sei es aus Furcht oder Bequemlichkeit, aus partieller oder gänzlicher Übereinstimmung mit den Zielen des Nationalsozialismus? Einige Lehrer (und auch Schüler!) hielten allen Anfechtungen stand, mieden die Berührung mit dem Nationalsozialismus. . . . Andere lebten in einem auch für die Schüler erkennbaren inneren Zwiespalt. Trotz möglicher Mitgliedschaft in einer nationalsozialistischen Orga-

nisation schätzen sie ihre Schüler als „apolitisch“ ein. Andere wiederum taten mit, auch an herausgehobener Position in NS-Organisationen. Ihre schwarzen und braunen Uniformen schüchtern ein. Zu Auswüchsen kam es nicht, wir hätten davon erfahren. Die gutbürgerliche Elternschaft, die lange Tradition der Schule, vielleicht auch der Direktor, der in seinen Äußerungen eher als nationalkonservativer Beamter, dem „Achtung vor und Erziehung zu ernster Arbeit“ viel galt, denn als ein in der Wolle gefärbter Nationalsozialist erscheint, schoben dem wohl einen Riegel vor. . . . Druck erfuhr nur der, der nicht mitmachte. Derer gab es nicht viele.“

Schon im 1. Weltkrieg waren 229 Lehrer, Schüler und ehemalige Schüler gefallen, im 2. Weltkrieg betrug ihre Zahl 325. Im Jahr 1944 wurden Ostflügel und Mittelbau des Gymnasiums durch Kriegseinwirkung zerstört. Den Unterricht konnte man erst am 17. Dezember 1945 wiederaufnehmen, zunächst für die Primen, im Februar 1946 für Obersekunda, im April und Mai für die Mittel- und Unterklassen. In den Jahren 1949/50 wurde der Mittelbau in alter Form errichtet, anschließend erfolgte der Wiederaufbau des Ostflügels nach modernen Gesichtspunkten.

In dem vorliegenden knappen Abriss der langen, traditionsreichen Geschichte des Karlsruher Gymnasiums ist bewußt auf den Versuch einer gleichmäßig-kontinuierlichen Schilderung verzichtet. Wer sich dafür interessiert, sei mit Nachdruck auf die ganz unentbehrliche Darstellung von K. F. Vierordt hingewiesen, sie ist ein Dokument ersten Ranges für die Geschichte des deutschen Gymnasiums überhaupt. Ab 1815 liegen Jahresberichte des Gymnasiums vor, unterbrochen nur von 1930—1951; hinzu kommt die Schulgeschichte von B. Stahl 1961. Die von uns gewählte Form der Darstellung läßt sich nicht nur mit dem Hinweis auf den beschränkt zur Verfügung stehenden Raum begründen, sondern auch mit einer Eigenart

der Schulgeschichte selbst: Zwischen Epochen, die — bedingt auch durch die politische Großwetterlage — besondere Höhe — oder Tiefpunkte darstellen, gibt es auch Perioden, in denen die Schule eher ruhig „vor sich hin dümpelt“; dazu kommt im 20. Jahrhundert eine wachsende Konvergenz des schulischen Geschehens, durch die sich in vielen Fällen eine ins einzelne gehende Schilderung erübrigt.

Das gilt auch für die Ereignisse der 70er Jahre, die ansonsten einen tiefen Einschnitt für die Geschichte des deutschen Gymnasiums bedeuten. Noch am Anfang der 60er Jahre hatten nur etwa 5% eines Jahrgangs auf dem Gymnasium die Hochschulreife erworben, heute sind es an die 25%. Dem traditionellen Gymnasium erwächst durch die Gesamtschule Konkurrenz. Durch den Rückgang der Geburtenzahl stehen die Gymnasien auch untereinander in verschärftem Wettbewerb, was mancherlei unerquickliche Folgen zeitigt. Seit der Einführung der neugestalteten gymnasialen Oberstufe ab Klasse 12 (in Baden-Württemberg von 1978 an) sind die Gymnasien weitgehend „enttypisiert“; der Schüler kann die Schwerpunkte seiner Beschäftigung (nur 2 Leistungskurse!) zu einem gewissen Grad selbst bestimmen. Insgesamt hat sich eine Verschiebung der Gewichte zuungunsten der Fremdsprachen ergeben.

Was speziell das Bismarck-Gymnasium betrifft, so wäre nachzutragen, daß es bereits seit 1935 auch Mädchen offensteht, ein in der langen Schulgeschichte erfreuliches Novum. Die Schülerzahl schwankt seit mehr als 100 Jahren um 600. Die Schule hat ihrer Tradition entsprechend auch heute noch die verbindliche Sprachenfolge Latein, Englisch. In der Klasse 9 kann der Schüler zwischen Griechisch, Französisch (seit 1979) oder verstärktem mathematisch-naturwissenschaftlichem Unterricht (seit 1974) wählen. Die Räume für den naturwissenschaftlichen Unterricht wurden im letzten Jahrzehnt kostenaufwendig neu gestaltet, die Schule ist für

das Jubiläum generalsaniert. Das vorzügliche Schulorchester wurde schon mehrfach Landesieger im Jugendorchesterwettbewerb in Baden-Württemberg.

So mögen uns bei einer vergleichenden Betrachtung einzelner Epochen der Schulgeschichte mancherlei einander widerstrebende

Empfindungen durch den Kopf gehen: die Schule ist immer auch ein Spiegelbild der Gesellschaft; sie ist heute pluralistisch geprägt. Wichtig bleibt, daß es bei aller berechtigter Vielfalt der Meinungen gelingt, in der nachwachsenden Generation einen der Humanität verpflichteten Grundkonsens zu bewahren.



Gedenkmedaille zur 400-Jahr-Feier

Literatur:

Akten des Gymnasiums im Generallandesarchiv Karlsruhe
Programme / Jahresberichte des Großherzogl. Lyceums / Gymnasiums / Bismarck-Gymnasiums Karlsruhe ab 1815
400 Jahre Gymnasium illustre. Festschrift des Bismarck-Gymnasiums Karlsruhe, Karlsruhe 1986
K. G. Fecht, Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe, Karlsruhe 1887
Berthold Stahl, Zur Geschichte des Humanistischen Gymnasiums in Karlsruhe, in: Festschrift des Bismarck-Gymnasiums, Karlsruhe 1961
K. F. Vierordt, Geschichte der im Jahre 1724 aus Durlach nach Karlsruhe verpflanzten Mittelschule, Karlsruhe 1858/59
Gustav Wendt, Lebenserinnerungen eines Schulmanns, Berlin 1909

Jahrbuch bzw. Festschrift der beiden Gymnasien sind unter folgenden Titeln erschienen:

400 Jahre Gymnasium in Durlach 1586—1986
Herausgeber: Direktion des Markgrafen-Gymnasiums in Verbindung mit der Fördergemeinschaft.
Redaktion: Wilhelm Haas

Bismarck-Gymnasium
400 Jahre Gymnasium illustre 1586—1986
Herausgeber: Fördergemeinschaft des Bismarck-Gymnasiums in Zusammenarbeit mit der Direktion des Bismarck-Gymnasiums. Schriftleitung: Dr. Ulrich Staffhorst

(Zu beziehen über das Sekretariat der Schule; Preis: DM 25,—)



Bismarckgymnasium Bibliotheksgebäude

Zur 400-Jahr-Feier des Bismarckgymnasiums wurde nach Entwürfen von Gym.Prof. Werner Frisch und Modellen von Werner Godec eine Gedenkmedaille geprägt. Die Vorderseite zeigt vor dem heutigen Schulgebäude die Statue der Friedensgöttin Eirene mit dem Kinde Plutos (Reichtum) im Arm nach der Kopie einer Statue von Kephisodot um 370 v. Chr. (München, Glyptothek). Die Ausprägung in Hochrelief übernahm B. H. Mayer's Kunstprägeanstalt in Pforzheim, die auch für den Feingehalt des Silbers garantiert. Die Medaille wurde in Bronze und Feinsilber in limitierter Stückzahl aufgelegt. Numismatische Daten: Bronzemedaille: ø 45 mm, Material CuZn 5 mit Bronze-Patina, Auflage 700 Stück, Preis 19,— DM je Stück in Geschenkpackung
Silbermedaille: Material Feinsilber 999,9/000, Gewicht ca. 35 Gramm, Stempelglanzprägung, limi-

tierte Auflage 500 Stück, Preis 58,— DM je Stück in Geschenkpackung incl. 14% Mehrwertsteuer. Allein-Vertrieb durch die Sparkasse Karlsruhe mit allen Zweigstellen.



Zwei Novitäten!

1) Das Werk:
**Kunstführer
 Markgräflerland**
 Aufnahmen: Leif Geiges
 Text: Annemarie Heimann-Schwarzweber
 128 Seiten, 1 Faltkarte, 103 Abbildungen
 ISBN 3-926260-00-9 13,80 DM

2) Der Verlag: Verlagsgesellschaft v. Brandt
 Tel. (0621) 478677 · Hagenauer Str. 6 · 6800 Mannheim 71

Erasmus von Rotterdam in Freiburg (1529 — 1535):

Schwanengesang des Friedens

Heinrich Hauß, Karlsruhe



Freiburg. Holzschnitt aus Sebastian Münsters *Cosmographia*, 1628

I. Anlässe

„Tu fidelis libros illius amplecte“
Erasmus, *Enchiridion*

Gedenken des Desiderii Erasmi Roterodamo 450. Todestages in der „Badischen Heimat“? Hatte denn er, Europäer und Kosmopolit, der er zeitlebens war, mit Heimat etwas im Sinne? Er, der „homo pro se“, der in so rechter Art der Intellektuellen „seinen Sitz hatte, wo sich seine Bibliothek“⁽¹⁾ befand, und dem am ehesten noch Basel als seine Wahlheimat galt.

Bezüge zu unserem Raume, örtlich und geistig, gibt es genügend: der Humanismus am Oberrhein, der immerhin sechs Jahre umfassende Aufenthalt des Erasmus in Freiburg in den Jahren von 1529 bis 1535, schließlich auch eine von Robert Minder vermutete geistige Verwandtschaft Johann Peter Hebels mit Erasmus. Bekanntlich schrieb Minder in seinem Aufsatz „Hebel der erasmische Geist“: „Und nah dahinter (sc.hinter Hebel): Erasmus, der Nichtkämpfer, der schweigsam wirkende Mann des Ausgleichs — kälter, härter, universaler als Hebel, aber aus demselben geistigen Geblüt“⁽²⁾.

Darüberhinaus: Heimat kann auch sein, was uns widerspiegelt. Heimat ist nicht zuletzt auch geistiger Anknüpfungspunkt, aber dieses Bedürfnis liebt es, sich an Orten festzumachen. Daher, trotz der überragenden Bedeutung Basels für Erasmus, Freiburg, wenn auch nur als „Schwanengesang“ des Friedens im Leben des Erasmus von Rotterdam und der damaligen Welt.

Was schließlich auch eine Verbindung von Erasmus zu unserem Raum schafft, so wäre noch zu verweisen auf die Tagung der Katholischen Akademie in Freiburg vom 17.—19. Mai 1985, die sich unter dem Thema „Humanismus und Reformation“ ausführlich mit einer theologisch gerechteren Einschätzung des Erasmus von Rotterdam beschäftigte.

Eins muß vorneweg vielleicht noch gesagt werden. Wäre die Aufklärung in Deutschland nicht ein „Zwischenspiel ohne weitere Folgen“ (A. J. Gail) geblieben, dann wäre das Verhältnis zu Erasmus von Rotterdam auch nicht ein so zwiespältiges, wie es bis auf den heutigen Tag geblieben ist. So aber kam es zu dem treffenden Urteil Goethes, Erasmus gehöre zu denen, „die selbst gescheit sind und keinen Beruf finden, andere gescheit zu machen, — was man ihm auch nicht verdenken kann“ (Goethe zu Eckermann am 11. Mai 1807).

II. Reformation in Basel

„Die Dinge zu ändern, dazu ist man leicht bei der Hand, sie zum Besseren zu wenden, ist sehr schwer“

Erasmus am 25. März 1529

Am 8. Februar 1529 versammelten sich 800 Männer in der Barfüßerkirche zu Basel und forderten die Abschaffung der Messe vom Rat der Stadt. Als der Rat zu keinem Beschluß kommen konnte, besetzten die Leute den Marktplatz, zogen dann zum Münster, um die Bilder zu zerschlagen. Am Abend des 9. Februar kapitulierte der Rat der Stadt Ba-

sel. Die Messe war beseitigt, jedermann mußte jetzt am reformierten Gottesdienst teilnehmen. Erasmus faßte in einem Brief die Folgen der Ereignisse so zusammen:

„Von den Statuen ist nichts übriggeblieben, weder in den Kirchen noch in den Vorhallen oder in den Säulengängen und Klöstern. Alle Bilder sind übertüncht worden, Brennbares wurde auf den Scheiterhaufen geworfen, anderes wurde in Stücke geschlagen. Weder Kostbarkeit noch künstlerischer Wert setzten der Zerstörungswut irgendeine Grenze. Bald darauf wurde die Messe gänzlich abgeschafft, man darf weder daheim für sich zelebrieren, noch in der Umgegend Messe hören“³⁾.

„Wahrlich, zwingen ist nicht evangelisch“⁴⁾, schreibt Erasmus einige Jahre später als Kommentar zu diesen Vorgängen. Aber auch rein vom menschlichen Standpunkt aus betrachtet: „Absit! Multo magis caeca temeritas“⁵⁾ — fern sei ganz besonders „blinde Unbesonnenheit“. Bei Betrachtung der Ereignisse kann es sich Erasmus nicht versagen, die spöttische Bemerkung anzuschließen: „Man ist aber mit solchem Hohn und Spott gegen die Heiligenstatuen und sogar gegen den Kruzifixus vorgegangen, daß man sich wundern muß, keinem Wunder zu begegnen, wo doch ehemals die Heiligen so freigebig mit Wundern waren oder so rasch sich getroffen fühlten“⁶⁾.

Erasmus meinte, in der ihm „sehr lieben Stadt“ Basel nicht länger bleiben zu können, denn, so argumentierte er, „es sähe ja so aus, wie wenn ich die Ereignisse, die hier öffentlich vorgehen, billige“⁷⁾. Schließlich hielt es Erasmus auch nicht geraten, weiterhin „in einer Stadt zu leben, in der jeder Lump mir etwas zuleide tun kann“⁸⁾. Man hat eingewendet, seine Abreise aus Basel sei nicht zwingend gewesen, denn „in der Frobenschen Druckerei waren viele, die sich weiterhin zur alten Kirche rechneten, und sie blieben, ob Beatus Rhenanus, ob Bonifatius Amerbach u.a., unangefochten in Basel“⁹⁾. Aber die Zerstörung der „Bilder“ hob die falsche



Erasmus im Rund. Miniatur von Hans Holbein d. J. um 1532 (Basel, Öffentliche Kunstsammlung)

Frömmigkeit, die Erasmus seit seinem „Handbüchlein des christlichen Streiters“ (1503) „moderamine“ – maßvoll – angeprangert hatte, nicht auf: die Frömmigkeit war für ihn eine Frucht des Geistes, ein geistiges Überwinden der „Kindheitslehren der Welt“, nicht Werk der Zerstörung und des Aufruhrs! „Honoras imaginem vultus Christi saxo lignove deformatam aut fucatam coloribus, multo religius honoranda mentis illius imago“¹⁰), aber der „homo spiritualis“ bedarf

der Bilder nicht mehr, braucht sie auch deshalb nicht mehr zerstören. Was Erasmus da miterlebte in Basel, auch noch unter der Führung seines früheren Mitarbeiters an der Edition des Neuen Testaments, Johannes Oekolampad, hatte für ihn mit „Aufruhr“ und „Unruhe“¹²) zu tun, nichts mit „pia doctrina“ und „docta pietate“¹³), wie er es in der Vorrede zur 2. Auflage des „Enchiridon“ 1518 als bibelhumanistisches Programm formuliert hatte.



Johannes Oekolompad (1482–1531) Holzschnitt von Tobias Stimmer

III. „Die ewige Unfertigkeit des Menschen in Christo“

Nachdenken mit Erasmus von Rotterdam

„Tolle pacem, et perit omnis
Christianae societas“
Erasmus, *Querela Pacis*

Erasmus dachte und schrieb lateinisch. Sein wichtigster Biograph Johan Huizinga hat deshalb gemeint, bei ihm liege „alles unter dem Schleier des Lateins“, es sei deshalb „gedämpftes und gewähltes 16. Jahrhundert“, was er in seinen Schriften widerspiegele. Sicher ist, daß bei dem bis in persönliche Lebensgewohnheiten hineingehende Bedürfnis

des Erasmus nach Reinheit, Reinlichkeit, Ursprünglichkeit, die Klarheit der lateinischen Sprache ihm entgegenkommen mußte. Will man sich eine Ahnung davon verschaffen, wie dieser „delikate Geist“ (Huizinga) dachte, muß man sich den Luxus leisten, wenigstens einige seiner lateinischen Sätze im Geiste nachklingen zu lassen.

„Distinguendum est!“ — man muß denkerisch unterscheiden und differenzieren! Dies vor allem und zuerst! Methodisch heißt das, und das gilt auch für den Umgang mit den Schriften der Kirchenväter: „Circumspice, quis praecipiat, quibus praecipiat, quo tempore, qua occasione, denique quo animo praecipiatur“¹⁴). Sodann: Manchmal ist es sinnvoller, mit dem Urteil zurückzuhalten als lauthals Thesen zu verkünden — „eruditius est ambigere quam pronuntiare“¹⁵). „Erasmus haßte jenes absolute Sichersein, das so unzertrennlich zu den Reformatoren gehört“¹⁶). Wahrheit in Sätzen, satzweise Wahrheit war ihm schon während des Studiums „in palaestris Sorbonicis“ — in den scholastischen Ringschulen des Disputierens an der Sorbonne — verdächtig geworden. So steht dem Satz Luthers: „Tolle assertiones, et Christianismum tulisti“ — „hebe die felsenfesten Behauptungen auf, und du hast das Christentum aufgehoben“¹⁷), das Dictum des Erasmus gegenüber: „Tolle pacem et perit omnis Christianae societas“ — Nimm den — in Christus als Versöhner vorgelebten — Frieden weg, und die ganze Gemeinschaft eines christlichen Lebens geht aus den Fugen.¹⁸) Christus — *illum rerum omnium conciliatorem* — den großen Versöhner aller Dinge¹⁹) auf „assertiones“, satzweise Wahrheiten zu bringen, das mußte Erasmus genauso fragwürdig sein wie das scholastische Disputieren an der Sorbonne in den Jahren seines Aufenthaltes in Paris von 1495–1499. „Quisquis Christum annunciat, pacem annunciat“ — „wer immer Christus verkündigt, verkündet den Frieden“²⁰). „Was soll ich dort hoffen, wo Frömmigkeit mit Frömmigkeit im Streite liegt?“²¹), wie es Erasmus schon vor der Reformation bei den

verschiedenen Ordensgemeinschaften erleben mußte, jetzt aber in der Zeit der Reformation in reichsterritorialem Maßstab. „Das Evangelium ist geistig“ und sein Inhalt der Friede²²⁾, die Versöhnung, Frömmigkeit, pietas, das Geschenk dieses Friedens, das wiederum Frieden verschenkt. „*Christus omnium rerum conciliator*.“ „Christ sein, das ist geistig“ — *Christianus hoc est spiritalis*²³⁾ „Wollt ihr nun wieder im Fleische enden (Röm 12, 1), d.h. in Äußerlichkeiten, aber auch in Streit, Spaltung? Der Verlauf der „Causa Lutheri“ mußte Erasmus soweit er ihn bis zum Ende der 20er Jahre miterlebte, als ein Fortfahren und Verbleiben in der „*perpetua in Christo infantia*“²⁴⁾, als ein weiteres Verbleiben in der „ewigen Unfertigkeit in Christo“ erscheinen, weil Friede und Eintracht aufgegeben werden mußten. Lieber wollte Erasmus die „Hilfsmittel der Frömmigkeit“²⁵⁾ dulden, die den Kindern in Christo notwendig sind, bis sie zu erwachsenen und reifen Menschen geworden sind, als ihre Abschaffung durch Aufruhr und Unruhe zu riskieren. Natürlich, „nicht billigen kann ich“, so schreibt Erasmus, „daß nach menschlicher Anordnung fast das ganze Leben mit Zeremonien belastet wird“²⁶⁾, aber das gibt für ihn nicht das Recht zu Aufruhr, gar zur Spaltung, noch ist Spaltung ein rechtes Mittel der Überwindung. „*Absit!*“ — Das sei fern! „*Modus esse debet*“ — Maßhalten um des Friedens der christlicheren Gemeinschaft willen muß man auch hier.

Was ihn aber sonst noch an den Reformatoren störte, das war: „*Quanta securitate his fideant, quanta temeritate alii iudicant*“²⁷⁾ — „mit welcher Unverfrorenheit sie über andere urteilen, mit welchem leidenschaftlichen Eifer sie diese theologischen Dinge verteidigen“.

IV. „Was konnte er stärker und deutlicher sagen?“

Der französische Erasmus-Forscher Renaudet²⁸⁾ hat die These vertreten, Erasmus habe

eigentlich eine „Dritte Kirche“ gewollt, eine Kirche des Geistes. Dies scheint mir eine Frage definitorischer Strategie zu sein, weil, wenn diese These in dieser Form bejaht wird, Erasmus leicht erneut zu einem theologischen, spiritualistischen Außenseiter gemacht wird. Wer es mit dem „Geiste“ hat, der wird leicht bezichtigt, daß er die Probleme von Kirche, Staat und Gesellschaft zu einfach sehe²⁹⁾ und daher die „edle Illusion“³⁰⁾ hege, „daß es möglich sei, durch Mäßigung, Einsicht und Wohlwollen den Frieden zu retten“. Man könnte vielleicht mit mehr Recht behaupten, daß Erasmus genausowenig eine „Dritte Kirche“ wollte, wie Luther anfänglich eine zweite, sondern daß er die erste eine, aber eine geistige wollte. Eine Kirche, gereinigt von den „*praeceptis et decretis hominum*“ und den „*caeremoniis*“, die für ihn nur ein Zeichen dafür waren, daß die Menschen immer noch „*in carne*“, im Fleische lebten,



Ulrich Zasius (1461–1535)



Freiburg, Ansicht aus der Vogelschau von Südwesten 1607/08. Ausschnitt aus dem Gemarkungsplan von Job. Kornthor (Augustiner-museum)

nicht im Geiste. Freilich, das Gebot der Liebe gebietet es, daß man die Schwachen, die der Hilfsmittel (*adminicula pietatis*) der „körperlichen Opfer“ bedürfen, ertragen muß, „*donec proficiant . . . in mensuram plenitudinis Christi*“ — „bis sie zum Vollalter Christi heranreifen“³¹). Das Evangelium ist geistig, und diejenigen, die „fleischlich sind“, an Äußerlichkeiten hängen, die können Gott nicht gefallen, sagt Erasmus im Rückgriff auf Röm. 8, 1. Und er fügt hinzu: „*Quid dici poterat plenius? quid apertius?*“ — Was konnte Paulus stärker und deutlicher sagen?

Huizinga, der Erasmus kritisch gegenübersteht, hat bei aller Zurückhaltung in der Beurteilung seines historischen Stellenwertes, einen sehr schönen Satz geschrieben: „Warum sieht er uns immer noch an, als wüßte er noch etwas mehr zu sagen, als er je hat sagen wollen?“³²). Das „Mehr“, das er hat sagen wollen und immer noch sagt, ist, daß der Geist jeglicher Sache sich immer rein haben will und die Tragödie darin besteht, daß alles Reine untergeht „*in tanta rerum caligine, in tantis mundi tumultibus, in tanta humanarum opinionum varietate*“³³).

Was Erasmus am Herzen lag, hat Martin Buber in einem anderen Zusammenhang des Nachwortes zu „Tschuang-Tses Reden und Gleichnissen“ religionsphilosophisch so ausgedrückt:

„So wie die Lehre zu den Dingen kommt, kommt sie zum Gleichnis. Solange jedoch die Lehre nur zu den Eingeswordenen spricht, ist das Gleichnis nur ein Glas, durch das man das Licht von einem Farbensaum umrahmt schaut. Aber sobald die Lehre durch ihren zentralen Menschen zu den Einfältigen zu reden beginnt, wird das Gleichnis zum Prisma. So leitet die Erfüllung zur Aufhebung hinüber, und in dem Gleichnis des Meisters ruht schon keimend aller Riten Rausch und aller Dogmen Wahn“.

In der Sprache des Erasmus von Rotterdam: „*Ne putaris Christum situm esse in ceremoniis*“ — „Glaube nicht, daß Christus im Kult sei“, und weiter: „*Christianus est . . . qui Christum intimis affectibus complectitur*“ — „Christ ist, . . . wer Christus im Innersten seines Herzens umarmt“.

V. Basel verlassen, aber wohin?

„*Endlich habe ich die Scholle gewechselt, der Rauraker ist Breisgauer geworden*“
Erasmus an Pirckheimer am 9. Mai 1529

Basel verlassen, aber wohin? Eine Reise in die Niederlande mußte Erasmus schon in Schlettstadt wegen eines Anfalls seines Nierenleidens abbrechen, dann wollte er nach Rom und brach die Reise in Konstanz ab. blieb also das nahegelegene vorderösterreichische katholische Freiburg. Vorteile: Die Druckerei des Johannes Froben in Basel war nicht weit und Frankreich auch nicht, „wenn ich von hier sollte fliehen wollen“³⁴). Die Wahl Freiburgs hatte auch damit zu tun, daß Erasmus seit 1517 kaiserlicher Rat war, und er ein Empfehlungsschreiben von König Ferdinand I. für Freiburg besaß. Eigentlich wollte er schon vor Ostern 1529 in Freiburg sein, doch „packte“ ihn „ein hartnäckiger

von Fieber begleiteter Schnupfen, und er reiste erst am 13. April 1529 nach Freiburg. Mit 63 Jahren kommt Erasmus auf der Flucht vor dem „tumultus mundi“ nach Freiburg. Jahre zuvor von Mitte November 1521 bis Mitte April 1529 hatte er seine publizistisch fruchtbarsten Jahre in Basel verbracht, dazu sind noch die Zeiten von Ende August 1514 bis Anfang März 1516 und die Zeit von Mitte Mai bis Ende September 1518 zu rechnen. In Summe: etwas über neun Jahre Basel, Erasmus kommt in Basel fast der Seßhaftigkeit nahe.

Freiburg war im Gegensatz zu Basel und Straßburg Zentrum des Katholizismus geblieben: So hatte denn auch das Basler Domkapitel um 1529 beschlossen, nach Freiburg zu ziehen, nachdem schon 1524 sein Archiv nach Freiburg verlegt worden war. Wenn Erasmus später in seinen Briefen davon spricht, daß zu viel Geld in Freiburg sei³⁵), so mochte das auch mit den Basler Domherren in Freiburg zusammenhängen, die Geld in die Stadt brachten und gewohnt waren auf „junckerlich üppige Art“³⁶) zu leben.

VI. Freiburg — „die Stadt ist zwar recht hübsch“

„*Doch Erasmus kam in Freiburg an, setzte sich an seinen Tisch und arbeitete weiter, wie er es ein lebenslang getan hatte*“.

C. J. Burckhardt, Erasmus

Dem Rat der Stadt „durch König Ferdinand warm empfohlen“³⁷), bezog Erasmus zunächst das vom kaiserlichen Rat Jakob Villingener für den Kaiser selbst als Alterssitz ausgebaute Haus „Zum Walfisch“ (heute städtische Sparkasse). Aber damit sollte er noch seinen Ärger haben, denn der Mitbewohner Münsterprediger Otmar Nachtigall sah sich als Verwalter des ganzen Hauses. Es kam so weit, daß man ihm Ende März 1531 kündigte und ihm, der das Haus gar nicht gemietet hatte, für die Zeit von Weihnachten 1529 bis zum 24. Juni 1531 dreißig Gulden ab-



Heinrich Loriti aus Mollis in Glarus, gen. Glareanus
(1488—1563)

forderte³⁸). Freiburg also: — „Die Stadt ist zwar recht hübsch“, schreibt Erasmus, „aber nicht bevölkert genug, da sie nicht an einem Flusse liegt, ist sie nicht vom fremden Zustrom bewegt und mehr für wissenschaftliche Arbeit geschaffen. Unglaublich sind die hohen Preise für alles, die Menschen sind hier wenig auf Geselligkeit eingerichtet, wie man sagt“³⁹). An einen längeren Aufenthalt in Freiburg ist zunächst nicht gedacht, dann bleibt Erasmus aber doch für fast sechs Jahre, kauft sich sogar ein Haus — Zum Kindlein Jesu in der Schiffsgasse 7 — was er nicht einmal in Basel getan hatte! Das Haus nennt er „mein hübsches Haus, das ich gekauft und sorgsam nach meinem Geschmack eingerichtet“⁴⁰) habe.

Doch nachdem er 1535 nach Basel zurückgekehrt war, läßt er durchblicken: „Mein hübsches Haus hatte seine Schattenseiten“⁴¹).

Was war in Freiburg für Erasmus zu erwarten? „Die Stadt ist etwas eng und die Bevöl-

kerung, wie ich höre, reichlich abergläubisch“⁴²). Was Lage und Klima anbetrifft, für letzteres war Erasmus besonders sensibel: „Die Stadt ist halb von Bergen umschlossen, kaum vergeht ein Tag ohne Wolke und Nebel“, schreibt Erasmus an Thomas Morus am 17. September 1529⁴³). Für das „zarte Körperchen“, wie Erasmus immer wieder halb liebevoll, halb spöttisch von sich selbst spricht, ist das Klima wenig günstig. Menschen, Freundschaft, auf die der Humanismus einen so großen Wert legte? Sodalitas litteraria rhenania in Freiburg der dreißiger Jahre des 16. Jahrhunderts? Wohl kaum. Außerdem lag die Blütezeit des oberrheinischen Humanistenkreises Jahre zurück.

Sicher, Ulrich Zasius, der Ordinarius Legum, lehrte an der Freiburger Universität. Seit 1515 hatte man sich Briefe geschrieben, eine innere seelische Verwandtschaft zwischen dem robusten Zasius und dem hypersensiblen Erasmus lag aber nicht vor. Dann war Zasius Jurist, eine „zu allen Zeiten zwischen Juristen und Philosophen bestehende Spannung“ spielt herein, so meinte wenigstens Erik Wolf feststellen zu müssen. Und Erasmus war in seinem „Encomium Moriae“ mit dem Juristen nicht gerade zartfühlend umgegangen: „*Inter eruditos iureconsulti sibi vel primum vindicant locum, neque quisquam alius aequae sibi placet, dum Sisyphi saxum assidue volvunt*“⁴⁴). Da hilft es denn wenig, wenn Erasmus schon 1518 an Zasius, die Gegensätze überbrückend höflich geschrieben hatte: „Zu welcher Tiefe philosophischen Bedürfnisses bist Du nicht hindurchgedrungen? Gibt es wohl überhaupt ein Buch oder Zeugnis der alten und der gegenwärtigen Welt, das Du nicht aufgeschlagen, eingesehen, eingesogen hättest?“⁴⁵). Zwischen dem Hause „Zum Wolfeck“ an der Stadtmauer der unteren Pfaffengasse, wo Zasius wohnte, und Erasmus wird es wohl nicht zu häufigen ersprießlichen Besuchen gekommen sein. Das hatte auch einen ganz banalen Grund, der alternde Zasius war schwerhörig, und Erasmus hatte eine zarte Stimme, so daß Gespräche über ei-

nen formellen Standard hinaus sich wohl kaum entwickeln konnten. Sonst war noch Heinrich Loriti, mit lateinisiertem Namen Glareanus genannt, in Freiburg, der etwas früher als Erasmus, am 20. Februar 1529 von Basel gekommen war.

Im Gegensatz zu Erasmus, der immer wieder an Wegzug denkt, behagte es Glareanus, der auch einen Lehrstuhl für Rhetorik innehatte, in Freiburg: „Mir behagt die Stadt mit ihren so zahlreichen munteren Bächen gar wohl. Die Leute hier sind reinlich und sittsam und pflegen den hergebrachten Glauben. Daher hat mich niemals etwas weniger gereut als meine Übersiedlung aus Basel.“ Dagegen wehrt sich Erasmus ganz nachdrücklich gegen die Unterstellung, er wage nicht, Freiburg zu verlassen. „Wer war aber der Narr, der sagte ich wage kaum Freiburg zu verlassen? Ich kann, wenn ich will, auch nach Basel zurückkehren, und in Straßburg wohnen, wenn es mir beliebt.“ Und mit der Internationalität der möglichen Wohnorte auftrumpfend: „Warum sagst Du, reist er nicht nach Löwen? Warum nicht nach Köln? Warum nicht nach Paris?“ Warum setzt Du nicht hinzu: „Warum nicht nach Toledo, Rom oder Jerusalem?“ Es hat mich Überwindung gekostet nach Freiburg zu ziehen, so wenig

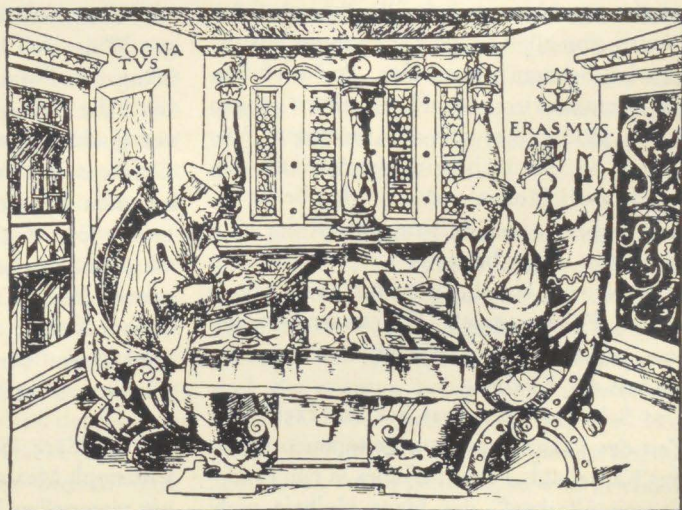
gelüftet's mich, durch alle Städte zu wandern. Was habe ich mit Paris oder Köln zu schaffen?“⁴⁶).

Im Juni 1535 kehrt der nunmehr 70jährige Erasmus nach Basel zurück und muß gestehen, daß er jetzt wieder bei sehr guten Freunden sei, „wie ich in Freiburg keine hatte“⁴⁷).

VII. Vor dem Andrang der Welt: In Freiburg hinter Büchern

„Es ist ein Unglück, daß dieser Weltsturm mich gerade in einem Augenblick überrascht hat, da ich auf eine durch meine vielen Arbeiten verdiente Rast hoffen durfte“

In Freiburg also sitzt er, und „die Welt geht an ihm vorüber“⁴⁸). Ein alter Mann träumt in Freiburg den humanistischen Traum von Reinheit, Einheit und Frieden persönlich zu Ende, nachdem die „erasmische“ Idee schon 1530 auf dem Augsburger Reichstag „die letzte, entscheidende Niederlage erlebt hatte“⁴⁹). Weltgeschichte geschieht anderswo, aber in Freiburg sitzt einer im Büchergehäuse und kann vom Gedanken des Friedens, der Eintracht und des christlichen Konsenses nicht ablassen:



Erasmus in Freiburg,
unbekannter Künstler

„Ich kann nicht anders, als Zwiespalt hassen und Frieden und Verständigung lieben, denn ich habe erkannt, wie dunkel alle menschlichen Angelegenheiten sind“⁵⁰). In Freiburg lebt sich einer, „homo pro se“, zu Ende, so wie er eben ist: „Wenn einer Erasmus nicht schätzen kann, weil er ihm als ein schwächerer Christ erscheint, so möge er von mir denken, was er will. Ich kann nicht ein anderer sein, als ich bin“⁵¹).

Freiburg ist zur Zeit der Anwesenheit des Erasmus eine kleine ländliche Stadt, aber sie wird für wenige Jahre die Stadt, in der bescheiden und unauffällig ein Mann des Maßes und der Mitte wohnt.

Es mag wohl schon so gewesen sein, wie C. J. Burckardt die Freiburger Zeit des Erasmus beschreibt: „Erasmus kam in Freiburg an, setzte sich an seinen Tisch und arbeitete weiter, wie er es lebenslang getan hatte. Er gab Kirchenväter heraus, Basilius, Chrysostomus, Cyprian; seine Ausgaben klassischer Schriftsteller wurden um Aristoteles vermehrt. Noch dreimal sah er die Colloquia durch, noch einmal die Adagia und das Neue Testament. Dann verfaßte er kürzere Aufsätze zu Tagesfragen“⁵²).

Sonst aber galt er wohl in Freiburg — wie anderswo auch — „für alleinstehend, weil ich mit keiner (religiösen) Sondergemeinschaft angeschlossen habe“⁵³), litt unter den „vielen, von allen Seiten auf Erasmus losstürmenden Scharen“, unter den „von allen Seiten heranschwirrenden Flugschriften“ gegen ihn⁵⁴). 1533 ließ er sich als „theologiae professor“ an der Universität immatrikulieren, wurde zwei Monate später in den Senat berufen, aber von einer Tätigkeit an der Universität ist nichts bekannt⁵⁵).

In Freiburg schreibt Erasmus 1533 seinen letzten Friedensappell „De sarcienda ecclesiae concordia“ — Wiederherstellung der Einheit der Kirche.

Das Schönste aber, was aus der Freiburger Zeit des Erasmus auf uns gekommen ist, ist das Kapselbild „Erasmii effigies in eim rundelin mit ölfarben“, das Hans Holbein wohl

1532 gemalt hat. Erasmus hatte das Bild in eigenem Besitz und nahm es 1535 nach Basel mit. Mitten aus dem Getümmel des 16. Jahrhunderts „blickt das feine, von Trauer überschattete Gesicht des Erasmus. Klar hebt sich das Auge, das blauleuchtende und zarte, das Holbein unvergänglich gemalt, und blickt durch all diesen Tumult der Massenleiden-schaften herrüber.“ „Eine gelassene Resignation umschattet seine Stirn, doch ein leichtes, ganz leises Lächeln der Sicherheit spielt um seinen Mund“ (Stefan Zweig). Sein klares Auge mag durch die Nebelwand des Wahns in jene Ferne blicken, wo Friede möglich ist, weil er ein „Beweis des Geistes und der Kraft“ (I. Kor. 2, 4) ist.

VIII. Briefe aus Freiburg: Resumée

Aus der Freiburger Zeit des Erasmus gibt es eine Reihe nicht unbedeutender Briefe, die den Charakter des Resumées haben. Am 5. August 1530 stellt Erasmus in einem Brief an den Erzbischof von Augsburg, Christoph von Stadion, eine stolze Liste seiner Editionstätigkeit zusammen:

„Ich habe vorlängst den beredten Kirchenlehrer Hieronymus herausgegeben, in bereinigtem Texte, vollständig, sauber und schmuck — ehemals war er verderbt, verzettelt, unsauber. Ich habe in derselben würdigen Weise den Hilarius herausgegeben, jene klangvolle Posaune der katholischen Kirche. Ich habe den Augustin herausgegeben, den energischen Vorkämpfer des christlichen Glaubens. Ich habe den ebenso tapferen wie beredten Cyprian, den Märtyrer, herausgegeben. Jetzt erscheint der göttliche Johannes Chrysostomus, jener honigsüße Prediger und unermüdliche Kündler Christi, dem man mit bestem Rechte wegen seiner weisen Beredsamkeit und beredten Weisheit den Namen ‚Goldmund‘ gab“⁵⁶).

Am 30. März 1530 gibt er in einem Brief an Christoph Mexia eine Zusammenstellung seiner materiellen Habe:

Erasmus auf dem Totenbett,
1536, Kreide



„... Mein Zimmer ist vollgepfropft mit Briefen, von Gelehrten, Prominenten, Fürsten, Königen, Kardinälen, Bischöfen. Ich besitze einen Schrein voll von Ehrengaben, Becher, Krüge, Löffel, Uhren, zum Teil aus reinem Gold. Eine große Zahl Ringe habe ich — das alles würde noch viel mehr sein, wenn ich nicht sehr viele Geschenke an andere Jünger der Wissenschaft weiterverschenkte. Unter den Geschenkgebern sind viele nicht nur durch ihre Gelehrsamkeit, sondern auch durch ihr heiliggemäßes Leben berühmt, wie der Erzbischof von Canterbury, der Bischof von London, von Augsburg, ganz besonders John Fisher, der Bischof von Rochester; ... und der Bischof von Breslau Johannes Turzo, der mir ein Kästchen voll der feinsten Dinge nach Antwerpen geschickt hatte, wo ich damals war, ohne von Breslau oder Turzo je etwas gehört oder geträumt zu ha-

ben. Dann kam auch sein Bruder dazu, der Bischof von Olmütz“⁵⁷).

Und im selben Brief wehrt er sich gegen „gewisse Leute“, die ihm vorwerfen, er habe „zur Wissenschaft nichts beigesteuert“ oder er sei einfach „ein Sammelsurium von Ketzereien“. Das Resümee seiner wissenschaftlichen Tätigkeit formuliert er im Rückblick auf zwei Zeiträume:

„Ich gestehe, viele haben mehr Lobsprüche aufzuweisen als ich; kein Wunder, ich habe den ersten Haß aufgefangen und den Weg gebahnt, als ich es unternahm, den Acker zu säubern. Mir tut es leid, daß es nicht mehr sind, die mich an Lobsprüchen übertreffen; denn ich habe mich redlich geplagt. Vergleicht jemand, wie es vor 36 Jahren bei uns aussah, mit der Gegenwart, so wird er erkennen, ob Erasmus etwas zur Wissenschaft bei-

gesteuert hat. Vor zwanzig Jahren gab es keinen Fürsten, der auch nur einen Heller auf die Ausbildung seines Sohnes verwandt hätte; jetzt gibt es keinen Fürsten, der nicht für schweres Geld einen besonderen Erzieher anstellte. Die Theologen erhoben anfänglich Einspruch, aber nur die älteren, und die nicht einmal alle; die jüngeren stehen auf unserer Seite, ja, auch die Verbohrten geben jetzt nach⁵⁸).

Zustand der Wissenschaft vor 36 Jahren — das war die Zeit, als Erasmus Sekretär des Bischofs von Cambrai war und dann in Paris die scholastische Theologie kennenlernte. Von ihr behauptete er im „Compendium Vitae“ (1524): „*a studio theologiae abhorrebat, quod sentiret animum non propensum ut omnia illorum fundamenta subverteret, deinde futurum ut haeretici nomen inureretur*“⁵⁹). Seine Methode war die humanistische, die bibelhumanistische, war eine texteditorische und textkritische. Das gleichsam als Manifest für die weitere Arbeit zu erachtende Dokument dieser Methode war die Publikation der unveröffentlichten Handschrift „Annotationes in Novum Testamentum“ des Laurentius Valla im Jahre 1505 durch Erasmus.

Anfang 1530 schreibt er über seinen körperlichen Zustand: „Bis in meine jetzigen alten Tage stecke ich ganz in Arbeit; daher rührt zum größten Teil mein schlechtes Befinden und die Altersschwäche. Ich, der eine Greis, habe den Packen von vier jungen starken Leuten zu tragen. Gott sei Dank sind meine Augen noch scharfsichtig, während viele sich wundern, daß ich nicht längst blind bin. Bis jetzt habe ich nie eine Brille gebraucht, weder bei Tage noch bei Licht. Einen Stock habe ich niemals angerührt, ich gehe festen Schrittes und rasch, meine Hände zittern weniger als bei manchem Jüngling. Mein Steinleiden mildert sich beständig, und wenn ich im Arbeiten Maß halte, kann ich wohl im ungeschwächten Besitz meiner Sinne mit Gottes Hilfe noch vierzehn Jahre leben“⁶⁰). Er hatte nur noch sechs Jahre zu leben. Im folgenden Jahr litt er unter heftigen Schmerzen, hinkte

und mußte in einer Sänfte getragen werden. 1532 verschlechterte sich sein Zustand, und er hatte im November desselben Jahres kaum Hoffnung, das nächste Jahr zu erleben.

IX. Merkwürdiges Hin und Her und unmögliche Position

Die Lage gegen Ende der 20er Jahre: noch keine deutlichen Fronten, noch keine deutlich voneinander unterschiedenen Kirchen. „Noch 1530 ist die Grundlage des Augsburger Reichstages die Annahme, daß es eine Entzweiung in der einen Kirche gibt, ein Zwiespalt allerdings, der geheilt werden sollte und konnte“⁶¹). Aber im Zusammenhang mit Luthers Schrift „De captivitate babilonica“ und dem Wormser Reichstag hatte sich gezeigt, daß „Luther sich nur im Widerstand gegenüber der Institution Kirche behaupten konnte“⁶²) und das führt schließlich dazu, daß die biblischen Humanisten von Erasmus abrückten. Wie differenziert die Lage selbst noch um die Zeit vor der Ankunft des Erasmus in Freiburg war, zeigen zwei Briefstellen, die eine von Melanchthon aus dem Jahre 1529, die andere von Capito, dem Repräsentanten der oberdeutsch-schweizerischen Reformation, aus dem Jahre 1528: Melanchthon schreibt: „Erasmus hat den Samen sehr vieler schädlicher Lehren in seinen Büchern gesät. Diese hätten einst noch viel schlimmere Unruhen hervorgerufen, wäre nicht Luther aufgetreten und hätte er nicht die Menschen zu Begeisterung für eine andere Sache gebracht“⁶³). Dagegen schreibt Capito noch 1528: „Was ist auch einem Christenmenschen nützlich oder notwendig zu wissen, das nicht Erasmus Roterodamus lang vor Luther im Überfluß gelehrt hat“⁶⁴).

Die unbestreitbare Leistung des Erasmus war „die Integration der humanistischen Methode in die Theologie und der damit bewirkte Umbruch im theologischen Denken“⁶⁵), aber diese bibelhumanistische Leistung war bis zum Ende der 20er Jahre in

verschiedene Kanäle gewissermaßen abgeflossen. Stand „in den ersten Jahren für biblische Humanisten nur die Entscheidung gegen Luther zur Debatte“⁶⁶), so war wohl am Ende der 20er Jahre, als Erasmus in Freiburg eintraf, keine Entscheidung für Erasmus mehr akut. Wenn Julius Pflug 1531 an Erasmus schreibt: „Alle, die den Frieden erhoffen, blicken auf Dich. Gott hat Dir allein das Ansehen und die Fähigkeit gegeben, die Übel zu heilen, an denen wir leiden“, so entspricht diese Erwartung nicht mehr den realen Tatsachen. Erasmus hält für sich am Gedanken des Friedens und der Möglichkeit der Einigkeit fest, gemäß dem Grundsatz „*summa nostrae religionis pax est et unanimitas*“ (Vorrede zur Hilarius-Ausgabe). Der Gedanke einer Reform „*ex probatissimis interpretibus*“, den er in der Vorrede zum „Handbüchlein des christlichen Streiters“ schon im Hinblick auf ein „*compendium Christi philosophiae*“ formuliert hatte, kehrt in einem Brief an Julius Pflug 1531 wieder, nun bezogen auf die „Heilung des Übels“: „Dann sollte man die Sache 100 oder 50 aus den einzelnen Völkern ausgewählten Männern anvertrauen. Männern, die durch Heiligkeit des Lebens, hervorragende Bildung und gerechtes Urteil sich empfehlen. Ihre Gutachten sollten durch einige Auserwählte in einem kurzen Abriss zusammengefaßt werden. Die Meinungen der Theologen sollten nur innerhalb der Schulwände Verbreitung finden, man sollte nicht jede beliebige Meinung für einen Glaubensartikel halten“⁶⁷).

Erasmus wurde auch während der Jahre in Freiburg nicht müde von Frieden und Eintracht als „dem besonderen Wesen Christi“⁶⁸ und der Christen zu sprechen. Man sollte diese Friedensliebe des Erasmus nicht mindern durch psychologische Hinweise auf seine eirenische, zurückhaltende, entscheidungsscheue Natur, sondern seinen unentwegten Appell für den Frieden durchaus theologisch verstehen und nehmen, zumal die Schriften, die den Frieden und die Friedfertigkeit in den Mittelpunkt stellen („Enchi-

ridion“ (1503), „*Encomium Moriae*“ (1511), „*Querela Pacis*“ (1517), vor Beginn der Reformation geschrieben sind.

Ein Bogen spannt sich von Erasmus zu uns. Carl Friedrich von Weizsäcker schreibt in seinem Buch „Die Zeit drängt“: „Der funktional notwendige Weltfriede kommt, das sehen wir immer deutlicher, gerade nicht durch das funktionale Denken der großen politischen und wirtschaftlichen Mächte zustande“⁶⁹). Möglich ist „die weltliche Notwendigkeit der Überwindung der Institution des Krieges“ nur, wenn sie sich „mit der christlich eschatologischen Hoffnung“ verbindet⁷⁰).

Sum Erasmus

Anmerkungen

* „Umfasse Du vertrauensvoll seine Bücher“

¹) Erasmus an Marcus Laurin (Dekan in Brügge) am 5. 4. 1518. In: Erasmus von Rotterdam, Briefe verdeutscht und herausgegeben von Walter Köhler, dritte, erweiterte Auflage von Andreas Flitner, Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt, 1986

²) Robert Minder, Hebel, der erasmische Geist, in: Johann Peter Hebel Werke hg. von Robert Minder, Insel Verlag, S. XLIV

³) Briefe a.a.O. an Willibald Pirckheimer am 9. 5. 1529, Nr. 293

⁴) Briefe a.a.O. an Audomar Eding (Staatsrat in Flandern) am 16. 4. 1531, Nr. 323

⁵) Erasmus von Rotterdam, Ausgewählte Schriften hg. von Werner Welzig, 1967, Bd. III, „*Ratio*“, S. 126

⁶) Briefe a.a.O. an W. Pirckheimer am 9. 5. 1529, Nr. 293

⁷) Briefe a.a.O. Nr. 293

⁸) Briefe a.a.O. Nr. 293

⁹) Robert Stupperich, Erasmus von Rotterdam und seine Welt, 1977, S. 183

¹⁰) Erasmus von Rotterdam, Ausgewählte Schriften Bd. I, S. 202, *Enchiridion militis Christiani*: „Du erweist dem Bild des Gesichtes Christi Ehre, das in Stein gehauen oder aus Holz geschnitzt oder auch in Farben gemalt ist. Viel frömmere ist es, das Bild seines Geistes zu ehren“

¹¹) A.a.O. S. 292 (*Enchiridion*)

¹²) Briefe a.a.O. an Justus Decius (Sekretär des Königs Sigmund von Polen, Nr. 294

- ¹³⁾ A.a.O. Bd. I (Enchiridion), S. 2: „fromme Gelehrsamkeit“ und „gelehrte Frömmigkeit“
- ¹⁴⁾ A.a.O. Bd. III, S. 200 „Ratio“: „Aber bedenke, wer vorschreibt, wem er vorschreibt, zu welcher Zeit, zu welchem Anlaß, schließlich in welcher Absicht vorgeschrieben wird“
- ¹⁵⁾ A.a.O. Bd. III, S. 470: „Mehr Bildung verrät Unschlüssigkeit und Zweifel als das Verkünden lauter Thesen“
- ¹⁶⁾ Johan Huizinga, *Europäischer Humanismus*: Erasmus, Rowohlt's Enzyklopädie 78, 1958, S. 156
- ¹⁷⁾ Zitiert nach O. H. Pesch, *Humanismus und Reformation — ein herausforderndes Erbe in: Humanismus und Reformation — Martin Luther und Erasmus von Rotterdam in den Konflikten ihrer Zeit*, Katholische Akademie Freiburg, Schriftenreihe, Hg. von Dietmar Bader, 1985, S. 156
- ¹⁸⁾ A.a.O. Bd. V, S. 394 (Querela Pacis)
- ¹⁹⁾ A.a.O. Bd. V, S. 378 (Querela Pacis)
- ²⁰⁾ A.a.O. Bd. V, S. 382 (Querela Pacis)
- ²¹⁾ A.a.O. Bd. V, S. 376 (Querela Pacis)
- ²²⁾ A.a.O. Bd. I, S. 208 (Enchiridion)
- ²³⁾ A.a.O. Bd. I, S. 212 (Enchiridion)
- ²⁴⁾ A.a.O. Bd. I, S. 220 (Enchiridion)
- ²⁵⁾ A.a.O. Bd. I, S. 206 (Enchiridion): „adminicula pietatis...necessaria sunt infantibus in Christo“
- ²⁶⁾ A.a.O. Bd. III S. 336 (Ratio)
- ²⁷⁾ A.a.O. Bd. I S. 209
- ²⁸⁾ Cornelis Augustijn, *Erasmus von Rotterdam, Leben — Werk — Wirkung*, 1986, S. 161
- ²⁹⁾ Huizinga a.a.O. S. 118
- ³⁰⁾ Huizinga a.a.O. S. 127
- ³¹⁾ A.a.O. Bd. III, S. 173 („Donec proficiant ac secretis auctibus grandescant in mensuram plenitudinis Christi“ — bis sie Fortschritte machen und mit seltener Fülle zum Vollalter Christi heranreifen“)
- ³²⁾ Huizinga a.a.O. S. 165
- ³³⁾ A.a.O. Bd. I, S. 14 (Enchiridion)
- ³⁴⁾ George Falaudy, *Erasmus von Rotterdam*, 1970, S. 221
- ³⁵⁾ Briefe a.a.O. S. 494 (Nr. 311)
- ³⁶⁾ Josef Bader, *Geschichte der Stadt Freiburg*, 1882, Bd. 2, S. 40 ff.
- ³⁷⁾ Richard Newald, *Erasmus*, 1947, S. 287
- ³⁸⁾ Briefe a.a.O. S. 515 (Nr. 322)
- ³⁹⁾ Briefe a.a.O. S. 499 (Nr. 314)
- ⁴⁰⁾ Briefe a.a.O. S. 566 (Nr. 355)
- ⁴¹⁾ Briefe a.a.O. S. 567 (Nr. 355)
- ⁴²⁾ Briefe a.a.O. S. 477 (Nr. 297)
- ⁴³⁾ Briefe a.a.O. S. 476 (Nr. 297)
- ⁴⁴⁾ A.a.O. Bd. II, S. 126 (Ecomion Moriae: „Von den Studierten beanspruchen die Rechtsgelehrten den ersten Rang, und wirklich bildet sich niemand soviel ein wie sie, wenn sie rastlos den Stein des Sisypus wälzen“)
- ⁴⁵⁾ Eric Wolf, *Große Rechtsdenker der deutschen Geistesgeschichte*, 1951³, S. 60
- ⁴⁶⁾ Briefe a.a.O. S. 508 (Nr. 321)
- ⁴⁷⁾ Allen Nr. 3130
- ⁴⁸⁾ Stupperich a.a.O.
- ⁴⁹⁾ Stefan Zweig, *Triumph und Tragik des Erasmus von Rotterdam*, Fischer Taschenbücher, S. 176
- ⁵⁰⁾ Zitiert nach Zweig S. 142
- ⁵¹⁾ Zitiert nach Zweig S. 142
- ⁵²⁾ C. J. Burckardt, *Gesammelte Werke*
- ⁵³⁾ Briefe a.a.O. S. 533 (Nr. 339)
- ⁵⁴⁾ Briefe a.a.O.
- ⁵⁵⁾ R. Stupperich a.a.O. S. 183 (Matrikel der Universität Freiburg (1460/1656))
- ⁵⁶⁾ Briefe a.a.O. S. 500 (Nr. 315)
- ⁵⁷⁾ Briefe a.a.O. S. 489 (Nr. 307)
- ⁵⁸⁾ Briefe a.a.O. S. 490 (Nr. 307)
- ⁵⁹⁾ *Erasmi Roterodami Compendium Vitae*, Übersetzung und Nachwort von Ernst Schulz, Erasmushaus, Haus der Bücher AG, Basel 1986: „Das Studium der Theologie gab er auf, weil er sich nicht berufen fühlte, das ganze scholastische System umzuwerfen und dann das Brandmal des Ketzers zu tragen.“
- ⁶⁰⁾ Briefe a.a.O. S. 484 (Nr. 303)
- ⁶¹⁾ *Humanismus und Reformation a.a.O. S. 130* (Augustijn, *Humanisten auf dem Scheideweg zwischen Luther und Erasmus*)
- ⁶²⁾ A.a.O. S. 127
- ⁶³⁾ A.a.O. S. 131
- ⁶⁴⁾ A.a.O. S. 132
- ⁶⁵⁾ Cornelis Augustijn, *Erasmus von Rotterdam*, S. 12
- ⁶⁶⁾ A.a.O. S. 127
- ⁶⁷⁾ Briefe a.a.O. S. 518 (Nr. 326)
- ⁶⁸⁾ A.a.O. Bd. 5 (Querela Pacis), S. 378
- ⁶⁹⁾ Friedrich von Weizäcker, *Die Zeit drängt*, 1986, S. 88
- ⁷⁰⁾ A.a.O. S. 96

Literaturhinweise

I. Werke

Erasmus-Studienausgabe 8 Bde. Lateinisch und deutsch von Werner Welzig. Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt

II. Darstellungen

Cornelis Augustijn, *Erasmus von Rotterdam. Leben — Werk — Wirkung*, 1986

Ronald H. Bainton, *Erasmus — Reformator zwischen den Fronten*, 1969

George Falaudy, *Erasmus von Rotterdam*, 1970
Anton J. Gail, *Erasmus von Rotterdam*, Rowohlt's Monographien 214, 1974

Richard Newald, *Erasmus von Rotterdam*, 1947
Johan Huizinga, *Europäischer Humanismus*: Erasmus, Rowohlt's deutsche Enzyklopädie Bd. 68, 1958

„Die Schöpfung zu bewahren ist Aufgabe Nummer eins“

Aus der Rede, die Bundespräsident Richard von Weizsäcker auf dem Thurner bei der Kundgebung gegen das Waldsterben gehalten hat, veröffentlichten wir folgende Auszüge im Wortlaut:

„Das Wichtige ist, daß wir aus unserer Überzeugung keinen Hehl machen, daß wir mit Hilfe dessen, was wir erfahren haben, ruhig auch Druck ausüben; aber daß wir den Druck ausüben, indem wir zeigen, selber bereit zu sein mitzumachen. Es ist ja weitergegangen; wir haben Fortschritte erzielt. Nicht genügend. (Vereinzelte Pfliffe). Es wäre nett, wenn Sie mich einladen, wenn Sie mich dann auch anhören würden. Es ist nicht genügend geschehen, aber es ist etwas geschehen. Und nun geht es darum zu erkennen, daß uns die Zeit davonläuft, wenn nicht bald mehr geschieht. Und dazu hilft es alleine nicht, sich über andere zu entrüsten. Es kommen ja immer wieder neue Probleme auf. Und meistens erkennt jeder von uns, daß die anderen die Verursacher sind. Wegen der Verkümmern der Artenvielfalt bei Pflanzen und Tieren — da wird auf die Landwirte geschimpft: wegen der Berge nicht verrottbarer Verpackungen schimpfen wir auf die Industrie; wegen des Verkehrswegebau schimpfen wir auf den Staat; wegen der Zersiedelung schimpfen wir auf die Gemeinden und auf die Bauwirtschaft.

Und doch hat meistens jeder Ankläger irgendwie auch einen Nutzen von den Dingen, die er ganz mit Recht rügt. Das, was uns am meisten gefährdet, das sind ja gar nicht Schadensursachen, die wider besseren Willen gesetzt werden, sondern das, was uns schadet, das sind noch immer liebe Gewohnheiten, denen wir selber nachhängen. Es gibt viele Freiheiten, die wir suchen; es gibt in unserem Land, im Gegensatz zu den meisten Teilen der Welt, einen verbreiteten Wohlstand. Wir haben viele Möglichkeiten, unsere Rechte gegen andere durchzusetzen. Wir fahren viel mit dem Auto, und ich selber sitze ja im Glashaus, aus dem ich werfe, ich fahre ja auch viel Auto und dazu noch ein ziemlich dickes.

Wir haben einen riesigen Konsum, wir haben einen Energieverbrauch pro Person in der Bundesrepublik Deutschland, der über dem Hun-

dertfachen dessen liegt, was ein Mensch in der Dritten Welt verbraucht. Solange wir solchen Zielen bei uns, bei der großen Mehrheit der Bürger den Vorrang geben, werden wir immer nach der Devise verfahren, soviel Wohlergehen wie möglich zu erreichen und dem Schutz der Umwelt und der Lebensgrundlagen gerade soviel Kraft und Aufmerksamkeit zuzuwenden, wie übrigbleibt.

Diese Einstellung müssen wir korrigieren. Ich muß sie korrigieren und jeder andere auch. Denn wenn wir ernst damit machen wollen, der Erhaltung der Schöpfung den Vorrang zu geben, dann wird das die Lebensgewohnheiten und die Handlungsweisen von jedem einzelnen von uns und die Handlungssysteme in unserer Gesellschaft verändern. (. . .)

Eine Hauptverantwortung trifft ohne jeden Zweifel den Berufsstand, dem ich selber angehöre, nämlich den Politiker. Sie sind in der Tat nicht gewählt, um den Weg des geringsten Widerstandes auszukundschaften, in der Tat nicht. Sondern sie sollen die Erkenntnisse sammeln, und dann sollen sie diese Erkenntnisse in die notwendigen Taten umsetzen und auf diesem Weg vorangehen. Aber dazu ist es notwendig, wenn wir die richtigen raschen Entscheidungen von uns, von den Politikern abfordern, daß wir ihnen dies auch erleichtern. Und es ist für sie leichter, wenn sich nicht in einer Versammlung wie hier etwas vom Tempolimit hören und in einer anderen Versammlung — nicht nur in Vorstandsetagen von Automobilherstellern — in einer anderen Versammlung, die nicht weniger Menschen umfaßt, Stellungnahmen gegen das Tempolimit hören. Wir müssen uns mit den Erkenntnissen, die wir in bezug auf den Umweltschutz haben, auch gegenüber anderen Mitbürgern durchsetzen. Nicht nur im Wege des Beschimpfens der Politiker oder der Wirtschaftler. (. . .)

Die Schöpfung zu bewahren ist unsere Aufgabe Nummer eins in unserer Zeit. Ich verfüge nicht über die Entscheidungen der Parlamente und der Regierung. Was ich beitragen kann, das ist der Versuch, auf unsere Kenntnisse und unser öffentliches Bewußtsein für die Vordringlichkeit der Probleme des Umweltschutzes einzuwirken . . .“

BADEN-WÜRTTEMBERG

Gesichter einer ungewöhnlichen Landschaft und ihrer Menschen.
Die kulturellen Höhepunkte. Trends und Flops. Lebensart und die Art, das Leben zu genießen.
Lebendige Begegnung mit den Umwelten, in denen wir leben.
Nahaufnahmen aus dem Südwesten.

**Baden- 4/86
Württemberg**



Baden- Württemberg

Die Zeitschrift für das Leben im Südwesten

Es war noch nie so günstig **BADEN-WÜRTTEMBERG** kennenzulernen

Schicken Sie mir bitte die beiden Hefte 4/86 und 1/87 sowie das Sonderheft „Freiburg“ zum Mini-Abo-Preis von 13,60 (statt DM 24,—) plus Porto.

Ich werde die einzelnen Hefte prüfen und Sie spätestens zwei Wochen nach Erhalt des Sonderheftes, informieren, wenn ich **BADEN-WÜRTTEMBERG** nicht regelmäßig lesen möchte.

Sollten Sie nichts von mir hören, erhalte ich **BADEN-WÜRTTEMBERG** zunächst für ein Jahr — dann bis auf Widerruf zum günstigen Abo-Preis von DM 6,80 pro Heft + Porto (normaler Verkaufspreis DM 8,—).



Bitte senden an:
Baden-Württemberg
Postfach 1709, 7500 Karlsruhe

Name

Vorname

Straße/Nr.

PLZ/Wohnort

Vertrauens-Garantie: Ich weiß, daß ich die Vereinbarung innerhalb von zwei Wochen widerrufen kann.

Datum/Unterschrift

Fast vergessen: Der Landschaftsmaler Hermann Baumeister

Horst Ferdinand, St. Augustin



Alblandschaft

(Foto: H. Morr)

Im geschäftigen Straßenverkehr auf dem Stephansplatz, hinter der Hauptpost, eilen oder fahren täglich viele Karlsruher an dem Wasserspeierkopf Hermann Baumeisters in der Rotunde des „Stephaniebrunnens“ vorbei; aber die wenigsten werden wissen, welche Bewandtnis es mit der gelassen lächelnden steinernen Skulptur auf sich hat. Wieviel Staub das Brunnenbauwerk vor 80 Jahren aufgewirbelt hat, hat Fritz Wilkendorf im Jahre 1963 in dieser Zeitschrift¹⁾ anschaulich

beschrieben. 14 bekannten Karlsruher Zeitgenossen wurde im Jahre 1906 die ungewöhnliche Ehre zuteil, sich schon zu Lebzeiten als Säulenknäufe auf den Pfeilern dieses Brunnens verewigt zu sehen: unter ihnen die Maler Hans Thoma, Wilhelm Trübner, Ludwig Dill, Otto Eichrodt und eben auch der Maler, Geiger, Gitarrist, Jodler, Gelegenheitsdichter, Humorist, Garten-, Reit- und Schachenthusiast Hermann Baumeister, um dessen ebenso kauzige wie ausgelassene

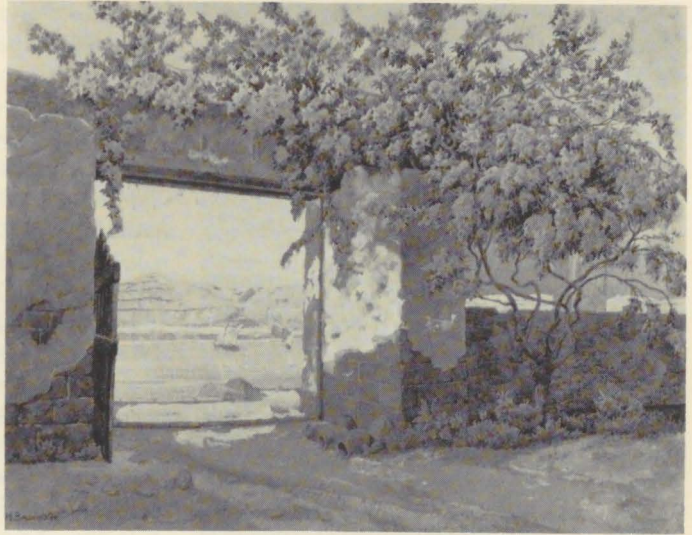


Römische Campagna
(Foto: B. Ferdinand)

Streiche sich schon früh eine Legende wob²⁾. Man erzählte sich damals schmunzelnd, wie er mit weithin schallenden Ständchen für die Dame seines Herzens die stillen Karlsruher Nächte unterbrach oder wie er im Landsknechtsgewand im Schaufenster einer Möbelfabrik, umgeben von stilechtem altdeutschem Dekor, sich dem staunenden Publikum als „lebendes Bild“ darbot. Die Verkleidung war überhaupt eine der beliebtesten Weisen seiner proteushaften Selbstdarstellung: in einem Phantasiesoldatenkostüm bezog er in einem Schilderhäuschen des großherzoglichen Schlosses Posten, zum Amüsement der Passanten, und in seiner Vorzugstracht eines ungarischen Magnaten — „Janos“ — fuhr er in Begleitung eines ebenso stilecht kostümierten „Dieners“ in der Bahn nach Stuttgart und spielte dort in einem Café auf; die anwesenden Ungarn erklärten ihn sofort für einen der Ihren. Selbstverständlich war er in der Fasnachtszeit in der vordersten Reihe der fröhlichen Aktivisten zu finden, als Mitglied des Elferrats und bei den rauschenden Festen des Karlsruher Künstlervereins tat er sich als

geistvoller Reimeschmied hervor. Jahrzehntlang, noch bis kurz vor dem Zweiten Weltkrieg, führte er bei den Fasnachtskinderbällen im Hotel Germania in der Kriegstraße Regie.

So lag es nahe, daß sich die Schöpfer des „Stephaniebrunnens“, der Architekt Hermann Billing (1867—1946) und der Bildhauer Hermann Binz (1876—1946), des noch nicht Vierzigjährigen erinnerten, als sie in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts an die Verwirklichung des einmaligen Baudenkmals gingen. Billing war der Planer des Zierbrunnens, und der witzige junge Künstler Binz, dem Billing die plastischen Arbeiten des Bauwerks übertragen hatte, kam auf den originellen Einfall, die in Stein gehauenen Bildnisse der erwähnten 14 Karlsruher Prominenten auf Pfeilern rund um eine in ein Brunnenbecken plazierte nackte Wasserjungfrau herum zu gruppieren. Bürgermeister (Karl Schnetzler, 1846—1906) und Stadtrat billigten, wenn auch erst nach lebhaften Debatten, das Vorhaben und stellten damit der Weltoffenheit und Toleranz der badischen



Gartentor in Luxor
(Foto: B. Ferdinand)

Residenz in jener Zeit ein erstaunliches Zeugnis aus. Heftiger Widerstand kam jedoch von dem gestrengen Bürgerschaftsmitglied Reinhard Baumeister, dem Professor Dr. med. h.c., Dr. phil. h.c. und Geheimen Oberbaurat (1833—1917) — dem Vater von Hermann Baumeister. Auch Reinhard Baumeister war, als Karlsruher Berühmtheit — er ist der Schöpfer des modernen wissenschaftlichen Städtebaus³⁾ —, von Binz ausersehen, in die Brunnengalerie aufgenommen zu werden; aber im Gegensatz zu seinem Sohn scheint er mit Humor nicht eben gesegnet gewesen zu sein. Er lief gegen die Aufstellung einer „unbekleideten Mädchenfigur“ Sturm, wurde aber überstimmt, und heute noch erinnert das graziöse kleine Wassernischen am Sockel des grimmig dreinblickenden Wasserspeierkopfs von Reinhard Baumeister an diesen Streit — der humorvolle Binz war um solche Einfälle nie verlegen. Allerdings muß Reinhard Baumeister irgendwann einmal in diesem Streit die Waffen gestreckt haben; jedenfalls ließ er im Winter 1904/05 wie die 13 anderen Geehrten auch sein Porträt

von Binz in mehreren Sitzungen in Ton modellieren, danach wurde es in Buntsandstein ausgehauen. So war die Harmonie zwischen Vater und Sohn nicht weiter getrübt, und sie wohnten einträchtig noch viele Jahre in der Wörthstraße 7 bis zum Tod Reinhard Baumeisters zusammen.

Die Wellen der Aufregung um das einzigartige Kunstwerk legten sich jedoch lange nicht. Wie Wilkendorf berichtet, war der Brunnen ohne weitere Feierlichkeiten und um jedes Aufsehen zu vermeiden, in einer Nacht- und Nebelaktion im Jahre 1905 aufgestellt worden, und die „in ihrer Frauenehre gekränkten Marktfrauen sowie 3380 Weiblichkeiten der Stadt, meist Mitglieder konfessioneller Jugend- und Jungfrauenvereine“, empörten sich vehement gegen die als „Karlsruher Venus“ geschmähte unschuldige Brunnenfee und forderten energisch die sofortige Beseitigung des „schamlosen Laufbrunnens“. Ein weiser Stadtrat — einer Stadt übrigens, die gemeinhin nicht gerade zu den Zentren des deutschen Humors gerechnet wird — wies jedoch mit der stichhaltigen Be-

gründung, dem Reinen sei alles rein, die Beschwerden höflich, aber bestimmt zurück. Die Erregung legte sich langsam, und so lächelt Hermann Baumeister verschmitzt noch heute, in Gesellschaft seines Vaters und der anderen Zwölf, von seinem Pfeiler herunter und speit kräftige Wasserstrahlen in das Basin, in dem die schöne bronzene Quellnymphe ohne Unterlaß ihre Wasserkrüge entleert (sie und die sie umgebenden steinernen Charakterköpfe haben beide Weltkriege unbeschädigt überstanden).

Als Hermann Baumeister am 23. 4. 1867 in Karlsruhe geboren wurde, war die Freude groß; die Ehe der Eltern Reinhard Baumeister und Anna geb. Eisenlohr (1834—1894), Tochter des Direktors der Bauschule des Polytechnikums J. F. Eisenlohr, war zehn Jahre lang kinderlos geblieben⁴⁾. Der junge Mann — von nicht besonders robuster Gesundheit; sie kräftigte sich erst in den Jünglingsjahren — besuchte das Humanistische Gymnasium seiner Vaterstadt bis zum „Einjährigen“, das er bei der Artillerie in Karlsruhe-Gottesau ableistete. In seltsamem Gegensatz zu seinem privaten Freiheitsdrang und seinen musischen und künstlerisch-individualistischen Wesenszügen war er, wie seine Frau Gertrud Baumeister später berichtete⁵⁾, „mit Leib und Seele Soldat“. „Das Einjährigenjahr gehört zu den schönsten Erinnerungen seines Lebens“, vor allem auch weil er dort dem geliebten Reitsport, freilich in der Zucht des militärischen Verbands, nachgehen konnte. Es scheint, daß es eines gelinden Drängens von seiten des Vaters bedurfte, um den Sohn, dessen zeichnerische Begabung schon während der Schulzeit hervortrat, zur Aufnahme des Studiums der Architektur an der Großherzoglich-Badischen Technischen Hochschule seiner Heimatstadt zu bewegen; der Vater war Professor an dieser Anstalt.

Aber die erhaltengebliebenen Zeugnisse aus Karlsruhe und München, wo er zwischen 1886 und 1890 insgesamt sechs Semester absolvierte, weisen aus, daß er mit Fleiß und Interesse an den Vorlesungen und Übungen

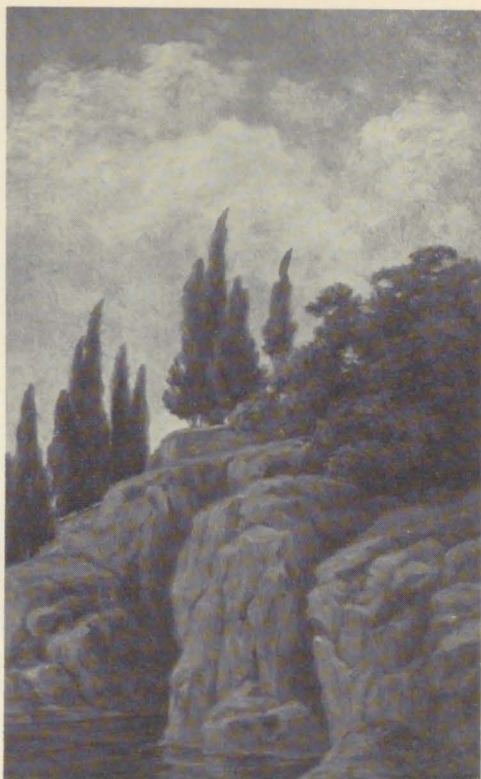
teilnahm. Das akademische Leben in seiner damaligen Unbeschwertheit scheint ihm auch sonst zugesagt zu haben; er blieb lebenslang treues Mitglied der Studentenverbindung Vitruvia. Die Gegenstände freilich, denen er sich während des Studiums widmete — etwa „Formen- und Stillehre der romanischen und gothischen Baukunst“, „Darstellende Geometrie einschließlich Beleuchtungslehre mit konstruktiven Übungen“ —, weisen deutlich auf eine in seinem späteren malerischen Lebenswerk sichtbare Leitlinie hin, die enge Verbindung von Natur und Architektur. In München arbeitete er übrigens während eines Praktikums am Bau des neuen Rathauses am Marienplatz mit, zusammen mit seinem Kommilitonen und Landsmann Ernst Platz, der wie er Maler wurde und der wohl auch den Ausschlag für die Berufswahl Hermann Baumeisters gegeben hat.

So stellte sich für den Dreiundzwanzigjährigen die Frage, was er werden sollte und ob er seiner eigentlichen Berufung, der Malerei, folgen durfte. Die beiden Freunde, Baumeister und Platz, unternahmen zusammen eine ausgedehnte Studienreise nach Tirol, und nach der Rückkehr ließen die kritischen Eltern Baumeisters die malerische Ausbeute ihres Sohnes von sachverständiger Seite begutachten. Das Ergebnis der Prüfung veranlaßte den großzügigen Vater, den Sohn Hermann zu einem bekannten Düsseldorfer Maler, Professor Sell, zu schicken, bei dem er ein halbes Jahr lang intensiven Privatunterricht genoß. Dieser Unterricht war sicher für Baumeister wichtig und weiterführend; aber im wesentlichen war er sein Leben lang — als Maler aber auch bei der Ausübung seiner anderen Talente — Autodidakt. Das Kreative, wie man heute sagt, das Unmittelbar-Schöpferische in Verbindung mit der Gabe, sich dank einer hochentwickelten Fähigkeit der Beobachtung und Kombination das meiste selbst beizubringen, waren wohl die bestimmendsten Wesenszüge seiner künstlerischen Existenz. Dazu trat ein wohlgegründetes Selbstbewußtsein; er war sich des von ihm

einzuschlagenden Weges absolut sicher und ließ sich in einer einmal gefaßten Überzeugung nicht beirren.

Nach Rückkehr aus Düsseldorf etablierte er sich als Kunstmaler im elterlichen Haus in der Wörthstraße, in das ein gutausgestattetes großes Atelier eingebaut wurde — wieder ermöglichten die Eltern in bewundernswerter Freigebigkeit dem unbekanntem jungen Talent den Start in die von ihm gewählte Laufbahn, die sich so völlig von der seines Vaters unterschied. Wenn Baumeister sich auch der elterlichen Unterstützung sicher sein konnte — der Entschluß zur Niederlassung als Maler war gleichwohl mutig; denn Angebot und Nachfrage standen schon damals nicht immer im erwünschtesten Verhältnis, und Baumeister hatte in der Folge mehr als eine wirtschaftliche Durststrecke zu überwinden. Aber er machte sich schnell einen Namen. In den ersten Jahrzehnten seiner künstlerischen Praxis malte er ausschließlich Aquarelle; viele davon zeugen noch heute mit ihren duftigen Farben und dem poetischen Reiz, den sie ausstrahlen, von der meisterhaften Pinselführung des jungen Künstlers. Neben den bekannten und vielgemalten klassischen Motiven aus südlichen Zonen, etwa der Akropolis, wählte er auch gerne anspruchslosere Sujets wie etwa Szenen aus dem lieblichen Albatal bei Karlsruhe oder dem heimatlichen Hardtwald.

Für die malerische Entwicklung Baumeisters waren zahlreiche Studienreisen bedeutsam, die er in den Jahren von 1891 bis etwa 1908 unternahm. Sie führten ihn nicht nur zu den von den meisten Malern aufgesuchten europäischen Kunstzentren wie Rom, Florenz, Verona, Venedig und Athen, sondern auch mehrfach auf den Balkan, zweimal nach Ägypten und sogar nach Madeira und Teneriffa, — zu jener Zeit abenteuerliche Unternehmungen. Der künstlerische Ertrag dieser Reisen in Form ganzer Serien von Landschaftsbildern war beträchtlich. Ein von einer herrlich blühenden Bougainvillea umrahmtes „Gartentor in Luxor“ — mit Blick auf den



An der Adria

(Foto: H. Morr)

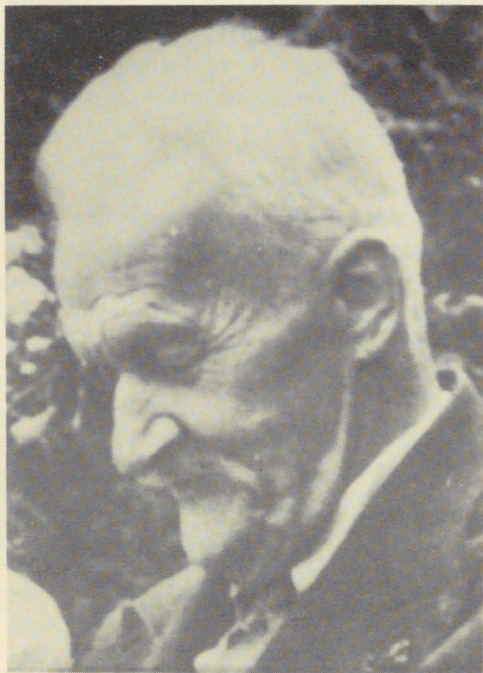
Nil und das in der Ferne verschwimmende Mokatam-Gebirge — hat er über fünfzigmal in verschiedenen Variationen gemalt — und verkauft.

Bei einer seiner Reisen lernte er, in Klausen in Tirol, seine spätere Frau Gertrud geb. Grässer (1872—1954) kennen; nach der heimlichen Verlobung im Jahre 1893 wurde am 19. 5. 1894 geheiratet. Das Paar blieb fünfzig Jahre in glücklichster Ehe verbunden, aus der am 24. 3. 1895 eine Tochter Anna hervorging. Sie heiratete am 24. 5. 1921 den Professor Dr.-Ing. Theodor Oehler, und bald waren drei Enkel das ganze Glück der Großeltern.

Baumeister hatte in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg einen bekannten Namen in

Karlsruhe, aber nicht nur deshalb, weil ihm ständig der Schalk im Nacken saß; Großherzog Friedrich genehmigte eine Ausstellung seiner Werke im Gartensaal des Residenzschlosses und empfing den jungen Maler in Audienz. Das Erbgroßherzogspaar besuchte ihn in seinem Atelier und „ließ sich in Worten liebenswürdiger Anerkennung über das Geschaute aus“. „Mit der Seele gesuchte Schönheit idealster Art mutet uns aus den verklärten Stimmungen an“, schreibt ein zeitgenössischer Kritiker, Fritz Walter Henrich, der auch die „woherwogene, verständige Lichtbehandlung und zarte Luftbeobachtung“ preist⁶⁾. Hier wandelte Baumeister wohl auf den Spuren der berühmten englischen Aquarellmaler des 18. und 19. Jahrhunderts.

Verhältnismäßig spät, erst in den Zwanzigerjahren, wandte er sich der Ölmalerei zu.



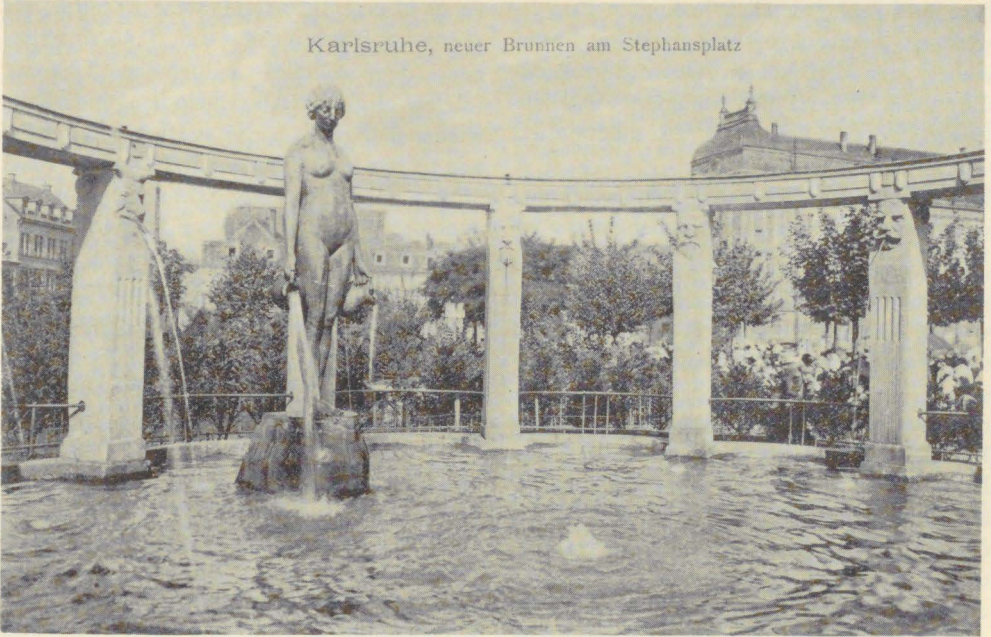
Hermann Baumeister (1939)

(Foto: W. Franke)

Viele Gemälde aus dieser Zeit spiegeln den Zauber der sonnigen Mittelmeerländer wider. Aber in diesen Jahren erschloß er sich auch ein ganz neues Terrain. Unheimliche Phantasmagorien entstanden in der Manier eines Böcklin oder Feuerbach: dräuende Gewitterwolken stellen sich bei näherem Zusehen als wild dahingaloppierende Walküren mit flatternden Haaren und sturmgepeitschten wallenden Gewändern dar, und im Hintergrund droht ein düsterer Thor, seinen Hammer schwingend. Auf Phantasielandschaften grollt das Meer, brechen sich schäumende Wogen an steilen Klippen, und hoch oben thront auf gewaltigem Felsen ein zierliches Tempelchen mit griechisch-schlanken Säulen, umgeben von windzerzausten Zypressen. In solchen Gemälden, denen ein ins Erhabene weisender Zug nicht abzuspochen ist — etwa auch einer „Landschaft Deutschland“ und einem „Sonnengott Baldur“ —, konnte, wie die Kritik schrieb, „das Ziel der heroischen Kunst in voller Klarheit und Anschaulichkeit noch nicht ganz erreicht werden, weil das Geistige und das Formale noch nicht restlos ineinander aufgingen und dem Gegenständlichen noch zuviel Symbolik aufgeladen wurde, die nicht zur reinen Anschaulichkeit aufgelöst werden konnte. Immerhin, Baumeister hat auch in diesen Fällen das Thema wieder aufgenommen, wo Koch, Rottmann, Preller Großes geschaffen hatten: die Landschaft zur Sprache großer Gedanken von mythologischer Bedeutung zu erheben. Damit hat er die Lücke geschlossen, die der Naturalismus, Impressionismus und Expressionismus zwischen der einstigen klassischen Landschaft und der heutigen Landschafterei aufgerissen hat. Wenn einmal die Entstehung und Entwicklung der klassischen Landschaft geschrieben werden sollte, wird man an der in diesem Betracht markanten Kunst Baumeisters nicht vorübergehen dürfen.“⁷⁾

Von Anfang an zeichnete sich die Malkunst Baumeisters durch eine Besonderheit aus: seine Fähigkeit, die Architektur als „Gerüst“

Karlsruhe, neuer Brunnen am Stephansplatz



Stephaniebrunnen in Karlsruhe kurz nach der Fertigstellung (1906)
v. r. n. l.: Trübner, Dill, Schnetzler, Billing (verdeckt), Binz

für die Darstellung der Landschaft zu benutzen, vervollkommnete sich immer mehr, und dabei kehren die in den frühen Architekturstudien gewonnenen Eindrücke sehr deutlich wieder. „Der meist starke Farbenkontrast zwischen Stein- und Mauerwerk und Pflanzen, Blumen, Luft und Wasser gibt dem Bildganzen meist einen kräftigen dekorativen Charakter, der durch die sichere, zeichnerisch feste Form noch betont wird“⁸⁾, heißt es in einer Würdigung seiner Kunst anlässlich seines 60. Geburtstags. Baumeisters Werk dürfte eigentlich gerade wegen dieser von ihm entwickelten Technik der Verbindung von Landschaft und Architektur in einer Darstellung der badischen Landschaftsmalerei nicht fehlen; wir suchen jedoch in den einschlägigen Anthologien⁹⁾ seinen Namen vergeblich. Sein Ausgangspunkt, die Architektur mit ihrer strengen Eigengesetzlichkeit, war für seine Methode der Verwirklichung

seiner auf die Vergeistigung des Landschaftlichen gerichteten künstlerischen Absichten bestimmend. Sicher kann man heute, ex nunc, den Malstil Baumeisters als konventionell abstempeln, und Ausflüge in die „heroische“ Kunst sind uns mittlerweile ziemlich verleidet. Man kann auch behaupten, Baumeister sei in erprobten, aber etwas ausgetretenen Bahnen gewandelt — damit würde man jedoch seiner bildnerischen Kraft und der Eigenart und Dichte seiner malerischen Komposition nicht gerecht. Aber wichtige Entwicklungslinien der modernen Malerei nahm er erst gar nicht zur Kenntnis. Für den ekstatischen Impressionismus des nur wenig älteren Lovis Corinth, den zeitkritischen Expressionismus etwa des nur wenig jüngeren Max Beckmann oder gar die abstrakte Malerei hatte er nur ein Schulterzucken übrig. Unbestreitbar aber geht bei Baumeister neben dem „formal gebundenen und dem far-

ben- und raumgesetzlich bedingten Zug ... noch ein phantasievoll schöpferischer Strom einher, der den kühlen klassischen Atem durch die Wärme der Stimmung und die Phantastik der Erfindung zu durchpulsen und zu beleben sucht¹⁰⁾.

Fritz Walter Henrich gab folgende Gesamtwürdigung des malerischen Lebenswerks¹¹⁾:

„Von klassischem Ernst gestaltet und getragen sind Baumeisters Bilder. Er hat die Malerei von J. A. Koch, Preller, Rottmann, Klose und Kanold um einen bedeutenden Fortschritt überboten, indem er die klassische, romantische, echt künstlerisch-idealistische Richtung unter Anwendung der modernsten Mittel in Farbengebung, in Technik, die er als Autodidakt mühsam sich in unermüdlichem Studium aneignete, und in der Licht- und Luftbehandlung fortsetzte. Soviel Studium und sorgfältigster Fleiß in die künstlerisch klar umschlossenen Werke hineingelegt ist, soviel eindeutige Einprägbarkeit und Vollendung idealster Absichten spricht aus ihnen.

Es ist kein totes Geleise, auf das Baumeister eingefahren ist. Er geht einen Höhenweg, dessen geistige und allgemein kulturelle Bedeutung bei der undurchdringlichen Menge virtuosenhafter Malerei in gegenwärtiger Zeit nur dem unbestochenen, von Vorurteilen freien Kritiker sichtbar ist. In einer Darstellung der klassischen deutschen Malerei darf Baumeister nicht fehlen.“

Gleichbegabt wie als Maler war Baumeister als Geiger. Als Schüler wurde er eine Zeitlang von dem Hofmusiker Hoitz im Violin-spiel unterrichtet; er dankt ihm wohl die technische Grundlage seiner späteren Virtuosität. Aber, ähnlich wie beim Malen, das Wesentliche hat er sich auch auf diesem Gebiet selbst angeeignet, und dabei verarbeitete er geschickt mit seiner feinnervigen Sensibilität die von außen kommenden Einflüsse, etwa aus der ungarischen Volksmusik. Als junger Mann soll er längere Zeit bei einem Zigeunerstamm in der Pußta zugebracht haben. So

verstand er es glänzend, seine Zuhörer mit seiner Improvisationskunst in Bann zu schlagen; dem atemlos wirbelnden Czardas folgten elegische Klagemelodien und dann wieder feurige Tänze in straffen Rhythmen, wie sie nur jener Pußtalandschaft eigen sind. „Dann fiel er vor einer Schönen aufs Knie, auch dann noch, als er schon ziemlich alterssteif schien, und sie mußte ihm mit einem Kuß danken“¹²⁾. Nach Zigeunerart musizierte er meist ohne jede Notenvorlage. Auch Gitarre spielte er vorzüglich, und im Jodeln taten es ihm auch „Eingeborene“ nicht so leicht nach.

Bei Kriegsausbruch im Jahre 1914 meldete sich der Siebenundvierzigjährige sofort freiwillig und wurde als Vizefeldwebel und Leiter einer Munitionskolonie im Elsaß und in Flandern eingesetzt. 1918 übernahm er das Rekrutendepot in Karlsruhe-Gottesau. Die schlimme und sorgenreiche Nachkriegs- und Inflationszeit wurde, wie Gertrud Baumeister erzählt, „glücklich überwunden“, und er konnte sich sogar wieder ein kleines Vermögen ersparen. Er hatte auch noch die Freude, mehrere Ausstellungen seiner Werke zu erleben, so eine eindrucksvolle letzte geschlossene Präsentation seines Oeuvre bei Gelegenheit seines 70. Geburtstags im Jahre 1937.

Aber da zogen schon wieder dunkle Wolken am Horizont auf. Baumeister war allezeit ein national gesinnter Mann, und es war für den längst nicht mehr Dienstpflichtigen eine Selbstverständlichkeit, sich dem Vaterland zur Verfügung zu stellen, wenn es in Not war. So fand er, angesichts der Demütigungen des Versailler Vertrags und des wirtschaftlichen Niedergangs, guten Glaubens schon früh den Weg zu den vermeintlichen Kräften der völkischen Erneuerung, ohne zu ahnen, daß dieser Weg letztendlich ins Verderben führen würde. Aber das Schicksal meinte es ein letztes Mal gut mit dem frohen Künstler: am 7. März 1944 erlag er einem Herzschlag und blieb so davor bewahrt, die Vernichtung eines großen Teils seines Lebenswerks in seinem Künstlerheim in der

Wörthstraße, der „Insel seines Glücks“, miterleben zu müssen. Das Haus wurde am 27. 9. 1944 völlig zerstört. Der plötzliche Tod ersparte ihm auch die Erfahrung der folgenden Katastrophe des Jahres 1945.

Über 40 Jahre sind inzwischen ins Land gegangen, und nicht mehr viele werden sich Baumeisters aus persönlicher Kenntnis erinnern. Die Kunstgeschichtsschreibung überging ihn, einen Künstler, der wie nicht viele „zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt“ war. Aber die ihn noch kannten — unter ihnen der Schreiber dieser Zeilen —, werden sich der unverwechselbaren kraftvollen Persönlichkeit dieses Vollblutmalers und seines Künstlertums, das so vielen Menschen Freude brachte, stets dankbar — und mit ein bißchen Augenzwinkern — erinnern.

Anmerkungen

¹⁾ Der Karlsruher Stephaniebrunnen, in: Ekkart, Jahrbuch für das Badener Land (Freiburg 1963) 72–78.

²⁾ Hubert Doerschuck, Von mancherlei Käuzen — Skizze über Karlsruher Originale, in: Badische Neueste Nachrichten vom 5. 8. 1967.

³⁾ Engelbert Strobel, Reinhard Baumeister, der Schöpfer und Begründer des wissenschaftlichen Städtebaues, in: Badische Heimat 2/1980 281–284.

⁴⁾ Nach dem Zeugnis des Enkels Reinhard Oehler hatte Hermann Baumeister keine Geschwister; die Angabe „drei Geschwister“ Engelbert Strobels (vgl. Anm. 3) ist insoweit zu korrigieren.

⁵⁾ Ungedruckte Beschreibung des Lebens von Hermann Baumeister, niedergeschrieben von seiner Frau Gertrud Baumeister im Jahre 1947 (aus dem Nachlaß).

⁶⁾ Undatierte Rezension aus dem Nachlaß Hermann Baumeisters, ohne Quellenangabe.

⁷⁾ Siehe Anm. 6.

⁸⁾ Siehe Anm. 6.

⁹⁾ Josef August Berlinger, Badische Malerei 1770 bis 1920 (Karlsruhe 1922); Arthur von Schneider, Badische Malerei des 19. Jahrhunderts (Karlsruhe 1968).

¹⁰⁾ Siehe Anm. 6.

¹¹⁾ Artikel zu Baumeisters 60. Geburtstag im Jahre 1927, nicht datiert und ohne Quellenangabe, aus dem Nachlaß.

¹²⁾ Siehe Anm. 2.

Dem Enkel Hermann Baumeisters, Herrn Oberstudienrat Reinhard Oehler in Karlsruhe, bin ich für Einsicht in den Nachlaß seines Großvaters zu Dank verbunden.

„Der Baum auf dem Felde bedeutet des Menschen Leben“

„Wir müssen uns wieder getrauen, von den Bäumen zu sprechen. Denn die Bäume sind jetzt schon fast wichtiger als das jeweilige Regierungssystem.“ Der Mann, von dem diese Worte stammen, Walter Vogt, ist Schweizer.

Wie aktuell plötzlich auch hier wieder Hermann Hesse ist, der Bäume inbrünstig geliebt und ihren Verlust bitter beklagt hat: „Die alten Kastanien standen nicht mehr an ihrem Platz, . . . es war ein schauerhaftes Schlachtfeld, auch die Linden und die Ahorne waren gefallen, Baum an Baum . . . Mir war, als sei ich selber mit allen geheimen Wurzeln ausgerissen und in den unerbitterlich grellen Tag gespien worden.“

Alte Bäume, sie rühren unser Herz an. Da gleitet die Hand fast ohne unser Zutun über die rissige, narbenreiche Rinde. Man sieht, wie der Baum sich gewehrt hat in den Jahrhunderten, Stürmen und kalten Wintern, Dürreperioden, Blitzschlag und menschlichen Eingriffen trotzte. Und es ist, als spürte er Zuneigung und Gedanken. Wie ein Tier sie spürt. Der Baum hat eine Seele. Hat der Baum eine Seele?

In unseren Breiten, in Deutschland zumal, sind tausendjährige Bäume kostbare Raritäten. Unikate der Natur. Ökologen, von denen man ja nicht unbedingt annimmt, daß sie an die Seele eines Baumes glauben, haben ausgerechnet, man müsse Tausende junger Bäume pflanzen, um den ökologischen Nutzen eines hundertjährigen Baumes in der Großstadt zu ersetzen. Es gibt sie noch, alte Bäume, auch in unseren großen Städten. Einsame, geliebte, gefährdete Majestäten.

Kurt Tucholsky hat einmal von einem solchen Baum gesagt: „Er ist ein Stück Leben. Er beruhigt. Er erinnert. Er setzt das sinnlos heraufgeschraubte Tempo herab, mit dem man unter großem Geklapper am Ort bleibt.“ Alte Bäume sind bildgewordene Geduld und bildgewordene Zeit. Man könnte eine Spezialkarte anfertigen, wo in Deutschland die ältesten, die kostbarsten stehen, diese „Kathedralen aus Holz“. Da ist die große Wettertanne auf dem Gisiboden im Hochschwarzwald. Nur eine von den zehn solitären Wettertannen, die um die Jahrhundertwende hier registriert wurden, überlebte bis heute. Auch diese schon gespalten vom Blitz. Einen Winter lang konnte das Wirtshaus auf dem Gisiboden die Gaststube mit dem Bruchholz heizen. Und doch, da steht sie noch immer. Wie ein riesiger Kandelaber. Unbeirrbar. Letztes Symbol ihrer Art, Wahrzeichen der Landschaft weithin.

Tausendjährige Linden stehen noch immer irgendwo in deutschen Dörfern, am Brunnen vor dem Tore, wie im Volkslied. Manche mit Stützen und Prothesen, wacklig und hohl. Doch die verkümmerte Krone grünt und grünt noch immer, anscheinend bis in alle Ewigkeit. Dorfbewohner erzählen gern, hier unter dieser Linde, in ihrem Schatten, habe schon Barbarossas Enkel Recht gesprochen. Oder die einzelstehenden, kraftvollen Buchen, die bayerischen Einödsbäume, die am Feldrain stehen. Von Wind und Wetter zerzaust, mit einer grünen Krone, die fast hundert Meter Umfang hat. „Der Baum auf dem Felde bedeutet des Menschen Leben.“ Das ist keine Parole der Grünen, das steht schon geschrieben in der Bibel: 5. Moses 20, 19. (Aus einem Bildessay von Ilse Tubbesing, in FAZ, Magazin)

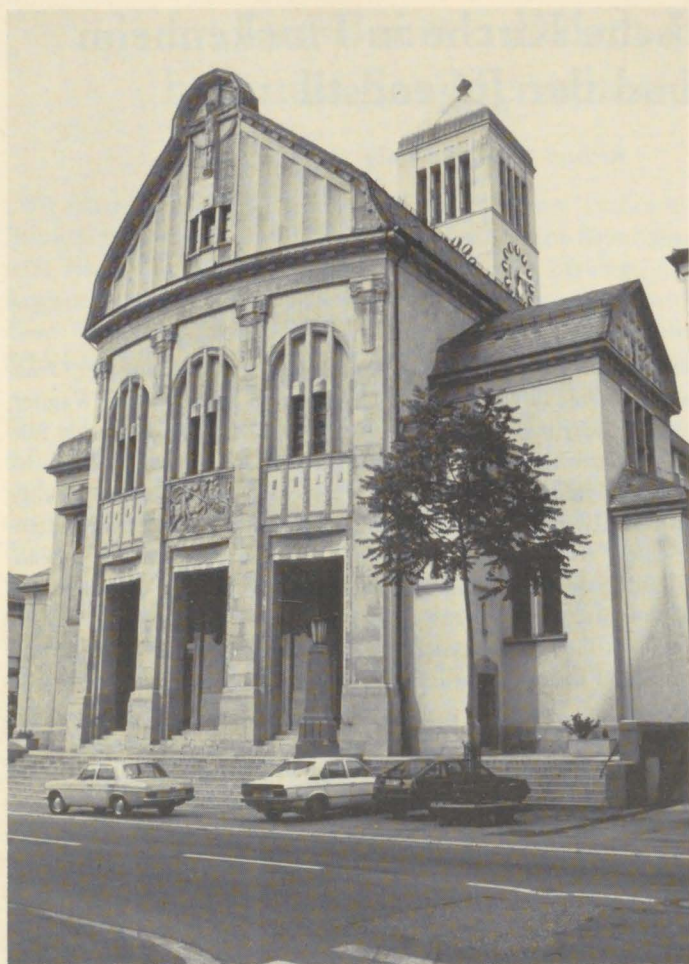
Die katholische Kirche in Hockenheim und der Jugendstil

Richard Bellm, Karlsruhe

Das 75jährige Jubiläum der katholischen Kirche St. Georg in Hockenheim bietet berechtigten Anlaß, dieses Bauwerk innerhalb der Architekturgeschichte des 20. Jahrhunderts zu betrachten. Es war und ist keineswegs selbstverständlich, daß dieser Kirchenbau in diesen Formen errichtet werden konnte. Waren doch in jenen Jahren um die Jahrhundertwende die Auseinandersetzungen mit dem Historismus in vollem Gange, seitdem sich in Belgien, England und Österreich junge Architekten die neuartigen Formen der Art nouveau, später des Jugendstils, benannt nach der in München gegründeten Zeitschrift „Jugend“ in architektonische Konzeptionen hereinholten. Mit dem Wohnhaus, das Victor Horta 1893 für den Ingenieur Tassel baute, wird zum ersten Mal die Schwingung des Jugendstils ins Räumliche umgestaltet. Wenige Jahre später baut der Franzose Hector Guimard 1899 mit Eisenteilen in den neuen Formen die Eingänge der Pariser Untergrundbahn, heute noch einzigartige Dokumente. Das Streben nach gleitendem Rhythmus und die daraus folgende geschlossene Form, die Abrundung der Ecken, die Vorliebe für Asymmetrie einerseits, das Streben nach geradlinigen und nüchternen Elementen sowie die Vorliebe für geometrische Formen andererseits, kennzeichnen die Jugendstilarchitektur. Neu ist auch die bewußte Kontrastierung von rauhem Mauerwerk und glatter Putzfläche. Nicht unwesentlich ist die Verwendung von patiniertem Kupferblech für Verkleidung und ornamentalen Beschlag. Wichtiger Bestandteil ist die

Farbe, vor allem bei der Betonung der Ornamentik. In Österreich zählen Otto Wagner, Josef Hoffmann und M. Olbrich zu den führenden Vertretern der Jugendstilarchitektur. Nicht zu übersehen ist dabei der enge freundschaftliche Kontakt zu den bedeutenden Künstlern wie Klimt und Schiele. Während Hoffmann sich auf die Ornamentelemente Viereck und Rechteck spezialisierte, bevorzugte Olbrich Kreis und Kreiskombinationen. Diese geometrischen Formen werden als Friese und Umrahmungen benutzt wie z. B. Schachbrettmusterstreifen, die an Kanten und Rändern neben völlig leeren Flächen laufen. Die geometrische Erstarrung beeinflusste die deutschen Jugendstilarchitekten August Endell, Peter Behrens und Richard Riemerschmid. Ein bleibendes Verdienst des hessischen Großherzogs ist die Berufung bedeutender Architekten wie Olbrich, Behrens und Hötger als Plastiker Anfang dieses Jahrhunderts auf die Mathildenhöhe in Darmstadt. Dort entstanden wichtige Bauwerke des Jugendstils im Sinne des Gesamtkunstwerks, also Architektur in Verbindung mit Plastik, Malerei und Kunsthandwerk. Die Einflüsse gerade von dort im gesamteuropäischen Raum und damit auch im Südwesten unseres Landes sind nicht zu übersehen.

Dennoch blieben die Architekturformen des Historismus stadtbildprägend. Politische und kulturgeschichtliche Auffassung von Würde und Repräsentanz spiegelten sich in neoromanischen, neogotischen und klassizistischen Bauten.



*Kirche St. Georg,
Hockenheim, Fassade*
(Foto: Julius Bellm)

Die Kirchenkunst jener Jahre lebte aus einem merkwürdigen Traditionsverständnis. Schier unumstößlich galt z. B. in Deutschland, insbesondere in der katholischen Kirche die Auffassung, daß der romanische Rundbogen sakralen Ausdruck habe und daher der Kirchenbau der Zukunft nur im romanischen Stil, vielleicht auch einmal im gotischen Stil zu denken und zu errichten sei. Tatsächlich haben wir in unserem Raum typische Beispiele dieser neuromanischen und neugoti-

schen Bauweise, z. B. in Heidelberg, Blankenloch, Ketsch und Karlsruhe, um nur wenige Orte zu nennen.

Daß dieses merkwürdige, eigentlich falsche Traditionsverständnis den Blick für die Gesamtentwicklung in Kultur und Gesellschaft versperrte und zu großen Mißverständnissen und folgenschweren Ausfällen führen mußte, erkennen wir heute sehr deutlich. Wir denken in diesem Zusammenhang nur an die liturgische Erneuerung, die im letzten Jahr-

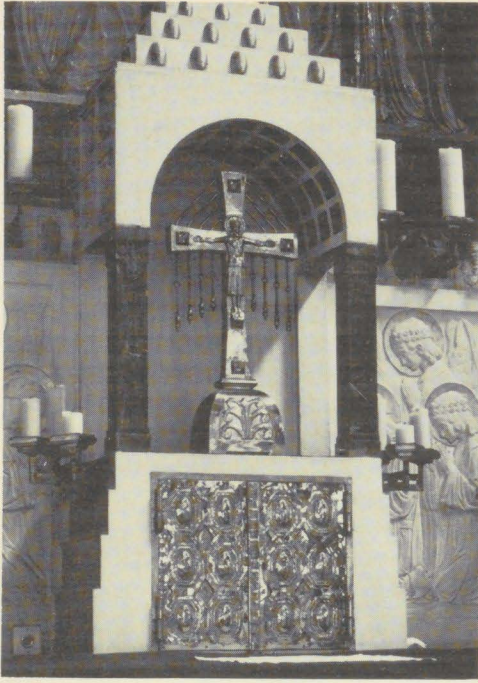


*Kirche St. Georg,
Hockenheim, Innenraum*
(Foto: Julius Bellm)

hundert und am Anfang des 20. Jahrhunderts von der Kirche diskriminiert, verketzert und teilweise verboten, erst in den 20er Jahren zum Durchbruch kam. Das Fehlen der bildenden Kunst des Expressionismus und der Neuen Sachlichkeit in der Kirche müssen wir als eine Tragödie bezeichnen, über die wir hier schweigen.

Umso erstaunlicher ist der Kirchenbau in Hockenheim! Vor dem eben skizzierten Hintergrund und der überzeugten Äußerung

des Rottenburger Bischofs Wilhelm Kepler aus dem Jahre 1912: „Eine Anwendung dessen, was man als modernen Baustil bezeichnet, auf den Kirchenbau“, gemeint ist der Jugendstil, „kann doch kein Freund der Kunst und der Kirche wünschen.“ Und in einer Rede vor der „Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst“ in Stuttgart am 28. Juli 1902 sagte Bischof Kepler: „Man redet von einem Jugendstil, ihn für einen Dombau zu verwenden wird niemand den Mut haben,



Kirche St. Georg, Hockenheim, Hochaltarbereich
(Foto: Julius Bellm)

man wüßte nicht, ob er noch in der Mode wäre, bis der Bau vollendet wäre.“ Trotz dieser allgemeinen Geringschätzung der neuen Formensprache finden sich im Kirchenbau einige Künstler, die den neuen Stil zur Entfaltung bringen. Wenn auch ein völliges Lösen von vorausgegangenen Stilen nicht erreicht wird, so vertritt u. a. Otto Wagner in Wien die Auffassung, daß auch die Gotteshäuser den Wandel der Zeit mitmachen sollen. So gelang ihm in der Kuppelkirche am Steinhof bei Wien (1903/05) ein bedeutendes Bauwerk des Jugendstils. Bereits 1905 wurde die Wiener Kirche O. Wagners in der Literatur als die bedeutendste des Jugendstils bezeichnet. Im südwestdeutschen Raum sind es vor allem die jungen Architekten Curjel und Moser, die vom Historismus herkommend sich aber mit der evangelischen Johannis-Kirche in Mannheim 1905 und der Lu-

therkirche 1906 in Karlsruhe in den neuen Formen des Jugendstils profilierten. In diese Zeit fällt auch die Planung und der Bau unserer Kirche St. Georg. Den Plan für das Gotteshaus entwarf der Vorstand des Erzbischöflichen Bauamtes Karlsruhe, Oberbaurat Johannes Schroth. Schroth baute um die Jahrhundertwende mehrere Kirchen, meist im neoromanischen und neogotischen Stil, später auch im Jugendstil. Zu seinen Werken gehören u. a. die Liebfrauenkirche in Karlsruhe-Süd, St. Bernhard in Karlsruhe-Ost, St. Bonifatius in Karlsruhe-West, St. Johannes in Ottersweier, als Jugendstilbauten St. Bernhard in Baden-Baden und St. Georg in Hockenheim.

Verfolgen wir die Geschichte des Hockenheimer Kirchenbaus, die übrigens 1936 und 1951 ausführlich und 1961 in einer Zusammenfassung dargestellt wird, dann spielte sich wie so häufig bei solchen Vorhaben mancherlei Geplänkel und Händel ab. So zog sich das Vorspiel vom Kauf des Geländes 1900 bis zum ersten Spatenstich am 5. August 1909 dahin. Den einen in der Kirchengemeindevertretung war die geplante Lage der Kirche nicht recht, den anderen stand das 1894 gebaute Pfarrhaus im Wege und sollte wieder abgerissen werden. Oberbaurat Schroth legte verschiedene Pläne vor. Die italienische Renaissancebauweise, in der das Pfarrhaus gerade errichtet worden war, mochte Schroth nicht, da sie auch zu teuer für den Kirchenbau sei. Eher, so schreibt der Planer 1908: „Wählten wir daher den einfacheren Barockstil, den wir aber dem heutigen Geschmack entsprechend noch wesentlich vereinfachten“ (in Richtung Jugendstil). Ein Plan, der allerdings nicht zur Ausführung kam, sah zwei Türme zu beiden Seiten eines barocken Baukörpers vor. Dieser Plan wurde wegen der zu hohen Kosten verworfen. Der damalige Weihbischof Dr. Justus Knecht lehnte den Plan ab mit der Begründung, er könne es nicht verantworten, daß eine unterstützungsbedürftige Pfarrgemeinde zwei Türme baue, während die meisten Kirchen

des Landes doch nur einen Turm haben. Nach dem neuen Plan, offenbar der heutigen Form entsprechend, wurde ein Turm an der Nordostecke des Chores vorgesehen und schließlich gebaut. Die Grundsteinlegung erfolgte am Himmelfahrtstag 1910. Eine steinerne Tafel mit dem Datum der Grundsteinlegung erinnert den Besucher am Aufgang zur Marienkapelle.

Die Bauarbeiten gingen nun nach einem veränderten Plan zügig voran. Bereits im Spätherbst desselben Jahres wurde der Bau unter der örtlichen Bauleitung des Architekten Karl Fischer und Illig aus Odenheim unter Dach und Fach gebracht. Bis 15. Oktober 1911 gediehen der Innenausbau durch Bauhandwerker und Künstler, z. B. Altaraufbau, Bemalung der Decken und Wände soweit, daß Gottesdienst stattfinden konnte. Am Kirchweihstag 1911 konnte Erzbischof Dr. Thomas Nörber den neuen Kirchenbau einweihen.

Der Außenbau

Der Blick aus Nordwesten läßt einen breitgelagerten stattlichen Bau erkennen. Mit seinen 50 m Länge und 30 m Breite schiebt er sich mit der abgetreppt vorgewölbten Fassade dynamisch zur Hauptstraße vor. In der Höhe von 26 m betont das nicht zu steile Satteldach, zusammen mit dem Dachstreifen der Seitenschiffe, die horizontale Lagerung des Gebäudes. Die Dachform ist im unteren Bereich der Dachtraufe zu leicht abgewalmt. Diese Form — mit barockem Anklang — wird an allen Dachformen des Baues aufgenommen. Mächtig und stadtbildbestimmend ragt der 60 m hohe quadratische Turm an der Nordostecke des Bauwerks auf. Hatten die ursprünglich geplanten Türme rechts und links der Fassade noch barockes Aussehen, so lassen die abgerundeten Ecken, die leichte Abtrepfung des Turmhelms und dessen kupferbeschlagene Dachschräge neben einzelnen Details wie auch der Putzstruktur die Merkmale des Jugendstils erkennen. Die Turm-

und Dachform der Johanniskirche in Mannheim von Curjel und Moser könnte Vorbild gewesen sein. Daß die barocken Elemente der Architektur in der Fassade spürbar werden, ist nicht zu übersehen. Schon die elegante dynamische Vorwölbung des Mittelschiffbereiches schafft eine Bewegung, die noch im Giebfeld verdeckt nachklingt und durch die konkaven Kehlungen aufgehoben wird. Die Gliederung der großen und kleinen Fenster dagegen lassen eindeutig die freie Spielform der Jugendstilarchitektur auf der Fläche erkennen. Auf der Mathildenhöhe in Darmstadt finden sich Beispiele dieser Art. Ganz typisch ist der originale Riffelputz. Mit seinem feinen grafischen Lineament, von hellen und dunklen Strukturbahnen, die das wandernde Licht verändert, betont er wohl die Vertikale, die kaum sichtbar das Ganze in einen schwebenden Zustand versetzt und so dem Bau eine gewisse Leichtigkeit gibt. Vor- und Rücksprünge sind nie tief. Immer wird die Fläche betont, in das sich architektonische Details ornamental einordnen.

Drei gleichgroße Eingänge führen unter einer kurzen offenen Vorhalle unter konkaven Supraporten (Türstürzen) mit kleinen Brustbildern von Joh. d. Täufer — Christus — Mose — durch einen Windfang in das Innere des Baues. Durch kleine kupferbeschlagene Türen an den Seiten der vorspringenden Fassade gelangt man auf die Empore. Von reizvoller Unbekümmertheit sind die musizierenden kleinen Engelskinder als flaches Relief jeweils über dem Türsturz gestaltet.

Der geringe Vorplatz nimmt in den Treppenstufen zur Straße hin den schönen Schwung auf, der lediglich durch zwei flankierende Sandsteinkandelaber unterbrochen wird, aber auch mit ihrer vorgeschobenen Aufstellung die Gesamtdynamik der Fassade akzentuiert. Nicht gleich, aber ähnlich ist die Betonung der Eingangsarchitektur an der neogotisch-jugendstilgeprägten Christuskirche in Karlsruhe von Curjel und Moser.

Die bereits erwähnte Fassade ist bei aller Flächigkeit dennoch bewegt und reich geglie-

dert. Vier breite flache Pilaster-Lisenen erwecken den Eindruck, als trügen sie den leicht vorspringenden abgewalmten Dreiecksgiebel. Übrigens zeigen die Abdachungen, wie oben erwähnt, an Hauptschiff, Seitenschiff und Turm dieselbe Walmneigung. Die Mittelachse der Fassade wird schließlich hervorgehoben durch das St. Georgsrelief, einer lebendigen, stilgerechten Reliefplastik und der ruhig-kraftvoll wirkenden Corpus-Christi-Darstellung auf dem hochgezogenen Mittelfeld des Giebels. Beide Plastiken sind Arbeiten des Bildhauers H. Taglang, Mannheim aus dem Jahre 1910. Die kupferbeschlagenen Haupt- und Seitenportale sind einfach gegliedert und zeigen als Ornament eine stehende Raute, eine Ornamentform, die als Grundmuster den ganzen Bau überzieht.

Der Innenraum

Durch einen kurzen Windfang gelangt der Besucher in den Kirchenraum. Die etwa um ein Joch vorspringende Empore bewirkt im Eingangsbereich eine lichtarme Zone. Das hohe, lichtdurchflutete ca. 14 m breite und ca. 34 m lange Mittelschiff läßt die wesentlich niederen und schmälere Seitenschiffe zurücktreten. An sich ist die Anlage dreischiffig konzipiert. Die mächtige Mittel-Längstonne wird getragen von fünf kräftigen Gurtbögen. Sie unterteilen die raumbestimmende Längstonne in 6 Abschnitte und bringen den wandernden Blick mit ihrem Querverlauf zur Ruhe. Den Abschnitten entsprechend auf granitfarbenen abgerundeten Pfeilern sind die Arkadenstellung wie die geschlossene Emporengalerie und Lichtgaden gestaltet. Von angenehmem Schwung sind die Stützen der Emporengalerie. Die breiten Segmentfenster des Lichtgaden führen das Licht in den Raum, das vor allem von den jeweils gegenüberliegenden Mittelschiffswänden reflektiert wird und die Helle des Raumes steigert. Rück- und Vorsprünge der Wand, bzw. der Ornamentbänder sind so

flach, daß der wohltuend flächige Charakter gewahrt bleibt. Kaum merklich, aber die Raumwirkung prägend sind die gebrochenen Pfeilerkanten. Sie mindern den kantigen Licht-Schattenbereich. Das Raumlicht fließt ruhig um die tragenden Architekturglieder und läßt die Baumassen leichter erscheinen. Die dunkleren Seitenschiffe mit entsprechenden Seiteneingängen sind kreuzgratgewölbt. Am linken Seitenschiff zieht nochmals ein schmaler Längsgang mit Quertonnen und kleinen Rundfensterchen (Okuli). Diesem Längsgang entspricht auf der rechten Wandseite der Einbau von vier Beichtstühlen. Damit ist der gleichseitige Grundriß gewahrt. Deutlich abgesetzt vom Mittelschiff leitet der eingezogene Triumphbogen auf ornamentierten Vierkantstützen über in den Chorraum, der um 7 Stufen erhöht den Blick freigibt auf den Altarbereich. Während die ursprüngliche Altaranlage bündig an der Chorrückwand steht und heute als „Sakramentshaus“ sinnvolle Funktion hat, fand der Zelebrationsaltar der Gemeinde zu im Sinne der erneuerten Liturgie an die Stufen vorgerückt Aufstellung. Entsprechend nahe befindet sich bei den beweglichen Sedilien der Lesepult. In der Höhe des Chores befindet sich rechts der Zugang zur Sakristei. Der Sakristei gegenüber ist der Raum in Verlängerung des linken Seitenschiffes als Marienkapelle gestaltet. Diese architektonische Besonderheit solcher Andachtsräume ist ein charakteristisches Merkmal des Architekten Schroth, der z. B. in St. Bonifatius, Karlsruhe, ebenfalls eine Seitenkapelle für die private Andacht konzipierte. In vier längsgerichteten Bankkolonnen ist die Gemeinde auf den Altar ausgerichtet.

Ausstattung

Von beglückend vollständiger Erhaltung ist die zeitgenössische Ausstattung. Sie vermittelt uns ein Bild der Einheit im Sinne des Gesamtkunstwerks, das ja gerade die Jugendstilkunst anstrebt. Nach dem modernisti-

schen Kahlschlag vor einigen Jahren in unseren Kirchenräumen wurde aus Unverstand leider neben viel schlechter Qualität auch stilvolles Kultgerät bis hin zum plastischen Schmuck veräußert oder vernichtet. Hat doch bereits die Bauhausbewegung der 20er Jahre die Jugendstilarchitektur samt ihrer Ausstattung als dekadent abgewertet. Wie so oft in der Geschichte werden bedeutende Leistungen zu spät erkannt. So hat sich die Denkmalspflege und die Kunstgeschichtsforschung erst seit etwa 30 Jahren der Dokumentation von Jugendstilerzeugnissen in den verschiedenen Bereichen angenommen. Zahlreiche Architekturen wurden entweder abgerissen oder neuzeitlich umgebaut.

Der breitgelagerte Altar auf geschlossenem Stipes steht vor einer flachen Chorwandnische. Das steinerne Retabel besteht zu beiden Seiten des Tabernakels aus einem ausgewogenen Relief eines Engelschores mit goldenen Nimben, der sich anbetend dem Tabernakel zuwendet. Ein Baldachin auf schwarzen Vierkantpfeilerchen über dem Tabernakel dient der Aufnahme des Altarkreuzes. Die vergoldeten Teile wie Tabernakel, Kreuz und Nimben bilden im Zusammenklang mit dem hellen Offenstetter Kalkstein der Altararchitektur eine vornehme Einheit. Die gesamte plastische Gestaltung schuf der Bildhauer Taglang, Mannheim. Mit diesem farbigen Ton wird der gesamtfarbige Grundakkord für den ganzen Innenraum angeschlagen. Und tatsächlich finden wir neben dem Weißlichgelb der Kalksteinpartien den Granitton der Pfeiler und Wände und dazwischen die akzentuierenden Goldpartikel als schmückende Ornamentelemente.

In der flachen Kuppel des Chorraumes ist das apokalyptische Lamm mit den 4 Evangelistensymbolen gemalt.

In der Chorwandnische ist hinter dem Retabel des Hauptaltars eine große farbig gefaßte Kreuzigungsgruppe im Charakter einer Großkeramik, eine Arbeit von Bildhauer Schädler, aufgestellt. Auf der Rückwand der

Nische, die Kreuzigungsgruppe überragend, befindet sich in Malerei die Darstellung der Trinität, umgeben von den Engelschören in fünf Reihen übereinander, eine ergänzende Malerei des Kunstmalers Rünzi.

Zu beiden Seiten des Altars stehen auf abgetreppten Konsolen an der Chorwand die Apostelfürsten Petrus und Paulus. Diese Vollplastiken bilden mit den übrigen 10 Aposteln und ihren Attributen ebenfalls auf Konsolen an den Pfeilern zwischen den Arkaden eine Einheit. Mit ihrer Aufstellung werden sie sinnbildlich zu Stützen der Kirche. Die überlebensgroßen Plastiken sind ein bedeutendes Werk des Bildhauers Emil Sutor aus Karlsruhe. Der Auftrag erfolgte erst etwa 1936, zog sich dann noch viele Jahre hin, bis die ganze Gruppe vollendet werden konnte.



*Kirche St. Georg, Hockenheim, Engel vom Hochaltar (Ausschnitt)
(Foto: Julius Bellm)*

Eingebunden in die ornamentale Malerei ist in einer Sechseckkomposition die zeichenhafte Darstellung der sieben Sakramente. Sie ist im Chor links über dem Durchgang zur Marienkapelle angebracht. Im Uhrzeigersinn, links unten beginnend, erkennen wir die Symbole: Taufe — Firmung — Buße — Krankensalbung — Priesterweihe — Ehe —, und in der Mitte das Sakrament der hl. Eucharistie.

Dem Chorraum zugeordnet ist in einem Nebenchor unter dem Turm die bereits erwähnte *Marienkapelle*. Sie dient der privaten Andacht und ist an der Ostseite nischenartig ausgebaut. Auf dem Altaraufsatz thront die jugendliche Mutter mit dem Kind, eine plastische Arbeit in Ochsenbacher Sandstein von Bildhauer H. Taglang aus Mannheim. Krone und Goldnimbus weisen auf die Verherrlichung hin. Die Sitzgruppe wird von einem vielfigurigen Engelrelief umgeben. Auf Händen und Schultern tragen die jugendlichen Engel eine reiche Rosengirlande. Darüber rankt sich in der Viertelkuppelnische eine ornamental geordnete Rosenhecke. Engelgestalten und Rosenhecke sind aus Alabaster und dem hellen Sandsteinton angeglichen. Dieses Bild der „Maria im Rosenhag“ wird in der Flachkuppel des quadratischen Raumes in einer zart gemalten Rosenhecke fortgesetzt, überstrahlt im Scheitel des Gewölbes vom Siebengestirn, dem Symbol irdischer Vollendung, und der großen M = Maria-Initiale.

Der linke Seitenaltar (1912) ist dem hl. Franziskus geweiht und zeigt in Reliefform, eingefügt in einen architektonischen Verband, Szenen aus dem Leben des seraphischen Heiligen. Das große Retabel ist aus mehreren Ochsenbacher Sandsteinreliefs zusammengesetzt, eine schöne Arbeit von H. Taglang, Mannheim.

Auf der rechten Seite fand der in historischer Renaissancearchitektur gestaltete Altar (1885) aus der alten Kirche seinen Platz.

Als beherrschender Akzent steht zwischen der ersten und zweiten Arkade auf der linken

Seite die *Kanzel* auf vier quadratischen Stützen. Der kubische Kanzelkorb trägt an den Außenseiten zwei Gipsreliefs: Bergpredigt und Pfingsten. Der in drei Zonen abgestufte Schalldeckel aus Weichholz nimmt im unteren Rand in einer Schmuckborte Elemente der Ornamentbänder des Mittelschiffs auf und fügt sich so der Gesamtdekoration ein. Der *Taufstein* befindet sich in der ersten Wandnische des linken Seitenschiffs beim Eingang unter der Empore.

Unauffällig, aber doch nicht zu übersehen sind die quadratischen Weihwasserbecken in Kunststein gestaltet und im quadratischen Rhythmus vergoldet.

Zur farbigen Erstaussattung gehört noch der an den Außenwänden der Seitenschiffe gemalte Kreuzweg (1912) von dem Kunstmaler Augustin Kolb aus Offenburg. Diese dekorativ gehaltene Malerei fügt sich gut in den farbigen Raumklang ein.

Dagegen entfaltet die Schilderung des Jüngsten Gerichtes (1921) von Kunstmaler Wagenbrenner aus Rastatt am Triumphbogen seine eigene Dynamik. Die *Fenster* des Obergadens wurden in der typischen Jugendstilornamentik von der Fa. Schell und Vittali aus Offenburg gestaltet. Die Ornamentik selbst ist — auch in den Farben — sparsam. Dadurch wirkt die Verglasung hell, und das Licht kommt im Raum voll zur Wirkung.

Der plastische Schmuck

Der kostbarste plastische Schmuck der Kirche ist die kleine, nur 98 cm große Gestalt des hl. Sebastian am dritten Pfeiler auf der rechten Seite. Die fein geschnitzte und farbig gefaßte Rundplastik trägt die bewegten dynamischen Merkmale des Barock. Sie dürfte etwa um die Mitte des 18. Jahrhunderts entstanden sein. Damit gehörte sie bereits zum wertvollen Bestand der alten Kirche, der heutigen Festhalle. Der Künstler ist bis heute unbekannt. Die Plastiken der 12 Apostel von Sutor wurden bereits erwähnt.

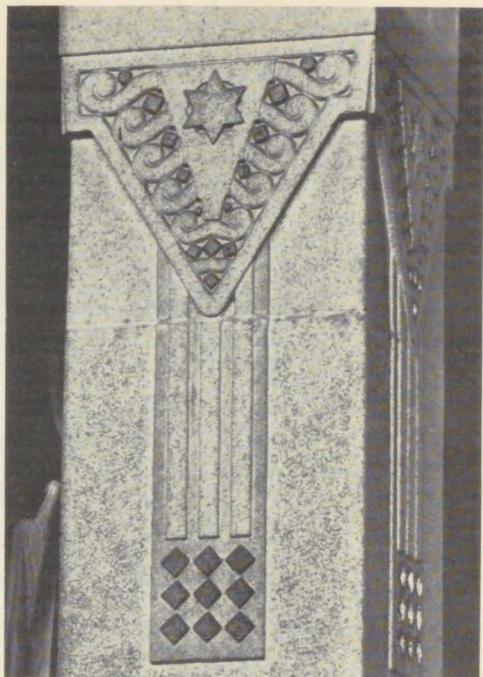
An den beiden Chorpfeilern stehen die überlebensgroßen Plastiken Herz Jesu und Herz Mariae des Bildhauers Thomas Buscher aus München. Trotz starker Übermalung der farbigen Fassung sind die Jugendstilmerkmale der an sich mächtig wirkenden Gestalten leicht erkennbar.

Der Kriegeraltar mit der Pieta, von Engeln umgeben — ebenfalls von Th. Buscher, in der ersten Nische des rechten Seitenschiffes ist spätere Zutat, nimmt aber doch den Ornamentcharakter des Gesamtraumes auf.

Auf der Frauenseite steht an einem Pfeiler die Statue der hl. Theresia v. Kinde Jesu, eine Arbeit aus der Werkstatt Valentins aus Offenburg.

Der ornamentale Schmuck

Der geschlossene Raumeindruck wird zweifellos noch gesteigert durch den ornamentalen Schmuck, der als zurückhaltender, doch wohl überlegter Dekor den ganzen Bau an den Wänden, Deckenpartien und Pfeilern untergliedert. Wir erleben also hier den Jugendstildekor als integrierten Bestandteil im Sinne des Gesamtkunstwerks. Gleiches kann vom Dekor am Außenbau gesagt werden. Das bestimmende Grundmuster in der Hockenheimer Kirche ist die gekappte Raute. Wir sehen diese Rautenform als Steinintarsie in Bandform im Fußboden des Chores. Hier wird in einer Zweifarbigkeit, vor allem im Hell-Dunkel-Kontrast der Hauptakkord angeschlagen. Von hier aus wandert dieses Muster, leicht verändert als ganz flaches Relief an die Mittelschiffswände oberhalb der Arkaden. Wie ein Gesims betont dieses Rautenband die Horizontale und führt den Blick zum Chor. Schachbrettform und Ovalformen sind weitere bereichernde dekorative Muster. Im Wechsel vom Grau des Granitons und Gold entsteht unter dem wechselnden Lichteinfall auf den flachen Reliefbändern und -gliedern ein lebendiges Spiel des Lichtes. Nirgendwo wird durch diese plastische Ornamentik der einheitliche Wandcharakter in feiner Flächigkeit gestört. Daß die

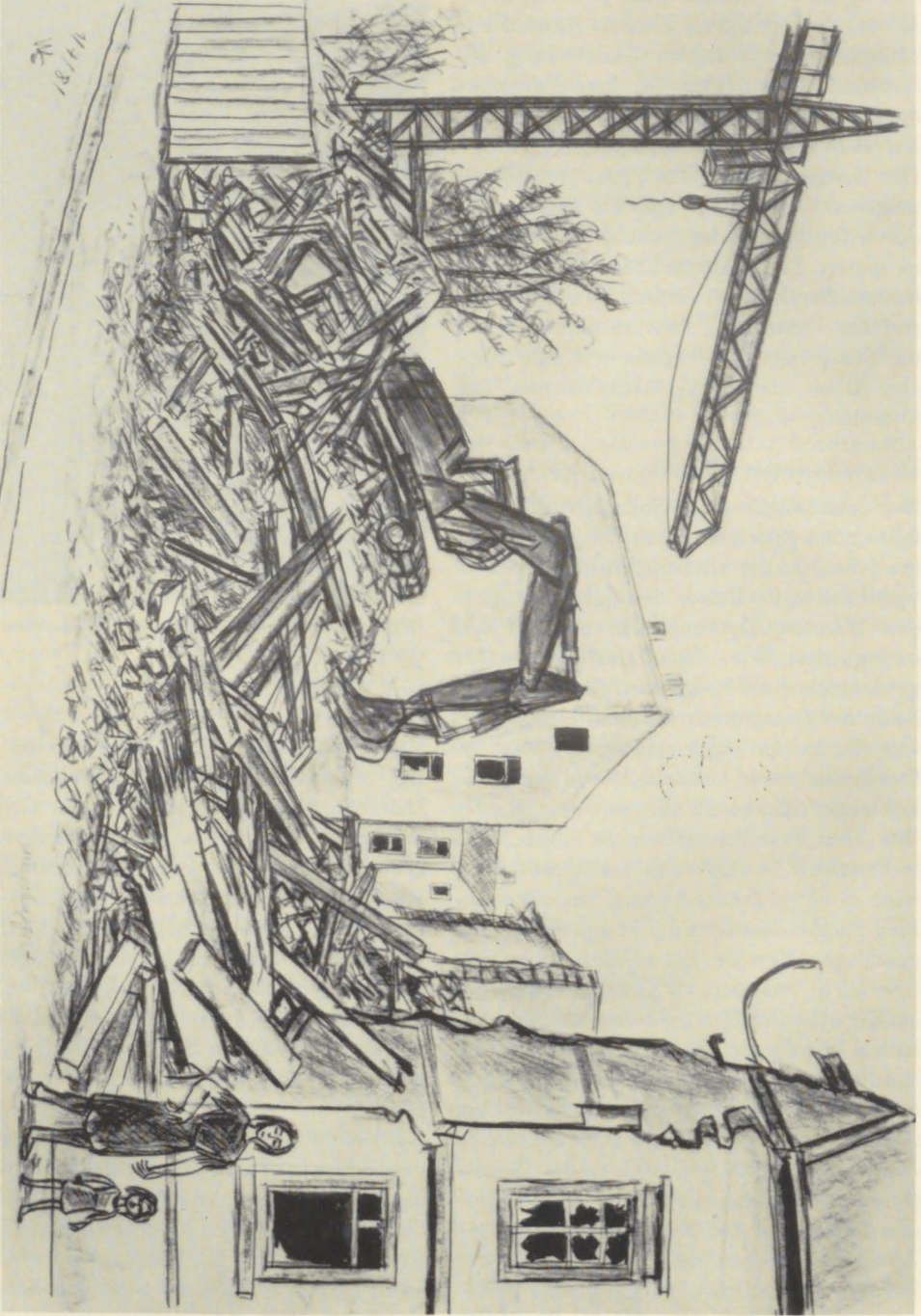


Kirche St. Georg, Hockenheim, Pfeilerornament
(Foto: Julius Bellm)

Raute tatsächlich das Grundmuster ist, läßt sich in der Füllung des noch erhaltenen Sakristeischrankes, aber auch an den Griffen der Beichtstühle und an den kupferbeschlagenen Eingangstüren ablesen. Schließlich ist dieses Muster auch am Außenbau, an der Fassade und am südlichen Hoftor zu sehen. Eigene Variationen in alterierender Abfolge markieren mit flachem Relief Pfeiler und Arkade. Einen schwachen barocken Nachklang spüren wir vereinzelt an Spiralbildungen, denen wir ja am Giebel der Fassade auch begegnen.

Innenraum und Außenbau werden auch in diesen Dekorativen entsprechend zu notwendiger Einheit. Idee und Ausführung sind in diesem Bauwerk zur Deckung gebracht. Das ist oft nicht gelungen. Hier können wir von einem beglückenden und wichtigen Beispiel des Kirchenbaus am Anfang unseres Jahrhunderts sprechen.

Walter Schmidt, Abbruchszenerie in der Karlshofer Altstadt 1981, Schwarze Kreide



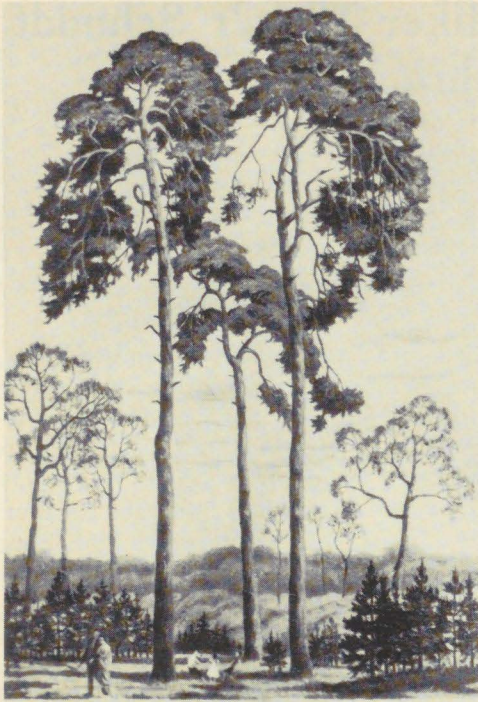
Der Zeichner und Grafiker Walter Schmidt, 75 Jahre

Richard Bellm, Karlsruhe

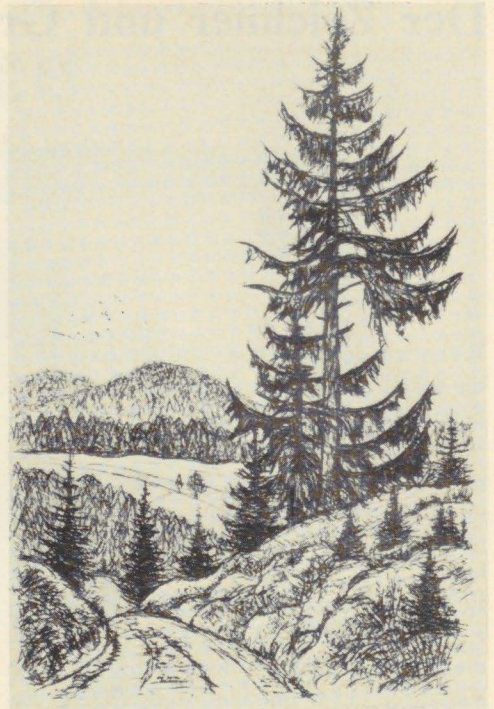
Wenn wir dem Zeichner und Grafiker Walter Schmidt zu seinem 75. Geburtstag gratulieren, dann tun wir das ebenso dem in Fachkreisen wohl bekannten Reprofotografen. Es gibt wohl kaum einen bedeutenden Kunst Katalog im badischen Raum, für den W. S. nicht die Aufnahmen gemacht hätte. Sein unbestechliches Auge, seine künstlerisch sichere Einfühlung in jegliche Technik aufgrund der eigenen künstlerischen Praxis und schließlich die reiche Kenntnis aller reprotchnischen Verfahren ließen ihn zum Meister dieses Faches werden. Sowohl im Bereich der Werbefotografie, wie auch in den diffizilen Industrieaufnahmen, wie aber auch in der hochdifferenzierten Kunstfotografie war W. S. der gesuchte Fachmann, der schwierigste Entwicklungsprobleme zu lösen vermochte. Allzu bescheiden oft tritt W. S. hinter diesen beispielhaften Leistungen zurück, die in unserer allzu flüchtigen Welt leicht übersehen werden. Darum soll diese Tatsache hier einmal festgehalten werden.

Doch nun zum Künstler Walter Schmidt selbst. Er wurde am 22. Oktober 1911 in Konstanz geboren. Nach wenigen Kinderjahren zog die Familie nach Karlsruhe. An den Besuch der Helmholtz-Oberrealschule schloß sich eine kombinierte Lehre als Grafiker und Reprofotografenlehrling in einem großen Karlsruher Druck- und Verlagshaus an. Diese gediegene und umfassende Ausbildung wurde mit der Gesellenprüfung abgeschlossen. Das geheime Ziel aber, ein künstlerisches Studium an der Hochschule der bil-

denden Künste in Karlsruhe anzuschließen, schien zunächst schwierig erreichbar. Doch wurde der Beginn erleichtert wegen der damals anhaltenden Massenarbeitslosigkeit. So studierte W. S. in den Jahren 1931—1934 zunächst in der Klasse für Grafik bei Prof. W. Schnarrenberger, dann bei Prof. Ernst Württemberg Holzschnitt und Illustration und bei Prof. Karl Hubbuch das Zeichnen. Alle drei Lehrer vermittelten durch ihr hervorragendes Können, aber durch die Disziplin in der konsequenten Ausführung künstlerischer Gestaltung ein bleibendes, ja fruchtbares Rüstzeug. Schließlich erhielt der junge wissensdurstige Künstler noch eine Ausbildung im Restaurieren von Gemälden. Die Vielseitigkeit dieser Ausbildung sollte sich bald als besonderer Zugewinn erweisen. Denn schon 1935 erhielt W. S. den begehrten Auftrag als Gemäldefotograf an der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe. Dann kam der Krieg ... und W. S. wurde von 1940—1945 Soldat. Viele Zeichnungen, vor allem Skizzen von der Krim, gingen beim Rückzug verloren. Der sinnlose und aussichtslose Einsatz im Westen endete für die rasch zusammengewürfelte Ruhrkesselarmee im berüchtigten Gefangenen-schlamm-lager in Andernach. In den langen hungervollen Wochen erwachte in W. S. der Zeichner und ein unwiderstehlicher Hang, die menschenwürdigen Situationen des Gefangenenlebens zu dokumentieren. Auf dem braunen Packpapier der Verpflegungstüten entstanden mehrere kostbare noch erhaltene Zeichnungen.



Walter Schmidt, *Im Hardtwald*, Ölbild 1934.
(Abb. 1)



Walter Schmidt, *Tanne am Wegrand in Bernau*,
Lithographie 1970. (Abb. 2)

Als dann der Heimkehrer nach 1945 zu seiner Familie nach Karlsruhe kam, stand er vor den Trümmern seiner Wohnung. In der gespenstischen Brandnacht des 27. September 1944 zerstörten Phosphorbrandstäbe und Bomben fast alle künstlerischen Arbeiten. Diese reale Vernichtung wirkte wie ein lähmender Schock. Bedenken wir, daß W. S. zu jener Generation gehörte, die im 2. Weltkrieg etwa 30 Jahre alt war, in den besten Jahren also, aber aus der Bahn geworfen wurde. Ausgebombt und die Familie gefährdet, begann W. S. wieder neu, jetzt als Fotograf in den Bereichen Werbung, Industrie und Kunst. Gewiß gab es Überschneidungen von Beruf und Neigung, die sich aber gegenseitig befruchteten. Uns Zeitgenossen, vor allem aber den jüngeren, mag diese knappe Er-

innerung an die Zeit vor 45 Jahren manch ähnliches Erlebnis wachrufen, aber auch bestätigen, daß der fleißige Mensch immer wieder Wege der Existenz findet. In dieser Zeit der bitternötigsten Existenzsuche allerdings trat die aktive künstlerische Tätigkeit in den Hintergrund. Sie wurde aber in den 60er Jahren wieder lebendig, vor allem in der Zeichnung und den druckgrafischen Techniken. Immer bezogen auf die reale sichtbare Welt mit all ihren Erscheinungsformen, bleibt der Künstler im Einklang mit der Fotografie. Im Laufe der Jahre entstanden Passagen, in denen wir die intensive Auseinandersetzung mit dem Wesen der Dinge verfolgen können. Bei aller möglichen und vom Gesalterischen her nötigen Abstraktion verläßt der Zeichner nie den Gegenstand. Unab-

lässig studiert er Strukturformen, die sich in den Zeichnungen deutlich wieder finden, eingefügt in das lineare Bildgerüst seiner Kompositionen.

Die strenge Zucht seines Lehrers Ernst Würtenberger hat sich in den sicher komponierten ausdrucksstarken Holzschnitten niedergeschlagen. Wohl geht Walter Schmidt beim Schneiden expressiven Formen nach und erinnert gelegentlich an Erich Heckels Schwarz-Weiß-Kompositionen, verliert jedoch nie die spannungsvolle Ausgewogenheit. Das harte Felsgestein und die schroffen Klüfte entsprechen sehr gut dem spröden, kernigen Holzschnitt. Wir denken hier z. B. an die Folge der Schweizer Motive (Abb. 5). Motiv und Material finden in der charakteristischen Sprache des Messers dichte Einheit. Neugieriger Forschertrieb brachte ihn auch zur Lithografie, jener so vielseitigen, aber auch schwierigen Technik des Steindrucks. Der Grafiker W. S. liebt die klassische Technik des Schwarz-Weiß, hier aber die Möglichkeiten des Ätzens und Schabens, um so zu grafisch-malerischen Reizen zu gelangen.

Hier entstanden u. a. die Folgen aus dem Hardtwald bei Karlsruhe. Immer wieder erscheinen auf den Blättern die langen, einsam über das Niederholz hinausragenden Kiefern, als hätten sie den letzten Kahlschlag überlebt. Schon um 1934/35 begegnen wir diesem Motiv des Hardtwalds (Abb. 4). Nicht von ungefähr sehen wir auch den Menschen in der Landschaft, wandernd oder in Betrachtung sitzend. Auf dem frühen Bild erleben wir noch das Idyll, was sich später streckenweise ins Gegenteil verkehrte.

Der Hardtwald um Karlsruhe herum, aber auch der Schwarzwald sind bis heute die gerne aufgesuchten Motivgründe. Hier ist es besonders das Hochtal mit Bernau, dem Blößling und Kayserberg, sind es nicht selten große, alte Tannen, die als Sämlinge am Wegrain stehen (Abb. 2). Schon früh, wohl während der Studentzeit, machte der Realist Schmidt die Bekanntschaft mit dem Realisten Hans Thoma. Obwohl in der kritischen Obhut von K. Hubbuch, dem veristischen Zeichner, sollte die begeisternde Be-



Walter Schmidt,
Föhrenwald bei Karlsruhe,
Schwarze Tusche laviert,
1986. (Abb. 3)

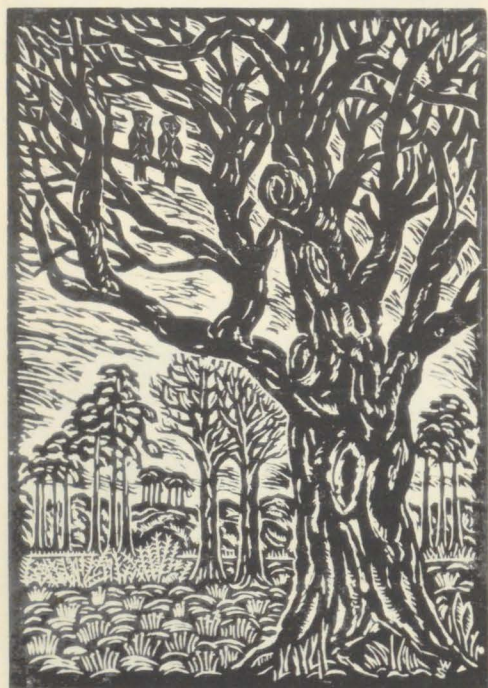
gegnung mit den realistischen Zeichnungen Thomas zum bleibenden Eindruck werden. Vielleicht war es gerade die andere spezifische Seh- und Darstellungsweise, die den jungen Künstler ansprechen konnte und später hinauflockte an die sanften Hänge über Oberlehen mit dem weiten Blick das Albtal hinauf nach Bernau-Hof. Die strichweise weltmännischen Lebensgewohnheiten unter den großstädtisch modernisierten Walmdächern wecken doch wehmütige Gedanken.

In vielen Kohle- und Kreidezeichnungen, die teilweise auch in Lithografien umgesetzt wurden, hat W. S. seit 1964 eine einzigartige Dokumentation über die wesentlichen Veränderungen im Stadtbild von Karlsruhe geschaffen. Der Titel dieser umfangreichen

Sammlung heißt: „Stadt im Umbruch“. Dieses Thema ist seither zu einem Grundmotiv in der grafischen Kunst von W. S. geworden. Als sensibler Mensch verfolgte der zeichnende Chronist mit wachem Auge die tiefgreifenden Umbrüche. Betroffen und erschüttert vom Abriss eines alten Gebäudes, dem scharenweisen Bäumefällen, von der Verbreiterung einer Straße, die zwar den Verkehr beschleunigt, die Wohnqualität aber zerstörte, steht der Zeichner oft mitten unter den Baumaschinen, fasziniert von der Wucht der Ungetüme, erschreckt aber auch von der erbarmungslosen Kraft. „Täglich stellt er sich stundenlang in den ohrenbetäubenden Lärm der Preßluftschlämmer und sucht den Männern, die diese unmenschlich energiegeladenen Werkzeuge bedienen und handhaben müssen, künstlerisch gerecht zu werden und ihnen nahe zu sein und im Sinne der Kunst Vincent v. Gogh symbolisch beizustehen.“ (F. S. Würtenberger). Dieses sozialkritische Motiv wird auch auf dem Blatt „Abbruch“ (Abb. 1) sichtbar, wo die Mutter mit dem Kind dem würgenden Schauspiel zusieht. Und tatsächlich gelang es W. S. in diesen Zeichnungen, den Lärm, die infernohafte Atmosphäre dieser technischen Arbeitswelt sichtbar zu machen.

Nach Abschluß dieser Dokumentationsphase hat auch der expressive Zeichenstil eine Beruhigung erfahren.

Wundert uns nach diesen Gedanken über das reiche Künstlerleben mit dem ständigen Bemühen, noch wesentlicher, noch beschränkter in den Mitteln des Schwarz-Weiß zu werden, daß sich W. S. in den letzten Jahren der Auseinandersetzung mit den Pinselzeichnungen der Chinesen widmet, ja überhaupt in die Gedankenwelt dieses kulturellen Volkes einzudringen sich bemüht und wie der Künstler sagt: „wenigstens eine Ahnung zu bekommen“? Von dieser Ahnung sprechen bereits einige Blätter, in denen die Leichtigkeit und das Schweben, die zeichenhafte Er-



Ein hundertjähriger Kampf mit den Elementen macht den Baum stark und mächtig, so daß nach vollendetem Wuchs seine Gegenwart uns Erstaunen und Bewunderung einflößt. W. Schmidt

Walter Schmidt, *Baum*, Holzschnitt 1983. (Abb. 4)

Walter Schmidt,
Bergmassiv oberhalb Davos,
Holzschnitt 1974. (Abb. 5)



scheinung der Berge und Wolken, der Bäume und Tiere auf dem flächigen Bildraum ablesbar werden. Auf seiner Spätstufe kehrt der Zeichner wieder zurück zum Motiv des Hardtwaldes (Abb. 3). Jetzt aber hat sich der Ausdruck verwandelt, geläutert in

der Beschäftigung mit der sparsamen Technik der Tuschezeichnung. In ihr sucht der Künstler etwas von der Ahnung der Welt auszusagen, die wir wie einen Hauch wahrnehmen können, in ihrer Tiefe nie zu erfassen vermögen.

Emil Wachter — Glasfenster

Richard Bellm, Karlsruhe

In der Zeit vom 5. Juli bis 24. August 1986 zeigte die Städtische Galerie Karlsruhe im Landesgewerbeamt Karlsruhe eine sehenswerte Ausstellung: Glasfenster von Emil Wachter. Anlaß für diese umfangreiche Präsentation war der 65. Geburtstag des Künstlers, eine willkommene Gelegenheit für die Stadt, nach 20 Jahren — damals wurden nur

Aquarelle gezeigt — einen weiteren Teil des vielseitigen Schaffens der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Im geglückten Zusammenspiel von Ausstellungsleitung, dem Landesgewerbeamt mit seinen hervorragenden Lichtverhältnissen und seiner Reihe von Glaskunstwerkstätten, die zahlreiche Glasfenster nach Karlsruhe transportierten und

dort mustergültig aufstellten, verwandelte sich das Haus im farbigen Licht.

Emil Wachter, 1921 in Neuburgweier/Karlsruhe geboren, absolvierte nach einem theologischen Studium die Karlsruher Akademie von 1949—54 bei den Professoren Hubbuch (Zeichnung), Trummer (Plastik) und E. Heckel (Malerei). Von 1958—63 war E. Wachter als künstlerischer Lehrer an der Akademie tätig. Seit 1963 lebt und arbeitet der Künstler freischaffend in Karlsruhe. Weit über die Landesgrenzen hinaus bekannt durch Glasfenster und Wandmalereien im Bundesgebiet, fanden in den letzten Jahren die umfangreichen plastischen Gestaltungen, z.B. in Osterburken, in der Autobahnkirche Baden-Baden und jüngst die Kryptagestaltung des Essener Münsters große Beachtung. Neben der Beschäftigung mit der Landschaftsmalerei und dem Stilleben steht die Auseinandersetzung mit den biblischen Themen, dem unerschöpflichen Bilderschatz in immer neuen Kompositionen. Für sein künstlerisches Gesamtwerk wurde der Künstler inzwischen mit dem Professorentitel ausgezeichnet.

Mit seiner eigenwilligen, dynamischen Formensprache, die sowohl abstrakt wie in sicherer Gegenständlichkeit zum faszinierenden farbigen Ausdruck gebracht wird, gelang Wachter eine neue zeitgemäße Bildsprache im Kirchenraum. Sie unterscheidet sich in der thematischen und farbigen Gestaltung deutlich von den Beispielen rheinländischer und norddeutscher Glasmalerei. Das Erlebnis von Chartres und Betonglasfenster von Legèr in Audincourt blieben nicht ohne sichtbaren Nachklang. Seine theologische Bildung und seine umfassende Bibelkenntnis sind das breite Fundament für die zahlreichen Entwürfe zu farbigen Verglasungen in über 100 Kirchen im Bundesgebiet. Von großer Lebendigkeit sind immer wieder die formalen Lösungen sowohl der Bleirutenfüh-

rung wie auch die sichere Mosaikgliederung der Betongläser und ihrer Stege. So wurde an den 95 ausgewählten Originalscheiben die Entwicklung über 30 Jahre hin anschaulich, von den flächigen, starkfarbigen Farbfeldern der 60er Jahre bis zur detailreichen malerischen Schwarzlotmalerei und grafischen Binnenzeichnung der 80er Jahre. Gebannt standen viele Besucher vor den neuesten, gerade verbleiten Scheiben der Apokalypse, die für St. Marien, Neuss, geschaffen wurden. Wachter gelang auch hier, die biblische Vision gegenwartsnahe zu schildern. Überhaupt versteht der Künstler, das menschliche Schicksal mit aller dramatischen Sinnlichkeit als das reiche Bild der Schöpfung im Kirchenraum vorzutragen, eine Verkündigung, die zu packen vermag. In umfangreichen druckgrafischen Zyklen, meist als Lithografien, aber auch in zahlreichen Aquarellen variiert E. Wachter eindrucksvoll das Bild des Menschen, gleichsam als riesige Ahnengalerie. Gesondert wurden über 57 Entwürfe zu Glasfensterbahnen und -wänden gezeigt, die im Vergleich mit der Ausführung die Freiheit des Künstlers spüren läßt, z.B. Eppelheim/Heidelberg, 1960, Tauberbischofsheim, St. Bonifatius 1967, Zisterzienserkirche Baden-Baden — Lichtenthal 1965, Baden-Baden, Autobahnkirche 1975, Neuss, St. Marien 1985. Kostbarkeiten waren die kleinen Kabinetscheiben, z.T. aus Privatbesitz, voller Farbglut, aber auch von feinsten Ästhetik. Der sehr gut bearbeitete Katalog zu der Glasfensterausstellung gibt neben einem instruktiven geschichtlichen Beitrag über die Glasmalerei in Südwestdeutschland von Dietrich Rentsch und Erika Rödiger-Diruf eine ausführliche Darstellung der künstlerischen Entwicklung E. Wachers, dazu die biografischen Daten. Die ausgezeichneten farbigen Wiedergaben einzelner Fenster machen den Katalog zu einem dokumentarischen Nachschlagewerk.

Schöpferische Entfaltung, folgerechte Gestaltung

Grundzüge einer Dokumentation zum Werk des badischen Malerstechers
Bernhard Epple

Walter Henß, Heidelberg

Der Heidelberger, 1912 zu Eutingen geborene Künstler, erlernte nach dem Abitur in Pforzheim (1932) an der dortigen Kunstgewerbeschule im Rahmen der ornamentalen Gebrauchsgraphik u. a. das Kupferstechen. Zu seinen Lehrern zählte Adolf Hildenbrand, auf der Karlsruher Akademie dann (Staatsexamen 1937) Hermann Goebel. In Heidelberg als Kunstpädagoge seit 1946 bzw. 1951. Zahlreiche Einzelausstellungen im Ober- rheingebiet von Konstanz über Schloß Bauschlott (Künstlergilde Buslat) bis Ludwigshafen und Heidelberg, aber auch in Johannesburg (Transvaal) und in den USA. Von den Beteiligungen an Gruppenausstellungen sei hier nur die 1964 unter Federführung der Württembergischen Staatsgalerie auf den Bermuda-Inseln veranstaltete genannt: „Graphic Work of Contemporary French and German Artists“. Auf den Katalog der 2. Biennale der Europäischen Grafik, Baden-Baden 1981/82, wird verwiesen.

Wenn es an Werken der Bildkunst ein Zeugnis inneren Lebens ist, daß sie ihr schauendes Gegenüber sich zum unverlierbaren Partner machen, dann steckt das Oeuvre Bernhard Epples voller Lebensenergie. Vielseitig nach Sujet, Stil und Technik, zentriert Epples Schaffen in der Graphik bei virtuoser Beherrschung des Stechens sowie in der Aquarellmalerei, welche einerseits mit detailfeinen Pinselzeichnungen, andererseits mit pastosen guasch-ähnlichen Ausprägungen hervortritt.

Seinem produktiven Werdegang nach ist Epple Anfang der 60er Jahre als Vertreter der abstrakten Kunst verbucht worden¹).

Diese Zuordnung bleibt gültig, trifft aber nur eine der Wirkkomponenten des Meisters. Könnten doch allein Epples gegenständliche Darstellungen, deren ihm selbst unübersehbar gewordene Anzahl inzwischen durch bedeutsame Arbeiten weiter gewachsen ist, einen Oeuvrekatalog bestreiten. Im übrigen greifen bei Epple beide angesprochenen Alternativen nicht nur, weil Kunst an sich abstrahiert, schöpferisch ineinander.

Solche Synthese läßt sich anhand der von Epple mannigfach benutzten Volutenform veranschaulichen. Die spiralig offene Windung fungiert absolut als dynamischer Bestandteil abstrakter Kompositionen, taucht auf auch etwa als darstellungsneutrale Überleitung vom Handlauf einer Balustrade zum Wellenschlag einer stilisierten Meeresbrandung oder als spiegelgekrümmte Rosette einer in prismatische Brechungen aufgelösten Hochhausfassade. Sie deutet vor allem hin auf die Fülle der in immer neuen Variationen aus der Natur, nämlich den Gehäuseformen von Schaltieren entlehnten Schneckenlinienmotive eigenständiger oder akzessorischer Geltung. Die Skala reicht vom Muschelstilleben, wofür Epple auf Sammlerstücke zurückgreifen kann, bis zu Akkorden aus Farben und Formen. Was ist hier Natur, was Verfremdung, wenn z. B. ein Wirbelwind von Bunttönen sich zu aufleuchtenden Bogenschwüngen verdichtet, sich zusammenkrei-

selt zu scharf konturierten Drehungszentren, deren Kernzone gelbgolden erglänzt? Punktuell mittels Deckfarbe leicht gehöhlt, werden diese inneren Kurven plastisch, erscheinen greifbar als Ammonshörner und bleiben doch überwirklich, vor unsern Augen aus Aquarellharmonien gewebt (60 × 81 cm).

Kunstform und Naturform durchdringen einander bei Epple häufig in ornamentaler Verselbständigung ihrer assoziativen Entwicklungsmöglichkeiten. Organisches verbindet sich mit freier Linienführung, Udingliches mit naturhafter Körperlichkeit. Vertraute Erscheinungen der Sinneserfahrung zerfallen zu Teilreminiszenzen ihrer selbst, fügen sich gleichsam als Chiffren zu neuen, unerwarteten Kompositionen zusammen. Aber wo es darauf ankommt, können Blattgäader, Borstenhärchen, Federflaum oder unter Wasser angesammelte Luftbläschen berührungsnah herausgearbeitet werden. Auf diese Weise geschieht es, daß Bildfläche und illusionärer Bildraum sich konkurrierend verschränken; daß Darstellungsinhalte einander durchwirken, bald sich verlieren, bald neu auftauchen. Es erwächst „eine vieldeutige Deutlichkeit“ (Klaus Muggdan), und ein amerikanischer Rezensent ordnete den Meister anlässlich seiner Graphikausstellung in Atlanta 1971 überhaupt jenen „halbabstrakten Richtungen“ zu, die von den deutschen Kunstakademikern bevorzugt würden, seit sie die Tatsache anzuerkennen geruhen, daß das 20. Jahrhundert seinen Lauf nehme²). Epples Weg zur Abstraktion führte jedoch nicht in Gestalt eines Einschwenkens über die Kunstgeschichte, sondern — worauf noch zurückzukommen sein wird — primär über seine Design-Studien an der Kunstgewerbeschule der Goldschmiedestadt Pforzheim. Hier gehörten stilisierte Bewegungs- und Wachstumsformen ebenso wie Harmonisierung der Naturfarben zum methodischen Repertoire.

Ob er von abstrakten oder gegenständlichen Anregungen ausgeht, Bernhard Epple folgt

im Gestaltungsprozeß nicht so sehr einem ausgearbeiteten Konzept als vielmehr der aktuellen Entfaltung seiner Imagination. Das bedeutet indessen anderes als spontanes Poesisieren oder tachistische Automatik. Formgebundeneren Spielarten des Surrealismus ebenso wie den Gestaltungsmitteln des Kubismus und Konstruktivismus durchaus zugezogen, gleicht Epples Schaffensweise eher der eines Architekten, allein schon von der durchgängigen Sorgfalt seines Duktus her. Vornehmlich rhythmischen Konfigurationen ergeben arbeitet Epple dennoch immer wieder deduktiv. Gern hält er sich werkimmanentes Experimentieren und Umorientieren offen, läßt Arbeitsunterbrechungen wirken, gibt wohl auch subjektiven Regungen nach, zielt jedoch systematisch ab auf Konsequenz des Entwickelns und auf Geschlossenheit der Komposition. Hierzu ist er, wie exemplarisch am reichhaltigen Spektrum seiner Stiche beobachtet wurde³), imstande dank eines Höchstmaßes an Konzentrations-, Vorstellungs- und Dispositionsvermögen. Die Geschichte der Abdruckzustände bietet dafür eindrucksvolle Belege. So ist z. B. Epples Stich „Die Woge“ — ausgeführt in hartem Nickelzink, welches nur schwer Veränderungen des Lineaments zuläßt — noch 1972 anlässlich einer Ausstellung im Vergleich mit ähnlichen Motiven eines Hokusai und anderer dahingehend charakterisiert worden, daß Epple „durch weitgehende Abstraktion die drängende und wollende Bewegung“ festgehalten habe⁴). Eben dieselbe Druckplatte lag mittlerweile in literarischer Konkretion weiter ausgestaltet vor als „Tod der Ophelia“ (50 × 66 cm)⁵).

Das Erscheinungsbild der Eppleschen Schöpfungen ist, auch wenn der Empirie des Alltags entrückt oder durch maniristisches Formenspiel phantastisch bestimmt, von der Klarheit ihrer exakt durchkonstruierten Dimensionen geprägt. Selbst diese imaginären Bilder könnten so, wie sie dem Auge zunächst begegnen, in der Regel fast Wieder-



Bernhard Epple, Stich

gabe realer Weltgegebenheiten und Gesetzmäßigkeiten sein, zumindest Möglichkeiten, analog etwa dem Gewißheitsgrad von Sagenwelten, deren Andersartig- und Mehrschichtigkeit oft ebenfalls erst bei genauerem Zusehen oder durch Reflexion voll bewußt wird. Ohne dem Unheimlichen thematisch auszuweichen, nötigt Bernhard Epple dem Bildpartner doch nicht Schocks als Welt- und Kunsterleben auf, und der erwähnte amerikanische Rezensent faßte zurecht seine Anerkennung für Epple in der Überschrift zusammen: *Welcome cool objectivity*. Epples in unterschiedlichen Graden ausgeführte Abstraktionen stellen unmittelbar ansprechende Sehenswürdigkeiten, in sich wunderbar schlüssige Seinsausschnitte der Kunst dar, die sowohl eigenständige ästhetische Erlebnisse vermitteln, als auch Zugänge eröffnen

zu tieferliegenden Wirklichkeitsbereichen, zu Ideen und Bewußtseinswerten. Dabei fließen wesensgemäß Impulse des Symbolismus ein. Von den intensiven Anreicherungs- und Veredelungsprozessen aber, die hinter der überzeugenden Ausdruckskraft vieler Meisterwerke Epples stehen, verraten die fertigen Blätter kaum eine Spur. Sie scheinen nicht komplizierter zu Papier gebracht als die mittels Filzstift-Punktierung ausgeführte Gelegenheitsskizze eines Blumengebindes oder Serien floraler Freizeitzeichnungen. Alles in allem: Bernhard Epples Bilder erweisen sich in der Bewährungsprobe, und das kann nur heißen in ihrem Verhältnis zum Kenner und Liebhaber, stets als freudig begrüßte alte und neue Freunde bei Ausstellungen oder gar als ebenso sympathische wie verlässliche Wohngenossen.

Die verhaltene Poesie, über welche Bernhard Epple trotz der ihm ureigenen kreativen Sachlichkeit auch dort verfügt, wo keinerlei Bezüge zur Welt der Anschauung im Sinne des Abbildens mehr gegeben sind, äußert sich nachhaltig in seiner „Klangfigur“ (33 × 50 cm)⁶). Der Nickelzinkstich erhebt sich über einiges, was an ähnlichen Versuchen anderwärts exponiert worden ist. Zurecht hat er durch die Graphikausstellungen der Kestner-Gesellschaft 1961 weite Verbreitung gefunden⁷). Das audiovisuelle Gebilde belegt zudem, wie themenadäquat Epple sein Schwarz, das er nie ungebrochen druckt, zu tönen vermag. Hier quellen selbst die Linien und Schraffuren schon in geschmeidigem Timbre als Kantilenen und Modulationen polyphon widerhallend aus dem Metall hervor.

Wachsmattes Stahlblau sublimiert andere Stiche in unterschiedlichen Nuancen, auch zarrestes perlmuttschimmerndes Farbenspiel. Bernhard Epple druckt mehrfarbig von ein und derselben Platte, was Akribie und Differenziertheit der Gravur voraussetzt und zuweilen sogar auf auseinandergesägten Plattenteilen beruht. Manche Motive begegnen in Alternativeinfärbungen, darunter erdiges Braun. Dem Liebhaber wird in derartigen Fällen die Wahl nicht immer leicht gemacht⁸). Bei Monochromie dürfte allerdings von einem gewissen Abstraktionsgrad an der Vorzug eindeutig sein. Denn je nachdem, wie weit die bildimmanente Logik autonomer Formen an sich oder darüber hinaus als Wesensaussage gelten soll, kommt nicht allein Helligkeitswerten, sondern auch der farblichen Gesamttönung maßgebliche Bedeutung zu. Das ist z. B. festzustellen für zwei kleinere Graphiken, deren eine (13 × 25 cm) sich interpretieren läßt als Metaphysik des Schwebens: Ehrfurcht vor einer ebenso bedrohlichen wie gütigen Macht. Fern könnten Anklänge an die Gralserzählungen nachschwingen. Die zweite (15 × 25 cm) ist Ausdruck expansiver Energie und

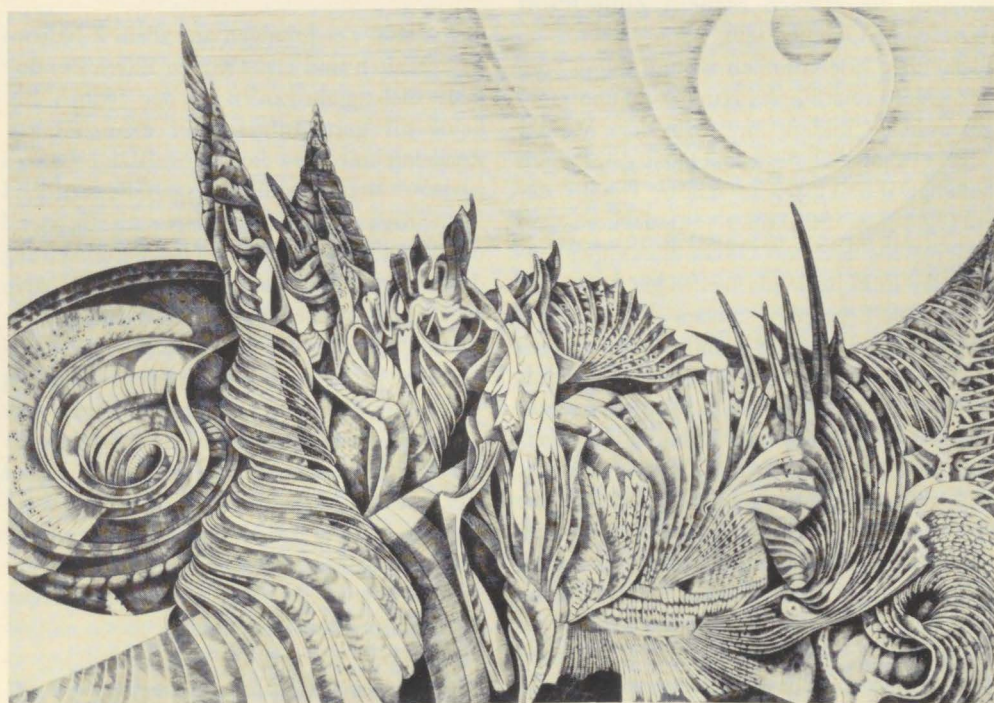
triumphierender Stabilität, welche Basis und Rückhalt finden in einer Zone abgeschiedener Ruhe bei allerdings forcierter Abwehr des sich anmahnenden Hadesnachsens. Das Ganze ist ungemein anziehend durch den Formenreichtum der Linien, Flächen und Schattierungen. Ein organisch gewachsenes Diagramm zweier einander ergänzender Daseinsweisen. Man darf ein Verdienst Epples darin sehen, dem Nickelzinkstich durch Farbdruck erweiterte Ausdrucksmöglichkeiten gewonnen zu haben⁹).

Wie eng die Darstellung geistiger Wirklichkeiten sich auch mit vordergründig Anschaubarem synchronisieren läßt, dafür hat Epple ein Schulbeispiel von unvergänglichem Reiz in Gestalt des als „Kiebitz an der Nisthöhle“ katalogisierten Stichs geschaffen¹⁰). Wer Gelegenheit findet, einem gerahmten, zartgrünen Abzug dieser 50 × 25 cm großen Druckplatte auf galerieübliche Wandentfernung gegenüberzutreten, der wird vorab von der Naturnähe dieser an einem Steilabsturz gelungenen Momentaufnahme fasziniert sein: Ein prachtvoller Großvogel mit aufgerichteter Fächerhaube, senkrecht sicher angekrallt, auf den Schwanzfedern sich abstützend. Das Federkleid und überhaupt die scharf gestochene Zeichnung laden zu genauerer Betrachtung ein. Ob wohl ein Junges zu sehen ist? Im Nähertreten melden sich Zweifel bezüglich der Identität des Vogels: Eher ein Specht; nein, ein Wiedehopf. Aber was sind das für lamellare Blattscheiben, die das Tier wie eine breite Schleifenkröse um Nacken und Schulter entwickelt hat? Darein scheint noch die Lanzette einer Schwertlilie eingezogen, die wie die Halsschleife zur Wand hin reicht und dort neben zwei harten Meißelschnäbeln gleichsam einen dritten bildet, obwohl doch nur ein einziger Vogel angefliegen ist, dessen tatsächlicher, wesentlich kürzerer Schnabel — jetzt deutlich erkennbar — seinerseits stumpf nach Art von Schaufelklappen funktionieren dürfte. Von den Rückenfedern haben sich einige Querstrahlen wie

Dolche zur Abwehr gespreizt. Dieser Hauptfigur entgegen schiebt sich nun aus einer der marginal sichtbaren Bruthöhlungen heraus vollends ein fünfter, in seiner Länge komplementär wirkender Schnabel sowie ein halb oder vielleicht noch gar nicht geöffnetes Auge — Grund und Anlaß für die vom Künstler visualisierten Lebensäußerungen des Elternteils, nämlich überschwengliche Zuneigung und ebenso behutsame wie entschlossene Abschirmhaltung. Darauf deuten weitere Feinheiten des Sticks. Resümiert wird dieser Ausdruck einhüllender Fürsorge in dem zarten Blätterwerk oberhalb des stolzen Federbusches: Wie Libellenflügel hauchdünn geaderte Blättchen und ein Blatt-Kokon, zyklisch nach Art einer Trompetenschnecke gewachsen, krönen die baumhoch

zwischen Himmel und Erde angesiedelte Szene¹¹⁾.

Nicht minder zum Lesen und Miterleben anreizend bietet sich dar Epples Stich „Mythologie“ (50 × 64 cm)¹²⁾. Sichtlich aufgesprengt ist hier das Gehäuse unserer ins Gitterwerk der Erfahrung eingeschlossenen Erkenntnis. Die Phantasie dringt über steinige Bodenlöcher und Stiegen in dunkle Ruinengewölbe vor, sticht mit prallen Segeln in See. Windgezauste Wimpel gehen in Wolkenfetzen auf. Bezaubernd die gleichsam in drei Schauproben hintereinander gestaffelten Meeresausschnitte vom lockenden Gewoge bis zum fern glitzernden Wellenspiel. Aber auch der Anker deutet sich an, der mutlos Grund suchen wird, wengleich Astrologie,



Bernhard Epple, Riff

Zauberei und Schicksalsvögel ihre Hilfsdienste bereithalten. Die Stange, mit der ggf. Nebel in weitem Umkreis sich abloten läßt, steht für jedermann bereit. Und im Vordergrund hält die Naturbühne der Wunschträume — oder ist es von rechts her die geglättete Bühne des Welttheaters? — genügend Entfaltungsmöglichkeiten offen. Das Bild ist reich an Einzelheiten, die zwar verkürzt, aber vollgültig mitgeteilt werden. Stolze Zuversicht verkörpert z. B. das schwungvoll aufsteigende Treppenstück im Hintergrund, zumal in Verbindung mit den zum Auslaufen bereiten kräftigen Koggen. Der Bildaufbau ist trotz der Fülle ausgewogen und trotz transzendenter Raumüberschneidungen in der Gesamtperspektive kohärent. Der mehrfarbige Abzug unterstreicht die Tiefenstaffelung und verleiht schwebendem Blendwerk sowie einer Art Schusterkugel besonderen Glanz. Ein aus besten Traditionen der Kunst erwachsener Ausdruck modernen Existenzverständnisses. Bei Altdorfer könnten die offenen Mauern Zufluchtsort der Heiligen Familie sein.

Bleibender Erlebnisinhalt wohnt immer wieder anders auch Epples rein natur- und sachgebundenen Bildern inne. Die dem Meister nachgerühmte Unbestechlichkeit des Sehens befähigt ihn, einerseits feinste Details der vorgegebenen Strukturen aufzuspüren und andererseits doch aus Gesamtzusammenhängen das Entscheidende treffsicher herauszuheben. Die Ergebnisse solchen gezielt selektiven Erfassens gestaltet Bernhard Epple zu einem perspektivisch und proportional harmonischen Gefüge, das dem Augenblickseindruck ein Fluidum von Urbildlichkeit verleiht. Dafür stehen so gut Epples spanische, italienische und altrömische Motive wie die nordamerikanischen, handele es sich nun um Städte oder Landschaften, um Natur- oder Baudenkmäler. Methodisch aufschlußreich sind hier ihrer Gattung entsprechend die Handzeichnungen. Sie erfassen den Vorwurf vom Ganzen her, ordnen ihn aber unverkennbar künstlerischem Wollen unter. Sich

wiederholende Einzelheiten des Blickfelds werden weitgehend reduziert, Nebenpartien nur eben angedeutet, während Aufbau und Gliederung der Hauptthematik kraft schattierender Akzente prägnant hervortreten. Dabei können z. B. in Darstellungen von Städtearchitektur selbst die Geraden als Begrenzung oder Trennung gewinkelter Flächen wie Rundungen und Kurven einen eigengesetzlichen Spannungsimpuls auslösen, der alle kompositorischen Grundelemente aufeinander Bezug nehmen und sich zu einem abgestimmten Erscheinungsbild zusammenfügen läßt. Vom Genius loci bis zum Hauch des Unendlichen und zum Sinnbildhaften hat Epple das in der Heimat und auf zahlreichen Reisen¹³⁾ von ihm Erschaute mit je angemessenen Mitteln und Techniken für einen großen Kreis von Verehrern künstlerisch auf die Fläche gebannt. Aber noch sind nicht alle Überraschungen, die Epple von Zeit zu Zeit der Öffentlichkeit bereitet, ausgeschöpft.

Gegen 100 Zeichnungen aus allein 7 Italienaufenthalten sind erst 1982 zu Ehren des damals Siebzigjährigen¹⁴⁾ — der jedoch bis heute als gern aufgesuchter akademischer Zeichenlehrer an der Universität weiterwirkt¹⁵⁾ — umfassend ausgestellt worden. Dazu fügen sich etliche verwandte¹⁶⁾, z. T. durch mildes Kolorit bereicherte Stücke, die der jeder Art von Kunstbetrieb abholde Meister dem Verfasser dieser Zeilen fast beiläufig aus besonderem Wohlwollen zugänglich gemacht hat. Angeführt sei nur: Bordeaux, Römische Thermen (44 × 57 cm), ein von nahem Standort aus in die Tiefe erschlossener Ausschnitt des wuchtigen Gewölbemонuments, dessen kunstvolles Ziegelsteinmauerwerk noch unter den Zerfallsspuren der Jahrhunderte — Verwitterungen, Verfärbungen, Ausbrüche — die Atmosphäre antiker Machtkultur heraufbeschwört.

Vollends erst 1985 ist es gewesen, daß 20 von wesentlich mehr Kreidezeichnungen aus



Bernhard Eppler, Stich

dem Grand Canyon mit seinen zahlreichen Nebenschluchten und Plateaus zur Ausstellung gelangten — die Exponate oben her abgezählt (wie Eppler schalkhaft glossierte), um dem Drängen von Freunden wenigstens so weit nachzukommen. Der Eindruck des ersten Rundblicks ließ dann manchen, dem die gigantischen Panoramen dieses einmaligen Aufschlußgebietes der Erdformationen nicht vertraut waren, verwundert nach einem Anhalts- und Ruhepunkt fürs Auge suchen. Hatte sich hier die Linie, dieses in der Schwarz-Weiß-Graphik wie immer konstitutive bildnerische Element, vorwiegend waagrecht bis zum Selbstzweck verabsolutiert? Sollten etwa Schemata dieser Landschaft vorgeführt werden? Nichts an Vegetation. Da, ein einziges lederblättriges Krüppelgeäst. Dort wenigstens eine Windung des Colo-

rado, wieweil zwischen kahlen Bergblöcken aus der Tiefe von rund 1000 m herauf wie eine Bachschleife wirkend. Sonst um und um Weite, Fels, kaum eine Wolkenbildung. Letztere hatte in der Tat als veränderliche Größe zurückzutreten, wenn das eherne Gesicht dieser geologisch monumentalen Region unter der zeichnenden Hand des Künstlers voll zur Geltung kommen sollte: Die obersten Hochflächen mit ihren geraden Abbruchkanten und Steilwänden; die horizontale Tektonik des Sedimentgesteins überall; die unter Klüften und Rinnen dicht zusammengeschlossenen Tafelberge; die Terrassen, Abstürze und Schutthänge; die Gesteinsruinen mannigfaltiger Art: Kubusformen, Pyramiden, Türme, Felsmauern und Kanzeln. Weit und breit ein erhabener Zerfall riesigen Ausmaßes: Zeitlosigkeit und Vergänglich-

keit, von der Natur selbst zum Sinnbild ausgeprägt. Dies alles nun, wie bei der Einzelbetrachtung sofort deutlich, vom Künstler nach Form und Struktur mit sicherem Griff komprimiert und einer anthrazitgrauen lithographischen Kreide anvertraut, die in unendlichem Variationsreichtum und in überraschender Plastizität nahe Felskolosse und bröckelnde Gesteinsschichten ebensowohl wie zurückliegende Massive wirklichkeitsgerecht wiedergibt. Klare Konturen mit wechselnd ausgeformter Binnenzeichnung übergreifen einander, lassen kontrastierend den Eindruck Licht und Luft erfüllter Räumlichkeit entstehen. Betont ist durch solche Darstellungsart allerdings die Unbeseeltheit dieser majestätischen Einöde, weil die beschönigende Farbigkeit des Gesteins entfällt¹⁷⁾. Dennoch ist, wie eine kongeniale Ausstellungsbesprechung formulierte: „nichts dramatisiert oder dämonisiert“. Keine Klage, keine Anklage, keine aktuelle apokalyptische Anspielung: „Der Mensch, ohnehin in Epples Oeuvre nur gelegentlich und dann auch nur als meist verschlüsselte Marginalie vertreten, scheint unwichtig, ist ausgespart.“¹⁸⁾

Daß das grandiose Colorado Canyon von dem Maler Epple nicht eigens in Farben gestaltet worden sein sollte, wäre verwunderlich. Aus einer tatsächlich entstandenen, offenbar noch nicht endgültig abgeschlossenen Folge von Aquarellen dieses Themas sind jedoch bislang lediglich Proben bekannt. Sie reichen vom Überblick aus der Vogelperspektive, welche neben dem Blau des Himmels auch das der zwischen rötlichbraunen Bergzügen aufgestauten Seen umfaßt, über Nahaspekte felsiger Giebelwände mit ihren Zinnen, Zacken und rissig splitternden Quadern bis hin zum vereinsamten, in seiner lebensfeindlichen, wenschon farbenreichen Umwelt aufrecht zur Mumie gewordenen Baum. In diesem wohl jüngsten Bild (86 × 62 cm) ist erneut die Natur, zu der Bernhard Epple sich in seiner Kunst stets ein unmittelbares Verhältnis bewahrt hat, zum Symbol

erhoben¹⁹⁾. Durch die Borke hindurch erkennt man den wringenden Wuchs des von den Wettern gehärteten Holzes. Ein Stein Schlag irgendwo aus der längst durchbrochenen Trümmerkulisse ringsum, das Rieseln von Sand: Lebensbehauptung noch im Tode manifestiert.

Charakteristisch für die Kunst Bernhard Epples ist aus dem Grand-Canyon-Zyklus auch die Darstellung einer Bucht des Colorado-Tals (60 × 90 cm), dessen nur eng ausgewaschenes Flachufer im Vordergrund samt einigen durch Niedrigwasser von rechts aufgetauchten Landzungen über und über bestückt ist mit urzeitlich rundgeschliffenen grauen Wacken verschiedenen Kalibers. Sorgfältig eingetragen gleicht kein Gesteinsklotz dem andern: „Denn die Natur kopiert sich nicht, sondern formt immer auf neue lebendig“. Mit diesen Worten hat Albrecht Wechsler schon aufgrund der in zahlreichen Stichen zu beobachtenden flexiblen Akkuratete eine Parallele zwischen dem Schaffen Epples und natürlichen Wachstumsprozessen treffend angemerkt. So weit mit dem Auge irgend faßbar, trägt jeder dieser dicht gepackten Geschiebesteine sein individuelles Gepräge und unterschiedliche Spuren der gemeinsam durchgestandenen erdgeschichtlichen Einflüsse. Ein Realismus, der an der Außenseite der Erscheinungen nicht haltmacht. Das gilt zumal für das Bild insgesamt, auf dem freilich weiter nichts mehr zu sehen ist als Abschnitte einer leicht gewellten Wasserfläche und eine den Hintergrund begrenzende mergelige Steilböschung, von kurzen Klammern und jahreszeitlichen Sturzbächen aufgerissen. Ein Gestade der Vergessenheit — könnte man meinen — wie es Eugen Bracht 1889 in einem großen Ölgemälde schaurig-schön hat Gestalt werden lassen. Aber bei Epple wirft nicht Dunkelheit ihre Schatten. Sonnenlicht dringt ein in diese Verlorenheit, spiegelt sich golden im Fluß, legt einen milden Schein über das grobklotzige Pflaster der Felsenschädel. Individualität

und kosmische Weite sind bildnerisch vereinigt.

Daß in Darstellungen der bezeichneten Art die Landschaft allerdings weder als Stimmungsmetapher noch als impressionistisches Natursegment ihren eigentlichen Aussagewert findet, ist zu beachten. Es läßt sich unterstreichen anhand einer verwandten Colorado-Ansicht, die vom mittelhohen Felsenrand einer der gewundenen Durchflußwannen ausgeht (60 × 80 cm). Hier hat die Eigengesetzlichkeit auch von Epples malerischen Gestaltungsprozessen in vollendeter Harmonie Niederschlag gefunden. Denn wesentlich ist es Epple wieder und wieder um ästhetische Geschehensabläufe aus Farbe und Form zu tun, wobei natürliche Erscheinung, Stilisierung und Rhythmisierung einander unterschiedlich durchdringen.

Die farbigen Canyon-Bilder Bernhard Epples sind maltechnisch Aquarelle, obwohl sie wie Ölgemälde wirken. Sie sind Ergebnis des bei Epple beliebten, u. a. auch von Emil Nolde geübten Verfahrens, saugkräftiges Japanpapier mit Wasserfarbe durch und durch zu tränken, bis beidseits schwartige Farbschichten entstehen, die der Festigkeit und Spannkraft des Papiers derart inhärieren, daß es zusammengerollt sich selbst ohne Schaden wieder flach legt. Der mit seinen eigenen Arbeiten recht unbekümmert hantierende Meister hat, um die Stabilität zu beweisen, damit wohl schon manchem ahnungslosen Käufer beim Einpacken einen Nerventest bereitet.

Bernhard Epples Ölbilder, darunter eine Reihe wohlgelungener Portraits, das herrliche Mohnfeld bei Heidelberg und das innig dem Spiel hingeebene Geschwisterpaar gehören wie viele andere Beweise seines reich gefächerten Talents dem Lebensabschnitt der Akademieausbildung, den ersten Tätigkeitsjahren als Lehrer und dem Wiederbeginn nach Kriegsdienst und russischer Gefangenschaft an. Die Begegnung mit dem in Trüm-

mer gesunkenen Pforzheim fand Niederschlag in einer auch die vertrauten Anblicke der Erinnerung auflösenden, die zerstreuten Überbleibsel der Schloßkirche gleichsam zusammmentragenden Bildkomposition. Eine erste öffentliche Rechenschaft über sein Können legte Epple 1948 in Gestalt einer umfangreichen Ausstellung eben in Pforzheim ab²⁰). Damals hatte die Neuproduktion sich allerdings im Rahmen eingeschränkter technischer und materieller Arbeitsmöglichkeiten zu halten und Epple pflegte als Schwerpunkt zunächst den Holzschnitt, der sich insgesamt auf nahezu 100 Druckstöcken entfaltete: Alemannische Fastnacht, Landschaften, Städteansichten, afrikanische Motive. Um zwei Glanzstücke zu nennen: „Lesende“ (30 × 25 cm) und „Russischer Dichter“ (22 × 23 cm). Für besondere Anlässe trat der Bleischnitt hinzu. Vor allem aber nahm Epple mit Elan das Stechen wieder auf, im weichen, malerischen Kupfer und zunehmend im strengen vernickelten Zink, vom Großformat (60 × 90 cm) über ein Breitband von Mittelgrößen zu einzelnen Kleinstformaten (8,5 × 15 cm). Die Gesamtzahl der von Epples Hand gravierten Metallplatten dürfte nicht weit unter 200 liegen.

Verstreut, wie es ein Künstler sich nur wünschen kann — über zumindest drei Kontinente, in privatem und öffentlichem Besitz — zeugen Bernhard Epples Schöpfungen von einem Malerstecher höchsten Ranges. Es ist an der Zeit, eine systematische Bestandsaufnahme und Würdigung seiner mannigfaltigen Wirksamkeit einzuleiten²¹). So viel liegt schon heute zutage: Epple wurzelt in der reifen und ausgehenden Renaissance. Er hat sich anregen lassen von Meistern wie Piranesi und von vielseitigen Neuerern wie Max Ernst²²), überhaupt von jener Stilrichtung, welche die seit Ernst Haeckels naturwissenschaftlichen Tafelwerken neu entdeckten Formenwelten des Naturreichs in Kunst und Kunstgewerbe zur Anwendung gebracht hat²³). Epple nimmt einen eigenständigen

Platz in seiner von Dürer ausgehenden Tradition ein²⁴). Epples Werk lebt aus der Freude an jedweder Art endogener Bildgestaltung, inbegriffen die Ansatzmöglichkeiten der Frottage-technik oder des ostasiatischen Zeichenstils. Auch unter den Polarisierungen der deutschen Nachkriegskunst hat er sich bei aller ihm als Kunstpädagogen gebührenden Aufgeschlossenheit keiner Strömung verschrieben.

Anmerkungen

1) Wolf *Stubbe*, Die Graphik des zwanzigsten Jahrhunderts, 1962, S. 265. Allgemeines Lexikon der Bildenden Künstler des 20. Jhs., hg. v. Hans Vollmer, Bd. 2 (1955) S. 44.

2) The Atlanta Journal 1971, July 29, 14 B. In dieser Hinsicht interessant schon die Berichte über Epples reichhaltige Ausstellung in Konstanz 1957, Südwestdeutsche Rundschau Okt. 10; Schwarzwälder Bote Okt. 16; Südkurier Dez. 15. — Klaus *Mugdan* oben zitiert aus: Rhein-Neckar-Zeitung 1968, April 29.

3) Manfred *Fath* in: Bernhard *Epple*, Stiche und Aquarelle. Ausstellung Ludwigshafen 1972. Albrecht *Wechssler* in: Bernhard *Epple*, Stiche. Heidelberg 1974.

4) Badische Neueste Nachrichten (Pforzheimer Kurier) 1972 Sept. 15. Vgl. bei *Fath* Abb. 3.

5) *Wechssler* Abb. 15 (Verkleinerte Schwarz-Weiß-Wiedergabe wie auch im folgenden).

6) *Wechssler* Abb. 3.

7) Dazu das Katalogheft „Schwarz-Weiß 61“, Hannover 1961 S. 9.

8) Schon 1950/51, als die Kestner-Gesellschaft im Zusammenhang mit führenden deutschen Museen einen Wettbewerb zur Vorbereitung ihrer ersten Ausstellung „Farbige Graphik“ (vgl. das gleichnamige Katalogheft, Hannover 1951) veranstaltete und aus rd. 1500 von 225 Künstlern eingesandten Blättern 125 Blätter von 54 Künstlern auswählte, befanden sich unter den Exponaten drei Farbstiche Epples. Weitere in: *Farbige Graphik* 1953, S. 32 f. (mit Abb. S. 22) und 1955, S. 41. Die Nachfrage stieg dann, wie *Epple* ergänzt, insbesondere nach seinen Ausstellungen in den USA (1965 Washing-

ton, D. C.; 1966 San José, Calif.; 1971 Atlanta, Ga.). Dazu Frank *Getlein* in: The Sunday Star, Washington, 1965 May 23: Other prints in color are made by a process simply impossible to analyse from the result, but are thickly textured with both intaglio and relief effects at once and resemble a kind of controlled chaos in abstraction. *Epple* is clearly a master of his art.

9) Inco-Mond-Revue (The Internat. Nickel Company) Nr. 14 (1963) S. 14–16, mit Reproduktionen dreier Farbstiche und einem Bild des Künstlers beim Gravieren. Vgl. auch Kürschners *Graphiker Handbuch*, 1959, S. 43 und S. 58 B (Abb.).

10) *Wechssler* Abb. 25.

11) Äußerer Anlaß war für den Gymnasialprofessor ein in den Zeichensaal verirrtes Schaustück des Biologieunterrichts. Hinsichtlich der Identitätsfrage winkt *Epple* ab: Er habe sich inspirieren lassen, ohne auf die Inventarmerkmale zu achten.

12) *Wechssler* Abb. 6.

13) Über Chicago als Welthauptstadt der modernen Architektur hat *Epple* berichtet in: Rhein-Neckar-Zeitung 1968, Nov. 16/17. Dazu die Stiche bei *Wechssler* Abb. 19. 26. 27. *Epple* über amerikanische Museen in: RNZ 1965, Okt. 9/10.

14) Bernhard *Epple*, Zeichnungen aus sieben Italienreisen. Ausstellung Heidelberg 1982 (= Heidelberger Bibliotheksschriften. 4.), mit 59 Abbildungen. Dazu den Bericht von *Heide Seele* in: RNZ 1982, Okt. 14. Vgl. auch *Margarethe Krieger* in: Hdbger Tageblatt 1982, Okt. 21.

15) Den kunstpädagogischen Lehrauftrag an der Philosophischen Fakultät erhielt *Epple* 1958 im Anschluß an einen Vortrag über Farbenlehre (Goethe, Adolf Hoelzel). Allgemein vgl. aus dem Geleitwort des Rektors zu den Italienzeichnungen (s. oben Anm. 14), Prof. Dr. jur. *Adolf Laufs*: „Zahlreichen dankbaren Studentengenerationen aller Fakultäten konnte Bernhard *Epple* sein Wissen und seine Erfahrung vermitteln und damit die heute vielfach in Gefahr geratene Idee der universitas an unserer Ruperto Carola lebendig erhalten“.

16) Vgl. z. B. die Abbildungen in: Internat. Directory of Arts, 9th ed. I (1967/68) S. 649: *Venedig*, San Marco. Ibid. 8th ed. I (1965/66) S. 631: *Arles*.

17) Ähnlich bei *Alain Le Foll* in *Lithographien* (1980)

18) *Hilde Petersen* in: RNZ 1985, Okt. 16.

19) Aus dem Genre der Stiche sei hingewiesen auf *Wechssler* Abb. 1 („Im Wald“) und Abb. 23 („Alte und neue Blätter“).

20) Vgl. *Badische Neueste Nachrichten* (Pforzheimer Kurier) 1948, Sept. 9. *Schwarzwälder Post* Sept. 10.

21) Ansätze bei *Hilde Petersen* in: *Der Kunsthandel* 60, 12 (1968) S. 23 ff. *Adolf Gängel* in: RNZ

1965, Juni 4 und ders. in: Hdbger Tageblatt 1965 Juni 11. W. E. in: Mannheimer Morgen, 1971, Dez. 1. Chr. Marquart in: Hdbger Tbl. 1977, Okt. 11.

²²⁾ Aus Max Ernsts Ölmalerei könnte man an thematisch stimmungsmäßigen Anklagen, die aber je auf eigenen Voraussetzungen gründen, etwa erwähnen: Au premier mot limpide (1923). La joie de vivre (1936). Fascinant cyprès (1940). Figure (ca. 1940). Weiter ab liegt Ernsts Colorado River (ca. 1958).

²³⁾ Zu nennen sind z. B. Hermann Obrist († 1927); August († 1925) und Fritz († 1955) Endell; Hans Schmithals († 1969). Zum Einstieg vgl. Wege der Forschung 110 (1971), hg. v. J. Hermand. Siegf. Wichmann, Jugendstil Floral und

Funktional, 1984, insbes. S. 88. Dazu Wechsler Abb. 14. Fath Abb. 10. Als Erstvermittler für Epple ist u. a. an seinen Pforzheimer Kunstgewerbelehrer Bert Jobo zu denken. Über letzteren vgl. Allg. Lexikon der Bildenden Künstler (Thime-Becker) 19 (1926) S. 96. Insgesamt ist stilgeschichtlich auszugehen von Ph. Luidl, Helm. Huber, Ornamente/Ornaments, 1983. Günter Irmischer, Kl. Kunstgesch. des europ. Ornaments, 1984 (Lit. S. 293 ff).²⁴⁾ Vgl. schon E. K. in: RNZ 1957, Dez. 5: „Bei seiner technischen Meisterschaft wäre es für ihn ein Leichtes, auf ausgetretenen Pfaden mit äußerlichen Kunstfertigkeiten zu brillieren.“ Dazu Klaus Mugdan in: Hdbger Tgl. 1974, April 22 und Epple über seinen Lehrer Hildenbrand in: Südkurier 1949, Aug. 27/28. Vgl. auch Epple über Graphik aus Israel in: RNZ 1966, April 13.



Zu Hause sein in Gottes Welt

„Zu Hause sein in Gottes Welt“ war das Leitwort der 36. Fastenaktion der Sozialethischen Arbeitsstelle im Jahre 1986.

Zwischen Blochs Heimat als einem Noch-Nicht utopischer Zukunft und dem zunehmenden Gefühl, daß „wir uns auf dieser Erde nicht ganz zu Hause fühlen“ (Heinrich Böll), erinnerte die Fastenaktion an eine Dimension von Heimat, wie sie Paulus im Brief an die Philipper entwickelt hat: „Unsere Heimat aber ist in den Himmeln“ — „Nostra autem conversatio in caelis est“ (Phil 3,20).

Im folgenden drucken wir Auszüge aus einem Aufsatz von Prof. Dr. Paul-Gerhard Müller zu diesem Wort ab (Aus: Werkheft zur KSA-Fastenaktion 1986 „Zu Hause sein in Gottes Welt“, hg. von der Katholischen Sozialethischen Arbeitsstelle):

Sind die „Feinde des Kreuzes“ durch ihre irdisch-fleischliche Gesinnung geprägt, so soll christliche Gemeinde ihren Blick auf den Himmel, auf die Sphäre Gottes und seines Christus, richten: „Unsere Heimat aber ist in den Himmeln“ (3,20). Die an Jesus Christus Glaubenden, die getauften Christen, sind im Grunde gar nicht mehr Menschen dieser Welt und Bürger dieses Staates und dieser Gesellschaft, sie sind wesentlich auf einen anderen Ort hin orientiert und eigentlich dort beheimatet, eingeschrieben, verankert und geistig wohnhaft, nämlich am Ort Gottes, dem pluralischen „in den Himmeln“.

Die Heimat, um die es hier geht, ist im griechischen Urtext mit *politeuma* umschrieben, was soviel wie Gemeinwesen, Staat, Staatsverband, Ausländerkolonie, Heimat bedeutet. Gemeint ist wohl, daß kraft Taufe, Glaube und Erhöhung durch Jesus Christus eine juristische und seinsmäßig-wesentliche Zugehörigkeit der Christen zum Bereich Gottes in den Himmeln angedeutet wird, so daß die Getauften eigentlich nicht mehr zur irdischen Gesellschaft, Bürgerschaft und Staatshinordnung gehören, vielmehr hier auf Erden nur noch eine Art Ausländerkolonie von Himmelsbürgern bilden, deren eigentliche Heimat in den Himmeln ist.

Damit würden die Getauften im Grunde als Fremdlinge und Ausländer auf Erden betrachtet, da ja ihre eigentliche Staatszugehörigkeit Gottes Staat in den Himmeln gilt. In der weltlich-bürgerlichen Gesellschaft sind die Getauften nur vorübergehend Gastrecht Genießende, im Griechischen Paröken, die nur zeitweilig hier ihre Behausung aufschlagen, während ihre Staatsbürgerschaft eigentlich in den Himmeln liegt.

Damit ist zunächst nur eine rechtlich-politische Bildaussage gemacht und keineswegs gesagt, die getauften Christen müßten in der Welt und bürgerlichen Gesellschaft eine Sonderge-

meinde von tadellosen Himmelsbürgern darstellen, die ein ethisches Getto schon verwirklichter Ideale bilden würden; denn Paulus bekämpft ja gerade jene Radikalen und Enthusiasten, die auf irdische Vorzüge pochen (3,4) und sich als schon Vollendete verstehen (3,12). Vielmehr soll wohl gesagt werden, daß die Getauften seinsmäßig an Gott und seinen Bereich in den Himmeln gebunden sind und von daher dafür bestimmt sind, in der eschatologischen Vollendung das himmlische Vaterland als ihre Heimat bereitet zu finden.

Glaubende gehen also mit ihrem persönlichen Ende und dem unaufhaltsamen Ende von Welt, Menschheit, Schöpfung und Geschichte nicht der dunklen Heimatlosigkeit und damit ständiger Flucht und ewigem Vertriebensein entgegen, sondern sie haben schon jetzt hier die Gewißheit zugeordneter, vorbereiteter, ewiger Beheimatung im Bereich Gottes; sie dürfen hoffen und sich gelassen darauf einstellen, daß sie in Gottes Sphäre „Ruhe“, Geborgenheit, Zukunft, ewiges Bleiben, Geliebtwerden und Bejahung finden werden. Diese Sicherheit aus Glaubensgewißheit gibt Mut und Ausdauer in irdischen Leiderfahrungen der verschiedensten Art; sie ermöglicht glaubenden Christen eine Perspektive relativer Vorläufigkeit irdischer Welterfahrung und Heimatbehaftung in der Hoffnung auf die endgültige Heimatzusage bei Gott. Bei dem jüdischen Philosophen Philo von Alexandrien (13 v. Chr. — 50 n. Chr.) finden wir einen ähnlichen Gedanken: „Das himmlische Gebiet, in dem die Weisen als Bürger wohnen, sehen sie als Vaterland an, das irdische aber, in dem sie als Beisassen wohnten, als Fremde.“

Das eigentliche Motiv solcher typisch christlichen Hoffnung auf endgültige Heimat bei Gott liegt in der endzeitlichen Erwartung des wiederkommenden Parsie-Christus am Ende der Geschichte.

Bibliotheca Palatina

Susanne Schweinfurth, Schwetzingen

Anlässlich des 600jährigen Gründungsjubiläums der Universität Heidelberg kam durch das Entgegenkommen Papst Johannes Paul II. und Zusammenarbeit zwischen Vatikanischer Bibliothek und Universitätsbibliothek Heidelberg eine ganz besonders wertvolle Ausstellung prächtigster Bücher zustande: eine exemplarische Auswahl der Bibliotheca Palatina kehrte nach über 300 Jahren Abwesenheit in ihre Heimat zurück, wenn auch nur für kurze fünf Monate.

Die Emporen der Heiliggeistkirche beherbergten in der Zeit vom 8. Juli bis 30. November 1986 am ursprünglichen Standort der Sammlung nun wieder die Werke, die schon vor Jahrhunderten der Bibliothek die Bezeichnung „Schatz des gelehrten Deutschland“ verliehen hatten.

Über 200 000 Besucher nahmen teilweise mehrere Stunden Wartezeit auf sich, um Einblick in einen bedeutenden Abschnitt der Heidelberger, kurpfälzischen, ja deutschen Geschichte zu nehmen.

Ein Rundgang, beginnend auf der Nordempore, die mit einem eigens für die Ausstellung gefertigten Steg mit der Südepore verbunden wurde, führte die Besucher, der Chronologie folgend, in die Entstehung und Entwicklung der seit dem ausgehenden Mittelalter gewachsenen Bibliotheca Palatina ein.

Begründet wurde die Bibliothek durch Kurfürst Ludwig III. im Jahre 1421.

Bevor der Herrscher gegen die Hussiten in den Krieg zog, übergab er seine Bestände der Schloßbibliothek dem Schutz des Heiliggeiststifts und schuf somit den Grundstock einer umfangreichen Sammlung.

Ludwig III. vergrößerte diese Bibliothek in späteren Jahren kontinuierlich durch Zukauf wertvoller Handschriften, die bereits zu seiner Zeit als Raritäten angesehen wurden. Für all diese Werke verfügte der Kurfürst in seinem Testament, daß sie der Universität zur Nutzung durch Gelehrte bereitgestellt werden und verlangte ausdrücklich, die Sammlung solle „auf ewige Zeiten“ in der Heiliggeistkirche verbleiben.

Um einen Überblick über die Bestände zu erhalten, wurde die Bibliothek 1466 katalogisiert.

Von epochaler Bedeutung für die Erweiterung der Bibliothek erwies sich die Regentschaft des bibliophilen Renaissancefürsten Ottheinrich, dessen auch heute noch bemerkenswerter Wappenspruch „Mit der Zeit“ zahlreiche Werke der Ausstellung schmückte.

Ottheinrich vermehrte die Bestände der Bibliothek mit beträchtlicher Sammlerleidenschaft und größtenteils aus eigenen finanziellen Mitteln. Unentwegt versuchte er regional und überregional die Buchsammlung der Heiliggeistkirche fachlich breitgefächert zu vergrößern. Außerdem unterhielt der Kurfürst ständigen Kontakt zu Bibliotheken und Händlern in zahlreichen europäischen Städten und suchte überall Handschriften und Drucke zu erwerben. Diese Passion für Bücher führte zu kuriosen Auswüchsen: Einzigartige Werke, die entweder unbezahlbar oder unverkäuflich waren, entlieh sich Ottheinrich kurzerhand aus umliegenden klerikalen Bibliotheken, nahm es aber manchmal mit der Rückgabe nicht allzu genau.

Auf diese Entleihpraxis gehen so berühmte Exponate wie das um 810 n. Chr. entstan-



Rabus; Betbüchlein, 1570 für Ludwig VI. Goldschnitt (Vorderseite): Christus segnend über dem Pfälzer Wappen. Stamp. Pal. V 980 (Bibliotheca Palatina, Ausstellungskatalog, Edition Braus Heidelberg)

dene Lorscher Evangeliar und das im 4. Jahrhundert geschaffene Verzeichnis der Römerstraßen „Itinerarium Antonini“ zurück, die der Kurfürst hartnäckig gegen die rechtmäßigen Eigentümer verteidigte. Es ist ganz offensichtlich, daß er sich dadurch den Groll des Domklosters Speyer und des Reichsklosters Lorsch zuzog, die jahrelang um die Rückgabe ihres Besitzes erfolglos fochten. Im Jahre 1559 sicherte Ottheinrich schließlich in seinem Testament, das ebenfalls Teil der Ausstellung war, endgültig den Fortbestand der Bibliothek: Er verfügt die regelmäßige Ergänzung der Sammlung, die bereits zu dieser Zeit Weltruf besitzt.

Dazu erläßt er eine Stiftung von 2000 Gulden, aus deren Zinseinnahmen ein kontinuierlicher Bibliotheksetat bereitgestellt werden soll:

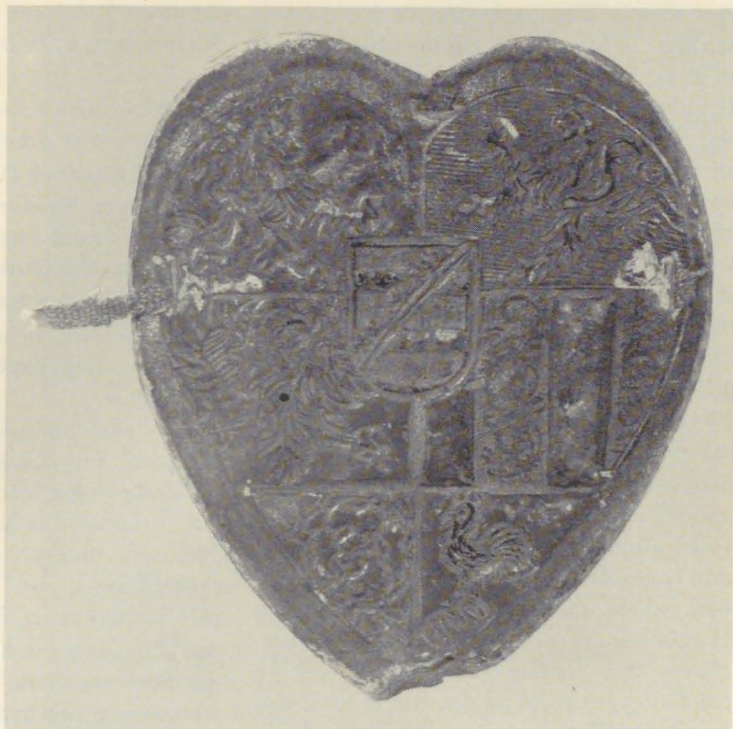
„So setzen und wollen wir, daß auf das wenigste alle und iede Franckfurther mess nach unserm todt funfzig gulden zu gemelter bibliothek gewendet und um dieselbige nützliche bücher nach rath derer, welcher die verwaltung befohlen, erkauft und in ordnung gebracht werden.“ (aus dem Testament).

Weiterhin bestimmt Ottheinrich auch die Aufgaben seiner Nachfolger zur Erhaltung und Förderung der Bibliothek eng umrissen und gewährleistet somit die Durchführung seiner Anordnungen. Im Falle des Versäumnisses der Zinsabgabe der Stiftungsmittel durch einen seiner Nachfolger ginge die Gesamtsumme an die Universität, die darüber hinaus stets die Oberaufsicht über die Bibliothek innehat.

Grundsätzlich beabsichtigte Kurfürst Ottheinrich aber die Trennung zwischen den beiden Universitätsbibliotheken und der Heiligeistsammlung, die, davon abgesehen, trotz unterschiedlicher Standorte schon 1617 eine Einheit bildeten, was in der Abteilung Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte der Ausstellung dargestellt wurde.

Schon vor Ottheinrich besaß die Universität zwei Bibliotheken: die der drei oberen Fakultäten (Theologie, Rechte, Medizin) und

*Herzförmiges Gebetbuch
des jungen Friedrich (V.)
im Einband des 16. Jahr-
hunderts. Stamp. Pal. VI
201 (Bibliotheca Pala-
tina, Ausstellungskata-
log, Edition Braus
Heidelberg)*



die der Artistenfakultät (Septem Artes Liberales: Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Geometrie, Arithmetik, Astronomie, Musik), die zusammen in einem Gebäude unweit der heutigen Heugasse aufgestellt waren.

Die Bezeichnung „Bibliotheca Palatina“ wurde eigentlich erst nach dem Abtransport der Heidelberger Buchbestände nach Rom im Jahre 1623 gebräuchlich.

Ein weiterer bedeutsamer Einschnitt für die Vergrößerung der Bestände der Bibliothek stellte die Einbeziehung der einzigartigen Sammlung Ulrich Fuggers (1526–1584) dar. Der Augsburger Kaufmannssohn war ein eher still zurückgezogen lebender Mensch, der unter der Epilepsie litt und sich deshalb schon früh dem Leben eines Gelehrten verschrieben hatte. Während seiner humanistischen Studien in Bologna begeisterte er sich für Bücher und begann eine beachtliche Sammlung aufzubauen, die fast ausnahmslos mit Prachteinbänden versehen war.

Zu den kostbarsten seiner Erwerbungen zählen 167 hebräische Schriften sowie zahlreiche klassische und juristische Handschriften französischer Herkunft.

Auf den Frankfurter Buchmessen vervollständigte Ulrich Fugger ständig seine Bestände, eine Leidenschaft, die ihn mit seinem Zeitgenossen Kurfürst Ottheinrich verband, der mit Fugger engen Kontakt pflegte.

Diese Verbindung zum kurpfälzischen Haus sollte zum weiteren Meilenstein in der Entwicklung der Bibliothek werden.

1553 trat Fugger zum Protestantismus über. Wegen zunehmender Geldnot und Verschuldung überwarf er sich mit seiner einflußreichen Familie und nahm im Jahre 1564 das Angebot Kurfürst Friedrich III. an, nach Heidelberg überzusiedeln.

Drei Jahre später ließ Fugger mit Hilfe des Kurfürsten seine Bücher, die das stolze Gewicht von 235 Zentnern aufwiesen, in vier Wagen nach Heidelberg holen.

Auf diesem Weg kamen solche Kostbarkeiten wie die Josua-Rolle aus dem 10. Jahrhundert in Heidelberger Besitz. Die Ausstellungsbesucher konnten die Originalsegmente des Rotulus in speziell gesicherten Panzervitrinen bestaunen. Gleichzeitig wurde das ehemalige Aussehen der Rolle in einer ausgezeichneten Nachbildung aufgestellt, so daß der Interessierte, wie ursprünglich gedacht, die wunderschön illustrierten Szenen aus dem Alten Testament selbst abrollen konnte. Die letzten umfangreichen Bibliothekszugänge gehen auf Kurfürst Friedrich V. zurück, der unter der Bezeichnung „Winterkönig“ in die Geschichtsschreibung einging.

Sein herzförmiges Gebetbuch war zwar kein spektakuläres Exponat, jedoch ein Exemplar voller Anmut und Schönheit. Offenbar hat der junge Friedrich dieses Büchlein besonders geliebt, denn er schrieb mit kindlicher Handschrift in die Buchdeckel: *„Deis beuchlein hordt Hertzog Freidreich zu, wer es feindt, der geb es im weider, wer es steilt, dass ist ein Deiff.“* was etwa heißt: Dieses Büchlein gehört Herzog Friedrich, wer es findet, der gebe es ihm zurück, wer es stiehlt, der ist ein Dieb (ca. 1601).

Friedrich erhielt schon früh eine umfassende Bildung, was seine lateinischen Übungshefte und Buchbemerkungen dokumentieren.

Gegen die Empfehlung seiner Ratgeber nahm er im Jahre 1619 die Böhmisches Wenzelskrone an, die ihm aufgrund des in der Goldenen Bulle festgestellten Wahlrechts von den böhmischen Ständen angetragen wurde.

Seine Herrschaft erwies sich als überaus glücklos, jedoch gelang es Friedrich, während seiner nur einjährigen Herrschaft, zahlreiche Bücher aus der Prager Bibliothek Kaiser Rudolf II., darunter auch Bestände der Königin Christine von Schweden, nach Heidelberg verbringen zu lassen.

Mit diesen Werken wurde die Heiligeistbibliothek um berühmte chinesische Drucke bereichert.

Zu dieser Zeit lagen in einigen europäischen Städten bereits Teilkataloge der Heidelberger Bestände aus, die es den Wissenschaftlern ermöglichten, mit Hilfe der Fernleihe an den Werken zu arbeiten.

Zur Zeit Friedrich IV. und Friedrich V. kam ein weiteres Meisterwerk nach Heidelberg, das nun wieder ungezählte Besucher faszinierte: die Manfredhandschrift des legendären Falkenbuches Kaiser Friedrich II.

Unter höchsten Sicherheitsvorkehrungen lag das besondere Exponat in Spezialtresoren aus.

Unter allen mittelalterlichen Herrschern kann sich nur Kaiser Friedrich II. rühmen, ein einzigartiges literarisches Werk hinterlassen zu haben. Bis heute gelten die präzisen Tierbeobachtungen seines Buches *„De arte venandi cum avibus“* als maßgebliche Richtlinien der modernen Falknerei.

Aus konservatorischen Erwägungen wurde das bunt illustrierte Meisterwerk des Stauferkaisers in regelmäßigen Abständen umgeblättert, was dem Besucher das Vergnügen bescherte, öfter neue Einsichten zu gewinnen.

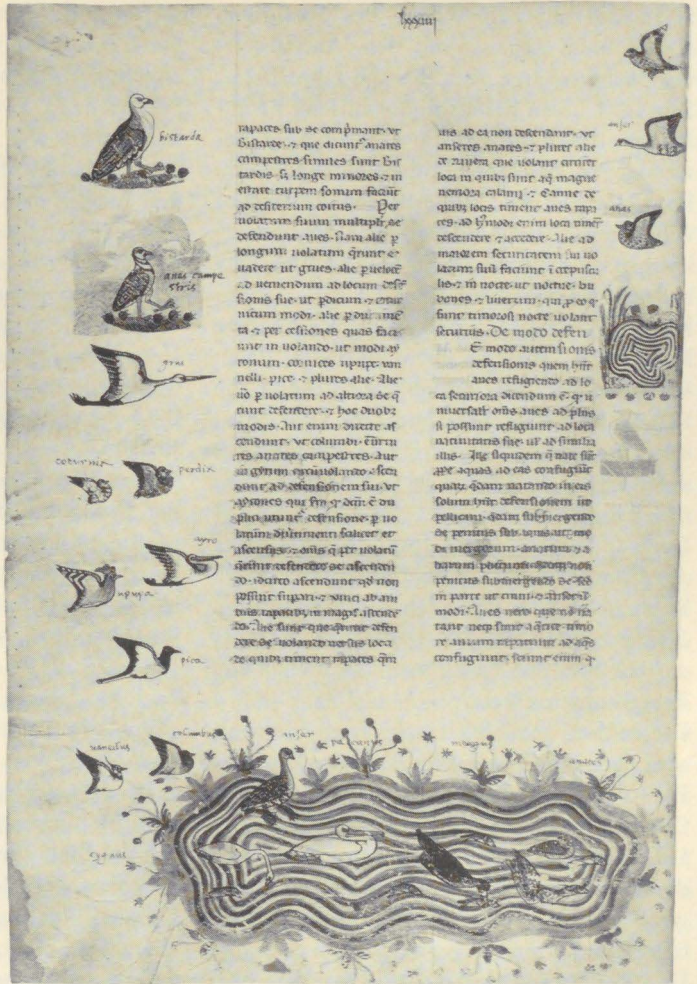
Viele Besucher verbanden die Besichtigung des Falkenbuches mit den im Scriptorium, auf der Westempore, gewonnenen Erkenntnissen über die mittelalterliche Buchherstellung.

Im Scriptorium wurde die Verfielfältigung von Büchern im Mittelalter am Beispiel einer Schreibstube des Klosters Frankenthal und der Universität nachempfunden.

Die hier vorgestellten Zeugnisse alter Buchkunst belegen, wie detaillierte Quellen zur Buchtechnik die Herstellung und künstlerische Anwendung und Gestaltung alter Farbstoffe und Bindemittel überliefern. Diese alten Anweisungen wurden in den Vitrinen nachgestellt, so daß der Besucher die Arbeit in den früheren Zentren der Buchfertigung unmittelbar nachvollziehen konnte.

Seit dem 13. und 14. Jahrhundert war es in den europäischen Universitäten als notwen-

Falkenbuch Kaiser Friedrichs II. Unteritalien, 1258—1266. Verteidigungstechniken verschiedenster Vogelarten. Cod. Pal. Lat. 1071, Fol. 42 v (Bibliotheca Palatina, Ausstellungskatalog, Edition Braus Heidelberg)



dig erkannt worden, für Forschung und Lehre Texte unverfälscht zur Verfügung zu haben. Die Aufgabe des Kopierens der benötigten Werke oblag zuerst den Klöstern, später Berufsschreibern, oder die Lehrer diktieren den Schülern die Texte. Die interessierten Besucher wurden auch hier nicht nur mit dem historischen Hintergrundwissen versorgt, sondern auch mit der Technik der Pergamentherstellung vertraut gemacht. Darauf aufbauend wurde jeder

Schritt vom neuen Pergament bis hin zur fertigen Darstellung des Buchtextes und der Illustration des vollständigen Bandes veranschaulicht. Besonders interessant war die Darstellung der Farbherstellung mittelalterlicher Tinten und Farben auf Basis natürlicher organischer und anorganischer Farbmittel, derer sich die Buchmaler bedienten. Gegen Ende der Ausstellung wurde das Ende der Bibliotheca Palatina in Heidelberg aufge-

zeigt, das mit den Wirren des 30jährigen Kriegs kam, genauer mit dem Abtransport der Bücherschätze nach Rom im Jahre 1623. Seit 1621 liefen bereits diplomatische Bemühungen des Vatikans, die Heidelberger Bestände der Vatikanbibliothek einzugliedern. Papst Gregor XV. forderte den Erzbischof von Mainz auf, die Bücher vor Kriegseinwirkungen zu schützen, denn Spinola und Tilly bedrohten Heidelberg.

Kaiser Ferdinand I. und auch Verbündete Friedrich V. suchten ebenfalls nach einem Weg der Rettung der Bibliothek, doch alle Pläne blieben unausgeführt. Ein Vorschlag des Hugenottenführers Henri de la Tour d'Auvergne, die Bücher in Sedan zu verwahren, wurde vereitelt.

Der päpstliche Nuntius forderte Tilly, unter der Anmerkung, die Bibliothek sei durch Raub aus den umliegenden Klöstern entstanden, auf, die Bücher zu verwahren, worüber der Feldherr den Kurfürsten Maximilian von Bayern unterrichtete.

Dieser bot schließlich schweren Herzens, aber aufgrund finanzieller Abhängigkeit dem Papst die Heidelberger Bücherschätze zum Geschenk an.

Ungeachtet der zahlreichen Interessenten an der Sammlung wurde 1623 mit der endgültigen Verladung und dem Abtransport der Bibliotheca Palatina begonnen.

Der Widerstand der Heidelberger Bevölkerung blieb wirkungslos. Ungeachtet der Proteste und Behinderungen ging der sechsmonatige Transport der 8000 Bände unter der Bewachung von 60 Musketieren über Nekarsum, Ellwangen, Nördlingen, Donau-

wörth und München (hier wurden einige hundert bereits hierhergeschaffte Werke hinzugefügt) Mittenwald, Graubünden, Comer See, Mailand, Pavia und Bologna nach Rom. Inzwischen war Papst Gregor verstorben, und eine Ironie des Schicksals bestand darin, daß Allacci, dem der Transport unter härtesten Bedingungen unterstanden hatte, nach erfolgreicher Überführung der Bücher um seine Belohnung dafür betrogen wurde. Mehr noch: er mußte sich wegen angeblicher Veruntreuung einzelner Bücher vor Gericht verantworten.

Bis heute besteht ein Streit darüber, ob die Einbeziehung der Bibliotheca Palatina in die Vatikanischen Bestände Raub oder Rettung der Sammlung darstellt. Fest steht, daß die Meisterwerke heute noch existieren, und es ist müßig, darüber Spekulationen anzustellen, was wohl in Heidelberg aus den Büchern im Laufe der Jahrhunderte geworden wäre.

Im Jahre 1816 kehrten einige Handschriften nach Heidelberg zurück. Seit 1959 stehen die „Simulati Palatini“, Rückvergrößerungen und Microfilme, in Heidelberg den Benutzern zur Verfügung, was allerdings nicht darüber hinwegtäuschen kann, daß der Verlust der Bibliotheksbestände unersetzlich und durchaus nicht verschmerzt ist.

Darüber hinaus zeigt die überaus hohe Besucherzahl, ebenso wie die Besucherstruktur, daß Ausstellungen wie die vorgestellte anscheinend im deutschsprachigen Raum eine enorme Bedarfslücke darstellen. Offensichtlich besteht ein großes Bedürfnis weiter Bevölkerungsschichten, sich mit der Kultur vergangener Jahrhunderte zu beschäftigen.

„Ich denke mir ein deutsches Parlament“

Zur Erinnerung an den badischen Liberalen
Friedrich Daniel Bassermann

Hans Leopold Zollner, Ettlingen

Über ein Dutzendmal verzeichnet die Bibliographie der badischen Geschichte in ihrem Personenteil den Namen „Bassermann“. Handels- und Kaufleute trugen ihn mit Ehren; Gelehrte und Politiker verschafften ihm Ansehen, und der große Schauspieler Albert Bassermann machte den Namen der alten Mannheimer Familie sogar weltbekannt. Es ist möglich, daß sich auch mancher noch des Politikers Ernst Bassermann erinnert, der vor und nach 1900 Fraktionsvorsitzender der Nationalliberalen Partei im Deutschen Reichstag war. Hingegen ist beinahe völlig vergessen ein anderer Politiker des 19. Jahrhunderts, der unter den badischen Liberalen des Vormärz und als Abgeordneter in der Frankfurter Paulskirche eine wesentliche Rolle spielte: Friedrich Daniel Bassermann.

Am 24. Februar 1811 geboren als Sohn des Bankiers und bayerischen Konsuls Friedrich Ludwig Bassermann und seiner Ehefrau Wilhelmine, einer Tochter des Mannheimer Oberbürgermeisters Johann Wilhelm Reinhardt, war Friedrich Daniel ein Honoratio-rensohn. Er entstammte damit genau jenem Bürgertum, das eben aus der biedermeierlichen Idylle erwachte und sich mehr und mehr seiner gesellschaftlichen und politischen, seiner wirtschaftlichen und kulturellen Bedeutung bewußt wurde. Seine Eltern hatten den jungen Bassermann eigentlich zu einem wissenschaftlichen Beruf bestimmt; doch nach kurzen Studien an der Universität Heidelberg kehrte er zur kommerziellen

Tradition zurück, gründete in dem würdevollen dreistöckigen Elternhaus am Mannheimer Marktplatz eine Drogerie- und Materialienhandlung und betrieb ein paar Jahre später mit seinem Freund und politischen Weggefährten Karl Mathy einen Verlag. Freilich widmete sich der junge Mann nicht nur dem eigenen Geschäft und dem häuslichen Herd, sondern er nahm, 1837 zum Mitglied des Kleinen Bürgerausschusses gewählt, auch lebhaften Anteil an der Verwaltung seiner Vaterstadt, die Bassermann schon wegen seiner ausgeprägten Rednergabe 1841 als Abgeordneten in die Zweite Badische Kammer wählte.

Obwohl der Neugewählte auf den Bänken der liberalen Opposition Platz nahm, obwohl er bereits als Parlamentsneuling die Regierung des reaktionären Ministers von Blittersdorf beherzt attackierte: Opposition reizte ihn nicht um ihrer selbst willen. Das hätte zu dem zierlichen Mann mit dem feinen Gesicht auch kaum gepaßt. Bassermann folgte vielmehr dem Beispiel seiner älteren Kollegen Karl von Rotteck und Karl Theodor Welcker, die es hervorragend verstanden, auf dem Instrument des Parlamentarismus, das die Verfassung von 1818 dem Großherzogtum gewährt hatte, zu spielen. So geschickt, daß — nach Ansicht des Historikers Franz Schnabel — ganz Deutschland nach dem Ständehaus in Karlsruhe blickte, „wo umjubelte Volksführer die Fragen der Freiheit und der Einheit zum ersten Male öffentlich erörterten.“



Friedrich Daniel Bassermann (1811–1855)
(Archiv Hans Leopold Zollner, Ettlingen)

Friedrich Daniel Bassermann gehörte von Anfang an zu den entschiedensten Fürsprechern deutscher Einheit. Die Gelegenheit, dieser Überzeugung in der Kammer Ausdruck zu geben, bot sich am 15. April 1844. Die Abgeordneten der Kammer debattierten stundenlang über Tarife des Deutschen Zollvereins, bis sich der junge Abgeordnete zu Wort meldete und erklärte: er sähe es lieber, wenn man im Hohen Haus statt über Zollsachen über ganz andere deutsche Angelegenheiten spräche. Er würde es auch nicht bedauern, wenn ein Teil der badischen Gesetzgebungsgewalt in einem allgemeinen deutschen Gesetzbuch aufginge. Ja, so betonte er mit Nachdruck, er würde es sogar gerne hinnehmen, wenn die Zahl von 63 badischen Abgeordneten auf drei zusammenschmolze, sofern diese nur in *einem* großen Parlament säßen.

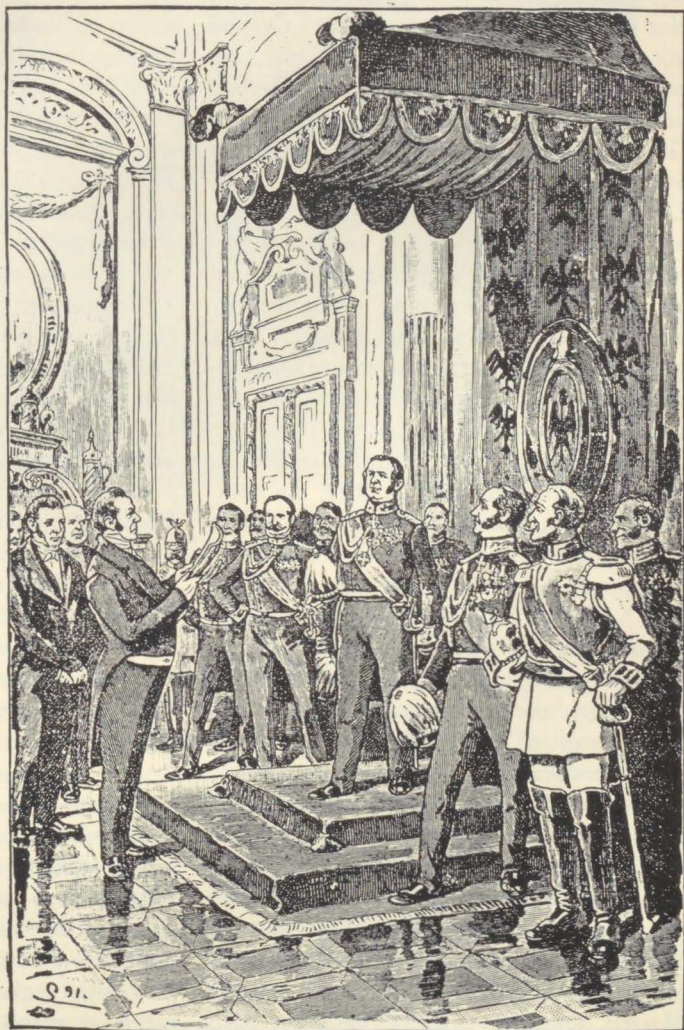
An dieser Stelle aber unterbrach ihn höchst indigniert der anwesende Staatsminister Alexander von Dusch: der Redner schweife völlig vom Gegenstand der Diskussion ab. Im Karlsruher Ständehaus habe man nicht Deutschland zu organisieren, sondern nur für badische Interessen zu sorgen. Bassermann jedoch fuhr unbeirrt in seiner Rede fort und rief in den Saal: „Ich denke mir ein deutsches Parlament, vielleicht noch größer als ein englisches und erhabener in seiner Unabhängigkeit, in seinem Edelmute und in seinem Befreitsein von Parteigeist!“ Diese unerhörte Forderung des Abgeordneten Bassermann nach einem einzigen deutschen Parlament war nach wenigen Tagen in allen Zeitungen zu lesen, denen die Zensur einen Bericht aus der Badischen Kammer erlaubt hatte. Dem Redner selbst aber schlug immer noch das Herz, weil er so kühne Worte ge-

wagt hatte — und noch nach Jahren bekannte er in seinen „Erinnerungen“, dieser 15. April 1844 sei wohl der größte Tag in seinem Leben gewesen.

Indessen, was bedeutete dies alles gegenüber der hellen Begeisterung, mit der die gesamte liberale Kammeropposition ihren Kollegen bedachte, und die so weit ging, daß einer aus ihren Reihen dem Kollegen Bassermann mit dem pathetischen Vergleich sekundierte: „So

wenig es ein Phantasma war, als der kleine Mönch von Wittenberg zum ersten Male mit seinen Thesen auftrat, oder als Galilei sein neues System der Bewegung der Weltkörper aufstellte ... , so wenig ist es ein Phantasma, wenn man will, daß nicht bloß die Fürsten, sondern auch die Völker vertreten seien.“

Der Mann dieser tönenden Worte hieß Friedrich Hecker, war geboren im gleichen Kometenjahr 1811 wie Bassermann und war



König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen lehnte die Kaiserkrone „von Volkes Gnaden“ ab; damit war auch für Friedrich Daniel Bassermann der Traum von der deutschen Einheit zu Ende.

Repro: Archiv Zollner

in Mannheim als Advokat am Hofgericht tätig. Gleich den anderen badischen Liberalen war er um diese Zeit noch der Meinung, dem Großherzogtum mit der Verfassung tue nichts not außer Reformen, um zur echten Verfassungsmöglichkeit zu gelangen: zur Pressefreiheit, zur Abschaffung der Vorrechte und Privilegien, zur Erlangung eines Nationalparlaments und endlich zur deutschen Einheit. Doch dann geriet der Schwarmgeist immer mehr unter den Einfluß des doktrinären Gustav Struve und dessen revolutionärer Ideologie — und damit bereitete sich die Spaltung der Liberalen vor: In eine monarchisch-konstitutionelle Gruppe mit Bassermann, Welcker und Mathy, die eine Evolution durch Reformen anstrebte, und in eine demokratisch-republikanische Gruppe mit Hecker, Brentano und Gustav Struve.

Offen zutage trat diese Spaltung der Liberalen erstmals im Landtag von 1846. Der verhaßte Blittersdorf war gestürzt worden, und an die Spitze der Regierung inzwischen der wohlgesinnte Staatsrat Johann Baptist Bekk getreten, der den Forderungen der bürgerlichen Liberalen die ersten Konzessionen gewährte. Als Bassermann am 4. Juli 1846 abermals in einer Rede ein deutsches Parlament forderte, weil dies „wie ein Ring die deutschen Stämme zusammenhielte“, da rührte sich auf dem linken Flügel, bei der Hecker-Gruppe, keine Hand mehr zum Beifall für den Kollegen. Im Gegenteil: die einstigen Freunde standen sich zunehmend als haßerfüllte Gegner gegenüber, und die Radikalen traktierten die Bassermann-Gruppe mit Schimpfworten wie „Maulliberale“ oder „Kammermandarine“. Außer diesen Tiraden in Presse und Parlament, aber auch in Volksversammlungen, versuchten sie all jene im Land zu gewinnen, die als Bauern, Handwerker oder Kleinbürger besonders unter den Folgen des Hungerjahres 1846 und der Wirtschaftskrise litten, die ganz Westeuropa erfaßt hatte. Kurzum, sie mobilisierten die Massen, aber nicht mit der Forderung nach

Einheit, sondern mit der Zusicherung von Freiheit — Freiheit vom wirtschaftlichen Übergewicht des bürgerlichen Kapitalismus und Freiheit von der sozialen Unterdrückung.

Trotzdem hielten die Kammerliberalen die Einheit noch immer für die wichtigste Forderung des Tages, und deshalb beschwor Bassermann zum dritten Mal in der berühmt gewordenen Motion vom 12. Februar 1848 die Kammer. Nachdem er zunächst noch einmal darauf hingewiesen hatte, daß der Frankfurter Bundestag — der ohnehin nur die Vertretung von 39 Souveränen war — kein Vertrauen im Volke habe, sei die Stimmung des Volkes einem Umsturz günstig. Mithin sei es hohe Zeit zur Umkehr; denn Deutschlands größtes Bedürfnis sei nicht eine Revolution, sondern eine Reform, eine Reform seiner Verfassung. „Die Kammer möge“, so formulierte Bassermann seinen Antrag, „an den Großherzog die Bitte richten, auf geeignete Weise dahin wirken zu wollen, daß durch Vertretung der Ständekammern am Bundestag ein sicheres Mittel zur Erziehung gemeinsamer Gesetzgebung und einheitlicher National-Einrichtungen geschaffen werde.“ Der alte Abgeordnete Karl Welcker aber bekräftigte noch Bassermanns Antrag auf eine deutsche Nationalversammlung, die das Recht auf bindende Mehrheitsbeschlüsse besitze, geradezu beschwörend: „Heute ist der Tag der Warnung, morgen nicht mehr. Die Zeit geht im Sturmschritt vorwärts. Das Recht der Völker ist älter und heiliger als das Recht der Dynasten.“

Doch Antrag und Warnung, gesprochen vor dem überfüllten Saal des Karlsruher Ständehauses, begeistert aufgenommen in ganz Deutschland, kamen zu spät. Am 24. Februar 1848 brachte die Nachricht vom Ausbruch der Revolution in Paris und vom Sturz des Bürgerkönigs Louis Philippe die Lawine des Aufruhrs ins Rollen. Welckers Prophezeiung hatte sich erfüllt; rascher noch, als der Prophet selbst geglaubt hatte, und Friedrich Daniel Bassermann war, wenn auch wider Wil-



Bassermann mit den Abgeordneten von Itzstein, Adolf Sander und Carl Theodor Welcker auf dem Deckel einer Tabakdose — ein Zeichen für die Volkstümlichkeit dieser Männer.

Foto: Stadtarchiv Ettlingen

len, der „Sturmvogel der Revolution“ geworden. Eine Revolution, die sich im Großherzogtum Baden, wenigstens fürs erste, in einer Hochflut von Petitionen und Forderungen an die Ständekammern und in einer großen Zahl von Volksversammlungen äußerte, in denen meist die Radikalen den Ton angaben. Nun rächte es sich, daß Bassermann einmal in der Badischen Kammer die Behandlung sozialer Fragen als Sprecher der Liberalen als „kommunistische Ideen“ zurückgewiesen hatte; denn nun wurde nicht länger den Bür-

gern das Wort geredet, sondern jetzt wurden die Massen mobilisiert. Nicht zuletzt bei jener Volksversammlung in Mannheim am 27. Februar 1848, bei der zwar Hecker fehlte, bei der aber ein anderer Massenführer, unterstützt von Gustav von Struve, außer der Pressefreiheit, den Schwurgerichten und dem Nationalparlament auch eine allgemeine Bewaffnung des Volkes forderte; dazu Wohlstand, Bildung und Freiheit für alle Klassen des Volkes ohne Unterschied der Geburt und des Standes.

Maßloser Jubel begleitete diese Forderungen, die am nächsten Tag von einer zahlreichen Abordnung der Zweiten Kammer in Karlsruhe übergeben werden sollten, und je aufreizender die Worte der Männer um Struve wurden, desto maßloser wurde auch das Rasen des Beifalls, so daß Bassermann erschrocken bemerkte:

„... Es war nicht der gewöhnliche, von uns oft gehörte Beifall einer ihrer führenden Männer lauschenden Menge; das brüllende Jauchzen galt mir schon an diesem Tag als Kennzeichen dafür, daß die verwildernden Lehren der letzten Jahre nur allzu erfolgreich auf die untersten Schichten der Gesellschaft gewirkt hatten!“ Kein Wunder also, wenn die Versuche Bassermanns und des energischen Mathy, mäßigend auf die Menge zu wirken, kaum Erfolg hatten. Selbst als zwei Tage später die Karlsruher Regierung auf die Forderung aus Mannheim und aus den anderen Versammlungen sowie auf die Hunderte von Petitionen einging, erwies es sich, daß der revolutionäre Sturm kaum mehr aufzuhalten war. Schon zu Beginn des Monats März 1848 kam es im Kraichgau, im Odenwald sowie im Main- und Tauberggrund zu Bauernunruhen mit Angriffen auf Amtshäuser und Adelschlösser; auch zu Judenverfolgungen in ganz Baden und dann zu jener Offenburger Volksversammlung vom 18. März 1848 auf der laut der Ruf erklang: „Es lebe die Republik!“

Wenn auch die gemäßigten Liberalen dagegen erklärten, es könne nicht in einem südwestlichen Winkel Deutschlands entschieden werden, welche Staatsform ganz Deutschland in Zukunft haben solle, bereitete sich auf jener Offenburger Versammlung im geheimen bereits der Putschversuch Friedrich Heckers vor. Die Revolution überwältigte vollends die Reformen, aber Friedrich Daniel Bassermann glaubte noch immer unerschütterlich, die Maßvollen und Bedächtigen würden die Ereignisse zum Guten wenden, und als am 14. März 1848 sein Freund und liberaler Kollege Carl Welcker zum badischen Ge-

sandten am Frankfurter Bundestag und Bassermann selbst zu dessen Begleiter und zum Bevollmächtigten für die Ausarbeitung einer neuen Bundesverfassung ernannt worden waren, schrieb er beglückt an seine Frau: „Für mein ganzes Leben werde ich es für ein Glück halten, daß es mir vergönnt ward, an der künftigen Gestaltung meines Vaterlandes Anteil zu nehmen.“

Bassermann glaubte fest, in Frankfurt seine Vorstellungen von einer allgemeinen deutschen Gesetzgebung und von einem deutschen Nationalparlament verwirklichen zu können. Tatsächlich aber begann ein neuer, fast möchte man sagen, tragischer Abschnitt in seinem politischen Lebenslauf.

Unmittelbar nach dem mißglückten Hecker-Putsch wurde Bassermann, der schon dem Vorparlament angehört hatte, als Abgeordneter eines bayerischen Wahlkreises in die deutsche Nationalversammlung gewählt. Am 18. Mai 1848 zog er mit anderen badischen Kollegen, die gleich ihm der zweiten Kammer angehörten, in die Frankfurter Paulskirche ein. Auch hier trat er wieder als gewandter Redner, als Verfechter einer Erbmonarchie unter Preußens Führung — und, wie im Karlsruher Ständehaus, als entschiedener Gegner der äußersten Linken auf. Wie er zuvor gegen seinen Willen zum „Sturmvogel der Revolution“ geworden war, so geriet er nun ohne Wissen und Willen mehr und mehr in die fatale Nachbarschaft der allmählich erstarkenden Reaktion. Worte wie „Es darf nicht dazu kommen, daß viele rufen: lieber keine Freiheit als keine Ordnung!“ machten Bassermann, der inzwischen dem Verfassungsausschuß präsiidierte, sogar seinen alten liberalen Mitstreitern verdächtig. Ja, ein zeitgenössischer Karikaturenzeichner stellte ihn in einer sogenannten „Reichs-Curiositäten-Sammlung“ als Zerrbild eines schalmeienblasenden Wassermanns und als Sinnbild der Reaktion dar. Wie glücklich er war, diesen Angriffen entzogen zu werden, beweist ein Brief vom 26. Juli 1848, in dem er schrieb, daß Mathy als Finanzminister in das neue

Reichsministerium berufen worden sei, und er sich selbst „nach innerem Kampfe entschlossen habe, als Unterstaatssekretär mit Sitz und Stimme ebenfalls in das Reichsministerium für das Innere einzutreten“.

Eine wichtige, wenn auch zu diesem Zeitpunkt bereits zum Scheitern verurteilte Aufgabe wurde dem Unterstaatssekretär Bassermann im September 1848 übertragen. Er wurde zu Unterhandlungen mit der preussischen Regierung nach Berlin entsandt, ausgerechnet zur Zeit einer Krise, die zur Auflösung der dortigen Nationalversammlung führen sollte. Als er, nach keineswegs ungefährlicher Rückreise, dem Frankfurter Parlament über seine Mission Bericht erstattete, gebrauchte er die Wendung, er habe in Berlin Gestalten die Straße bevölkern sehen, die er lieber nicht schildern wolle. Man hat daraus das geflügelte Wort von den „Bassermannschen Gestalten“ gemacht — und dieses geflügelte Wort ist für viele die einzige Erinnerung an diesen Mann geblieben, der unter dem unglücklichen Ausgang der deutschen Erhebung unsäglich litt. Der Mann, der zwar den Gedanken nationaler Einheit leiden-

schaftlich verfolgen und verfechten, aber nie um jene breite Gefolgschaft buhlen konnte, die der Politiker braucht, wenn er seine Gedanken auch verwirklichen will, mußte zerbrechen, als mit der Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV. von Preußen sein Traum von der deutschen Einheit zu Ende war. Danach war es belanglos, daß er 1850 noch für kurze Zeit dem Erfurter Zollparlament angehörte. Nach einer Zeit fortschreitenden körperlichen und seelischen Verfalls griff Friedrich Daniel Bassermann am 29. Juli 1855 zur Pistole und schied freiwillig aus dem Leben: Ein knappes Jahrzehnt nach Friedrich List und wie jener ein „Deutscher ohne Deutschland“. Ein einiges Deutsches Reich entstand 16 Jahre später. Bismarck, der sich noch im hohen Alter des redengewandten badischen Liberalen aus seiner Erfurter Zeit erinnerte, hatte es mit „Blut und Eisen“ zusammengefügt. Ob es bei politischem Verständnis auch zu einem liberalen parlamentarischen Verfassungsstaat Deutschland gekommen wäre, darüber läßt sich heute freilich nur spekulieren. Die Probe aufs Exempel hat nie stattgefunden.

Nachahmenswerte Beispiele

In der übergroßen Anzahl jährlicher Jubiläen jeder Art, die alle mehr oder weniger nach dem gleichen Muster ablaufen, gibt es doch bemerkenswerte Ausnahmen, die zeigen, daß es auch anders geht. Zwei solche Beispiele sollen hier genannt werden in der Hoffnung, daß sie bei Vorständen Beachtung und zum Nachahmen anregen werden.

Im August 1986 feierte die Musik- und Trachtenkapelle Bernau-Außertal ihr 80jähriges Jubiläum. Sie bezog in die Festlichkeiten die Ausstellung „Biotopschutz in der freien Landschaft, im Garten und in innerstädtischen Grünbereichen“ der Stiftung Naturschutzfonds des Ministeriums für Ernährung, Landwirtschaft, Umwelt und Forsten Baden-Württemberg mit ein und veranstaltete eine Podiumsdiskussion über die ökologisch-ökonomischen Zukunftsperspektiven eines Schwarzwaldhochtales, dargestellt am Beispiel Bernau, an der u. a. Minister Weiser, Forstpräsident Lauterwasser, Dir. Socher vom Landesverband der Industrie, Ludger Reddemann, MdL und Präsident des BLHV teilnahmen. Sowohl Ausstellung als auch die

Podiumsdiskussion fanden große Beachtung in der Bevölkerung und gerade bei der Diskussion wache und kritische Zuhörer. Man kann der Musik- und Trachtenkapelle Bernau-Außertal zu dieser Initiative nur gratulieren, sie hat damit einen erfreulichen, beachtlichen Beitrag zum Heimatschutz geleistet.

Die KKB Bank verzichtete anl. ihres 25jährigen Bestehens in Karlsruhe im September 1986 auf große Feiern, sondern stellte dafür ihre Räumlichkeiten für drei Wochen in den Dienst des Brauchtums. Die Bank bot den Karlsruher kulturellen Vereinen kostenlos Vitrinen und Stellwände zu deren Selbstdarstellung an. Auch der Landesverein „Badische Heimat“ hatte somit Gelegenheit, auf seine Arbeit hinzuweisen und seine Publikationen in einem Querschnitt durch die Jahrzehnte dem Publikum zu zeigen. Etwa 15 Vereinigungen nahmen das Angebot der KKB Bank dankbar an, und diese „Brauchtumsbörse“ wurde zu einem vollen Erfolg und soll deshalb gelegentlich wiederholt werden. Ein nachahmenswertes Beispiel!

Daniel Weik — Ignaz Scherer — Zwei Badener Pioniere der Meteorologie —

Robert Hensle, Heddesheim

Eine Rückblende in die Zeit des Staatskirchentums —
Badische Intelligenz mit einer jungen Wissenschaft konfrontiert.

Erst im 19. Jh. entwickelte sich die Meteorologie zu einer eigenständigen Wissenschaft.

In der 2. Hälfte des 19. Jh. erlebte diese einen stürmischen Aufschwung.

Pater Daniel Weik (1843—1887) C. S. Sp., — Schrittmacher der Meteorologie —

Ein badischer Landsmann erlebte die Anfänge dieser Wissenschaft
in den Tropen

Aus dem nordbadischen Raum ist mir in meiner heimat- und volkskundlichen Arbeit mancher Name begegnet, den unsere Generationen schon längst vergessen haben. Mein Bemühen galt schon immer, solche Persönlichkeiten und fähige, tatenfreudige, vorbildliche badische Köpfe aus unserer Heimat auch in der „Badischen Heimat“ vorzustellen und diese in Erinnerung zu bringen.

Auswirkungen des Staatskirchentums in Baden

Mit der Entstehung des Großherzogtums Baden zu Beginn des letzten Jahrhunderts gab man dem Lande eine vorbildliche Gemeindeordnung. Es wurde bereits der Grundstein zur Kreiselbstverwaltung gelegt. Doch bei aller Fortschrittlichkeit war man mit der Einführung des Staatskirchentums in eine schwierige staatspolitische Lage geraten. Dies führte über Jahrzehnte hin gesehen zu unliebsamen Auseinandersetzungen. Man war mit dieser Anmaßung, das katholische kirchliche Leben unter die Aufsicht des Staates zu stellen, schlecht beraten. So wurde die Besetzung der Pfarrstellen, die Überwa-

chung des Religionsunterricht in den katholischen Schulen, die Priesterausbildung u. a. durch den Staat angeordnet. Man vergesse nicht, zu dieser Zeit betrug in Baden der katholische Bevölkerungsanteil zwischen 60 und 65%.

Theologiestudium verboten

Damals in Deutschland zum freien Theologiestudium zu kommen, war unmöglich geworden. Viele junge Menschen gingen zum Studium ins Ausland.

In einzelnen Bundesstaaten sowie im späteren kaiserlichen Deutschland war der Kulturkampf entbrannt, der sich verschieden äußerte. Von 1853—1860 Kirchenstreit und von 1864—1882 Kulturkampf in Baden.

1875 verbot man alle Orden und Kongregationen in Deutschland, die nicht der Krankenpflege dienten. Für diese Aufgabe sah man eine Dringlichkeitsstufe, denn mit einem Verbot wäre der allgemeine Krankendienst zusammengebrochen. 1886 bis 1887 wurden in Preußen die Orden wieder erlaubt. Das Jesuitenverbot blieb bis 1917 im Deutschen Reich aufrecht erhalten.

Der Lebensweg von Daniel Weik

Daniel Weik ging für seine Zeit einen außerordentlichen Lebensweg. Geboren wurde er am 16. Juni 1843 in Hilsbach bei Sinsheim. Sein Vater war großherzoglicher Gendarm und evangelischer Konfession. Nach einem guten Abitur 1863 in Freiburg schlug der für die naturwissenschaftlichen Fächer sehr interessierte und hierfür begabte Daniel Weik eine militärtechnische Laufbahn ein. Er wollte Waffenoffizier werden und tat als Offiziersanwärter in einem badischen Artillerieregiment Dienst. Während seiner Militärdienstzeit plagten ihn gelegentliche rheumatische Schmerzen, unter denen er auch späterhin mehr oder weniger litt.

Daniel Weik war ein Suchender. Der Zeitgeist ekelte ihn an; so quittierte er den militärischen Dienst 1864. Nach reiflicher Überlegung entschloß er sich, sein künftiges Leben dem Herrn in der Missionsarbeit zu weihen. Mittlerweile lernte er die Missionsgesellschaft „Kongregation vom Hl. Geist“ (Spiritaner) kennen und konvertierte. Am 25. September 1864 zum großen Scholastikat von Chevilly bei Paris zugelassen, nahm er seine theologischen Studien auf. Alle freien Stunden nutzte er, um zusätzlich Mathematik und Physik zu studieren.

In Port-au-Prince

Seit 1870 zum Priester geweiht, legte er am 28. August 1870 sein großes Bekenntnis ab und weihte sich dem Apostolat. Viele Franzosen, Deutsche (Elsaß-Lothringer) und Schweizer arbeiteten bereits im französischen Kolonialgebiet als Missionare.

Im April 1871 nach Haiti berufen, erfüllte der zum Management neigende Pater die verschiedensten Aufgaben. Zunächst war er der verantwortliche Leiter (Prokurator) des Collège St. Martial zu Port-au-Prince. Dazu betätigte er sich als Grammatiklehrer und bemühte sich mit Erfolg, Physik und Chemie zu lehren. Dieses Collège führte er zu einem

beachtlichen und hochangesehenen Institut. Maßgebliche Persönlichkeiten schickten ihre Kinder in die Schule der Patres. Viele Männer der nachfolgenden Führungsschicht des Landes erhielten durch dieses Collège ihre schulische Ausbildung. Das Collège zählte nahezu 350 Schüler als ein neuer Mitarbeiter, Pater Ignaz Scherer, am 11. November 1885 in Haiti ankam. Zu seiner Lehrtätigkeit versah dieser noch 5 Jahre das Amt eines Studienpräfekten. Dabei hatte er genügend Gelegenheit, sich in der Erziehung von Negern und Mischlingen einzuarbeiten.

Feuerwehr nach badischem Muster

Port-au-Prince — fast nur aus Holzhäusern zu dieser Zeit bestehend — wurde sehr oft von Feuersbrünsten heimgesucht. Oft war es Brandstiftung aus persönlicher Rache und in der Auflehnung gegen die Machthaber aus politischen Gründen. Auch zum Schutz der eigenen Anlage entschloß sich Pater Daniel Weik zur Einrichtung einer Feuerwehr nach badischem Vorbild. Von Europa ließ er Feuerlöschgeräte kommen und lehrte deren Handhabung. Dazu stellt er in seinem Collège eine Feuerwehrkompanie mit den älteren Schülern auf. Er selbst dirigierte als Oberbrandmeister die Brandeinsätze in der Stadt. Dafür erhielt er zu Lebzeiten ein Denkmal. Anerkennung und Vertrauen lohnten seinen Eifer für die gezeigte Entschlossenheit zur Tat. Aus dem Kreis der höchsten Beamten flossen ihm Sympathie und Zuneigung entgegen, die er geschickt zu nutzen verstand.

Ein Observatorium entsteht, zu dieser Zeit etwas Ungewöhnliches

Zur Errichtung eines wissenschaftlichen Instituts (Observatorium) bei seinem aufstrebenden Collège, erbat er sich finanzielle Unterstützung durch die Regierung.

1878 kündigte der Präsident Boisrond Canal in einer Botschaft an das gesetzgebende

Corps an, daß ein Observatorium auf Haiti entstehen soll. Das alte Festungswerk von Fort Thomas wurde der Ordensgesellschaft für einen solchen Zweck zur Verfügung gestellt. Es lag in unmittelbarer Nähe des „Petit Seminaire Collège St. Martial“.

Auf dieser alten Bastion entstand ein eleganter achteckiger Turm. Dieses meteorologische Observatorium sollte vor allem der Beobachtung der Wetterverhältnisse und der Berechnung der gefürchteten Taifune in der Karibischen See im Interesse der Seefahrt dienen. Den Aufbau einer Sternwarte verband er mit diesem Projekt. Am 9. August 1882 konnte er dem Präsidenten von Haiti ankündigen, daß es ihm nun nach 1½-jähriger Korrespondenz mit dem französischen Gelehrten M. d'Abbadie gelungen ist, eine ehrende Entwicklung für die Sternwarte einzuleiten. Port-au-Prince wurde von der Kommission französischer Astronomen als Beobachtungsstation der Bahn der Venus um die Sonne im Jahre 1882 gewählt. Am 10. Oktober kam die Kommission, präsiert von M. d'Abbadie, und traf die vorbereitenden Arbeiten. Sie konnten am 6. Dezember 1882 von morgens 9.15 Uhr bis 14.20 Uhr ein Phänomen beobachten, auf dessen Wiederkehr man 108 Jahre warten mußte.

Besuch von Prinz Heinrich

Weiks Initiative verdankt Haiti die Gründung der „Geographischen Gesellschaft“ mit dem Aufbau eines Museums. Als ehrenamtlicher Museumsdirektor und Präsident dieser Gesellschaft hatte er die Ehre, den Präsidenten der Haitischen Republik in die Gesellschaft aufzunehmen. In seinem Observatorium hatte er den Prinzen Heinrich von Preußen, den Bruder des späteren Kaisers Wilhelm II., anfangs 1885 zu Gast. Der Prinz schenkte ihm sein Bild mit Unterschrift zur Anerkennung seiner wertvollen Arbeit im Ausland. Auch diese Verbindung suchte er bei einem 1885 notwendigen Heimatbesuch zu nutzen. Viel Kraft und die Sorge um das geschaffene Missionswerk von Pater Weik

zehrten beträchtlich im subtropischen Klima an seiner Gesundheit. Eine Erholungsreise nach Europa wurde im Herbst 1885 unaufschiebbar.

Deutschland erwirbt Kolonien

Zur gleichen Zeit hatte Deutschland Kolonien erworben. Pater Weik kam der Gedanke, die Rückkehr der des Landes verwiesenen Kongregation nach Deutschland zu erreichen, um in dem deutschen Kolonialgebiet deutsche Missionare einsetzen zu können. Auch ein deutscher Pater Ignaz Stoffel, der in Französisch-Westafrika arbeitete und zufällig Erholung suchend nach Deutschland reiste, trug die gleichen Gedanken wie Pater Weik in sich. Beide versuchten, ihre Bitte mit entsprechender Unterstützung beim Fürst Bismarck in Berlin vorzutragen.

Trotz der Fürsprache der Kaiserin Augusta, des Prinzen Heinrich und des Kronprinzen als Empfehlungen bei der Regierung in Berlin, erreichten sie bei dem Kanzler des Reiches, dem Fürsten Bismarck, nicht ihr Ziel. Sie hatten Mut bewiesen. Der endgültige Bescheid lautete, einer Wiederezulassung des Ordens in Deutschland stehe das Jesuitengesetz entgegen. Bis zum heutigen Tage handelt es sich jedoch um einen jesuitenähnlichen Orden.

Gesundheitlich angeschlagen

Zweimal kehrte Pater Weik nach Europa zurück, um seine angeschlagene Gesundheit wieder herzustellen, aber leider ohne Erfolg. Anfangs des Jahres 1887 versuchte er erholungssuchend, in den Vereinigten Staaten bei Mitbrüdern seine Kräfte wieder aufzufrischen.

Rheumatische Beschwerden zwangen ihn im gleichen Jahr, das heimatliche Baden-Baden aufzusuchen. Zu einer Nacherholung zog er sich nach Freiburg zurück. Dort kannte er eine fürsorgliche Familie, die schon seit zwei Jahren drei haitische Kinder zur Erziehung hatten. Alle Fürsorge durch die Familie Tag und Nacht und die besten Medikamente



Observatorium in Port-au-Prince, Wirkungsstätte von Prof. Ignaz Scherer. Der Aufbau des achteckigen Turmes auf einem alten Festungswerk entstand unter Daniel Weik. Der Ausbau des Observatoriums und die weltweite Anerkennung dieser wissenschaftlichen Forschungsstelle vollendete Ignaz Scherer. 1952 wurde das Institut an anderer Stelle neu aufgebaut

konnten sein unsägliches Leiden — ähnlich wie bei einer Cholera — nicht mindern. Abgemagert wie ein Skelett — mit gebrochener Stimme — sah er dem Tode entgegen. So starb er am 11. September 1887, 44 Jahre alt, nach einer unermüdlichen Arbeit für sein so viel geliebtes Haiti. Er war ein vorbildlicher Pädagoge und Wissenschaftler. Pater Weik konnte die empfehlende Seite deutscher Art recht glanzvoll verkörpern: „Dem Fremden zur Lehr, der Heimat zur Ehr.“

Nachbetrachtung

Pater Weiks Werk war gefestigt und hatte Bestand. Doch wer konnte schon ahnen, daß ein weiterer Mitarbeiter, der von Kraft strotzende Pater Ignaz Scherer, der am 11. November 1885 Haiti betrat, bereits 1887 die Nachfolge von Pater Weiks begonnenem Werk weiterzuführen hätte. Die Begegnung

Weik/Scherer war kurz; doch der Funke zum Auf- und Ausbau eines grandiosen Werkes war übersprungen. Scherer wurde zum Wegbereiter für die meteorologischen Forschungsarbeiten in den Tropen.

Anmerkungen

Sinsheim-Hilsbach — Evang. Pfarramt — Geburt- und Taufbuch Nr. 2224 vom 27. Juni 1843
 Stadtarchiv Freiburg i.Br. — betr. Daniel Weik, Nachlaßakten, Urk.Verzeichnis Nr. 2696 vom 29. Oktober 1887

Nekrolog P. Weik BG (Bulletin Général' de la Congrégation du St. Esprit) Bd. XIV (1887—88) 311—14, dazu Notiz [Bd. XVII—844]

Jahresbericht der Meteorologischen Sternwarte des Seminar-Kollegs St. Martial, Port-au-Prince, Haiti, Jahrgang 1950, IV. Alte Seiten und neue Seiten der Sternwarte.

Zur Geschichte der Deutschen Provinz der Kongregation vom Heiligen Geist: Von Marienthal nach Knechtsteden / 1874—90 von P. Josef Th. Rath C. S. Sp. Knechtsteden, 1966, S. 37 ff.

Ignaz Scherer (1858—1926)

Würdiger Repräsentant des Erfatals — Mitpionier der Meteorologie —
Deutscher, Auslandsgelehrter von internationalem Rang



*Pater Prof. Ignaz Scherer 1858—1926
Geb. in Hardheim-Bretzingen, verst. in Port-au-Prince, Haiti*

Zur Einführung

In selbstloser Hingabe arbeitete Pater Ignaz Scherer C. S. Sp. in den Tropen. Seine Lebensarbeit galt der Wissenschaft und der Arbeit für das Reich Gottes. Sein Name blieb, wie es der Eigenart seines Ordens entsprach,

vielen unbekannt. Man kannte weltweit seine Institutionen, denen er als Leiter und Direktor vorstand. Sie hießen „Petit Séminaire Collège St. Martial“ und das „Observatoire Météorologique du Séminaire Collège St. Martial“, Port-au-Prince, Haiti.

Um eine abschließende Würdigung der Person von Universitätsprofessor Ignaz Scherer zu erreichen, bemühte sich auf Anfrage auch die deutsche Botschaft in Haiti. Sie ließ mir in dankenswerter Weise einen Bericht des dort einheimischen Publizisten Gérard Jolibois zugehen, der ein Schüler von Professor Scherer war. Die Universitäten Wien und Paris und eine ganze Anzahl Bulletins halfen dazu, die markantesten Lebensabschnitte dieses bedeutenden Wissenschaftlers herauszustellen. Mit diesem obengenannten Observatorium ist seine wissenschaftliche Lebensarbeit, sein Lebenswerk verbunden.

Seine Lebensarbeit aus unserer Sicht

Das Deutsche Museum München, gemeinsam mit dem Kuratorium „Der Mensch und der Weltraum“, unter Präsident Prof. J. F. G. Grosser, München, proklamierte 1973 in Hardheim die Errichtung einer Bildungsstätte zu Ehren des in Hardheim geborenen Weltraumfahrtspioniers Dr. Ing. Walter Hohmann und dem Mitpionier der Meteorologie Pater Prof. Ignaz Scherer.

Universitätsprofessor Dr. Felix Schmeidler, der Leiter der Universitätssternwarte in München, sprach anlässlich der Übergabe des Weltraumbeitrags durch das Kuratorium „Der Mensch und der Weltraum“ im Heimatmuseum Hardheim am 20. Juni 1974 über den Lebensweg von Ignaz Scherer dabei einen markanten und für die Meteorologie als Wissenschaft in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts bezeichnenden Satz: „Die Meteorologie war damals noch in den allerersten Kinderschuhen, ja, man kann eigentlich sagen, sie war noch gar nicht so weit, daß sie überhaupt Kinderschuhe tragen konnte.“

Auf diesem unerforschten Gebiet wurde Ignaz Scherer zu einem Mitpionier der Meteorologie und lieferte grundsätzliche Erfahrungswerte aus diesem Untersuchungsgebiet, die für die europäischen Institutionen in

Wien und Paris von weltweiter Bedeutung waren.

Ein Versäumnis wäre nachzuholen

Besonders erschwert war die Arbeit deshalb, weil fast ausnahmslos Scherers Name in seinen Forschungsarbeiten nicht in Erscheinung trat. Alle Arbeiten und Veröffentlichungen, die weltbekannt geworden sind, liefen unter den Mitteilungen des Observatoriums in Port-au-Prince.

So war auch der Name Ignaz Scherer an den deutschen Instituten für Geschichte und Naturwissenschaften der Universitäten München und Hamburg bis jetzt unbekannt.

Es ist bis zum heutigen Tage ein Versäumnis geblieben, in den deutschen einschlägigen Lexika auf Ignaz Scherers Pioniertat aus der Anfangszeit der Meteorologie hinzuweisen. Dabei hatte ich das Glück, seine Assistenten und Nachfolger, die 1969 wegen Verstaatlichung des Collèges Haiti verlassen mußten, alle ausfindig zu machen. So war es möglich, auch ohne an das Archiv von „St. Martial“ heranzukommen, durch sie konkrete, einwandfreie Hinweise zu erhalten, die diesen Bericht authentisch abrunden und bestätigen.

Kulturkampf fördert Pionierarbeit deutscher Missionare

Dieser Beitrag gibt einen Rückblick in die Zeit des deutschen Kulturkampfes. Er zeugt aber auch von der Pionierarbeit deutscher Missionare. Diese zogen unter erschwerten Bedingungen und ohne eine Entwicklungshilfe zu kennen, in die Missionsgebiete. Unter Aufopferung der Gesundheit und vielen persönlichen Opfern waren sie überzeugende Repräsentanten christlicher Nächstenliebe und deutschen Wesens.

Seine Wiege stand im Erfatal

Ignaz Scherer stammte aus unserem lieblichen mühlenreichen oberen Erfatal, aus dem

Pfarrort Bretzingen (Hardheim), im Neckar-Odenwald-Kreis (bis 1972 Landkreis Buchen) gelegen.

Die Vorfahren kamen von Gerichtstetten nach Bretzingen. Die Scherersippe ist heute noch in Gerichtstetten nachweisbar. Sein Vater, Carl Joseph Scherer (geb. 16. 4. 1823) vermählte sich mit Magdalena Geiger (geb. 11. 1. 1825) am 15. Januar 1850. Aus dieser Ehe wurde der Sohn Ignaz als viertes Kind am 1. Februar 1858 geboren. Seine Mutter starb, wie es so oft in dieser Zeit geschah, am Kindbettfieber am 15. Februar 1858.

Aus der zweiten Ehe seines Vaters kamen nochmals vier Stiefgeschwister dazu.

Die Gymnasialzeit von Ignaz Scherer wurde in Tauberbischofsheim absolviert.

Theologiestudium in Deutschland nicht möglich

Ein Theologiestudium im kaiserlichen Deutschland oder im liberalen Großherzogtum Baden aufzunehmen, war unmöglich geworden. Der Kulturkampf war entbrannt, der sich in den einzelnen Staaten, später Bundesstaaten, verschieden äußerte. Von 1868—1891 wurde dieser Kampf in Baden unter Staatsminister J. Jolly heftig und erbittert geführt.

Ignaz Scherer mußte in die Emigration und studierte ab 1877 im Priesterseminar St. Trond, Diözese Lüttich. Hierbei fand er den Weg zu der Missionsgesellschaft der Väter vom Heiligen Geist (Spiritaner), einem den Jesuiten ähnlichen Orden. Wie ernst Ignaz Scherer seine Studienzeit dort nahm, ging aus der Tatsache hervor, daß er auf eigenen Antrag und Bitte sich für drei Jahre vom regelmäßigen Studiengang entbinden ließ. Während dieser Zeit übernahm er den Dienst als Internatsaufseher und füllte seine vermeintlichen Bildungslücken durch ein Selbststudium. Er glaubte, etwaige Schäden des stark vom liberal-unkirchlichen Geist angewehten Unterrichts in der badischen Heimat beheben zu müssen. Lücken empfand er in

der Darstellung der Geschichte, Philosophie, Heiligen Schrift und in der hebräischen Sprache. Am 28. Oktober 1884 erhielt er in Chevilly bei Paris die Priesterweihe. Als Missionar wurde er nach Haiti geschickt und kam am 11. November 1885 dort an.

Die Tätigkeit in der Mission

Seine erste und auch einzige Anstellung erhielt der junge und kerngesunde Pater im St.-Martial-Collège von Port-au-Prince. Die Väter vom Heiligen Geist unterhielten dieses Internat und Collège schon einige Jahrzehnte.

Diese vorbildliche Schulungs- und Erziehungsstätte wurde von Negern und Mischlingen besucht. Neben seinem Unterricht in den Naturwissenschaften (ab 1897 unterrichtete er auch noch Mathematik dazu) versah er noch 5 Jahre das Amt eines Studienpräfekten. Die Schülerzahl betrug zu dieser Zeit 300 bis 350, was immerhin eine starke Belastung neben seinen Aufgaben als Lehrer bedeutete.

Eine zusätzliche Arbeit harnte noch damals in der neuen Heimat. Seinen Mitbruder und Landsmann Daniel Weik (in Hilsbach bei Sinsheim am 16. 6. 1843 geboren) unterstützte er bei seinen Beobachtungen der 1879 begründeten meteorologischen Station. Diese Station wurde 1885 zum Meteorologischen Observatorium an der Sternwarte von Port-au-Prince erhoben. Nach dem Pater Weik, der nach einem Erholungsurlaub 1887 in Baden-Baden, im gleichen Jahr in Freiburg im Breisgau verstarb, oblag Pater Ignaz Scherer, künftig dieses erst neu entstandene Observatorium zu übernehmen.

Verbindung nach Wien

An der Universität wirkte zu dieser Zeit der berühmteste Meteorologe der Welt, Professor Julius von Hann (ehemals Direktor der Zentralanstalt für Meteorologie Wien). Diese Universität war federführend in der

Meteorologie geworden. Professor von Hann erfuhr durch einen k. u. k. Linienschiffleutnant A. Sobietzki, der auf S. M. Schiff „Zrinyi“ einige westindische Inseln besuchte, von der Tätigkeit Ignaz Scherers, auch von dem Wunsch Ignaz Scherers, mit Professor von Hann in Verbindung zu kommen. Professor J. von Hann war überrascht zu erfahren, daß im Petit Seminaire Collège St. Martial schon seit Mitte 1887 regelmäßig meteorologische Beobachtungen mit geprüften Instrumenten angestellt wurden. In einem Schreiben von Professor J. von Hann an Pater Scherer bat er diesen, ob es ihm gelingen könnte, die Aufzeichnungen von Professor Ackermann aufzufinden, der am National Lyzeum in Port-au-Prince um 1860 unterrichtete. Anlaß dazu gab ein von einem Dr. Petermann in den „Geographischen Mitteilungen“ (S. 382) veröffentlichter Beitrag über die Regenverhältnisse von Port-au-Prince nach den Beobachtungen von Prof. A. Ackermann von 1863 bis 1867.

Suche nach unersetzlichen Aufzeichnungen

Diese Aufzeichnungen zu suchen und zu finden, war nun die Aufgabe von Pater I. Scherer. Die Existenz der Beobachtungen in Ackermanns Aufzeichnungen waren insgesamt äußerst gefährdet. So gingen die Beobachtungsregister nach Professor Ackermanns Tod sehr wahrscheinlich an einen Boyer Bozelais über. Dieser lehnte sich gegen Präsident Salomon auf (Salomon wurde 1883 gestürzt). Bozelais' Haus wurde damals in Brand gesteckt und die Beobachtungsjournale Ackermanns waren verloren.

Durch einen Schüler seines Collegs erfuhr Scherer, daß der Stadtnotar Laforest, ein gediegener Haitianer, eine Sammlung von Zeitungen besaß, die bis ins Jahr 1858 zurückreichten. „Unter schwierigen Verhältnissen“, so sagte einmal Scherer, „übergehen wir die peinlichen Szenen, wurden die Beobachtungen Professor Ackermanns in mühevoller Kleinarbeit aus den Journalen gesichert.“

Kaum war diese Arbeit beendet, so sorgte eine revolutionär bedingte Feuersbrunst am 4. Juli 1888 für die Vernichtung des Hauses Laforest. Weitere 15 Tage mußte das Observatorium gegen Brand geschützt werden. So waren die äußerst wertvollen Aufzeichnungen zu weiteren wissenschaftlichen Auswertungen endlich sichergestellt.

Anerkannte Forschungsergebnisse

Ergebnisse von meteorologischen Beobachtungen in einer Jahrestabelle, mit mehreren täglichen Aufzeichnungen über ein Jahr und Errechnungen über Luftdruck, Temperatur (Celsius), Dampfdruck (mm/Hg), relative Feuchtigkeit, Bewölkung, Windrichtung und Geschwindigkeit, Niederschlag, Tagesmittel der Temperaturen 1888 und sonstige Durchschnittswerte aus einem solchen tropischen Gebiet, ließen die Wissenschaft aufhorchen. Die Veröffentlichungen der auf Haiti gemachten Beobachtungen und erzielten Ergebnisse erfolgten anfangs in den Annalen der meteorologischen Büros in Wien und Paris. Mit dem Jahre 1905 erschien in Port-au-Prince ein Monatsheft in bescheidener Aufmachung.

Nach 1909 gab man jährlich zweimal und ab 1917 jährlich einmal eine stattliche Broschüre heraus. Diese Veröffentlichungen gingen an alle größeren Observatorien der Welt und wurden gebührend gewertet. Pater Scherer war als Mitpionier der Wetterforschung von internationalem Rang anerkannt.

Sein Institut wurde zur Weltwertmarke

Mit dem Jahre 1888 begann der sichtbare Aufstieg des jungen Unternehmens. Seine Ordensoberen unterstützten Scherers Bestrebungen und ließen ihm vollkommen freie Hand. Die Regierung erkannte den großen Nutzen seiner begonnenen Arbeit und war bereit, neue Instrumente für das Observatorium mitzufinanzieren. Keine Minute war Pater Scherer zu viel, um die klimatischen

Verhältnisse dieses Gebiets genau zu studieren.

Sein intensives Studium galt, die meteorologischen Erscheinungen in ihrer Einwirkung auf die Bodenbeschaffenheit und Bodenkultur einwandfrei zu beobachten und kennenzulernen. Das Wohl der neuen Heimat lag ihm am Herzen — ja, diese ging ihm über alle wissenschaftliche Neugier.

Gerade auf den Antillen drängte alles zur Errichtung zuverlässiger Beobachtungsstationen. Man wollte den Zyklonen* (Wirbelstürme), die immer wieder auf den Antillen, an den Küsten von Mexiko und den Vereinigten Staaten furchtbare Verheerungen anrichteten, durch Vorwarnungen begegnen. Besonders im Sommer wurde Haiti durch solche Stürme schrecklich heimgesucht.

Pater I. Scherer machte es sich zur Aufgabe, den diesen Naturgewalten zugrundeliegenden Gesetzen nachzuspüren. Es wurde eine seiner Lebensaufgaben. Alle vom Unterricht ihm verbliebene Freizeit widmete er dem Ausbau der Sternwarte. Seine zeitige Ansage atmosphärischer Störungen und Veränderungen führte dazu, Matrosen und Schiffern auf hoher See das Leben zu retten. Tieftraurig war er darüber, daß einmal infolge politischer Unruhen seine Meldungen die Schiffe nicht erreichten und viele Menschen ihr Leben in den Fluten lassen mußten.

Für die Schiffs- und Luftfahrt ein zuverlässiger Warndienst

Das Observatorium trat sehr früh in den Dienst der USA. Bereits 1906 gingen die telegraphischen Mitteilungen täglich zur festgesetzten Stunde an das Weatherbureau von Washington. Mit dem Kriege 1939 wurde der Tagesdienst verstärkt. Mit drei Meldungen am Tage und einer vierten beim Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg, wurden die Aktivitäten erhöht.

Mit der Entwicklung der Luftfahrt, ihren Bedürfnissen nach sofortiger Information, ihrer Vorschriften, die von ihnen fordern, daß sie

auf dem Terrain der Flugplätze selbst getätigt werden, ging der Dienst der direkten Mitarbeit am 30. Juni 1950 zu Ende. Es war die Frucht der langjährigen Beobachtungen und Forschungen von Prof. I. Scherer, seine aufgestellte elektromagnetische Witterungslehre bestätigt zu sehen. (Der Stand der heutigen Wissenschaft sieht diese aufgestellten Thesen als eine Entwicklung an.) Um wieviel höher waren die Arbeiten von Prof. I. Scherer zur damaligen Zeit zu werten, die zuverlässig waren und man noch nichts Besseres kannte. Wir wissen ja selbst, daß der Stand der heutigen Wissenschaft mit Wettersatelliten und Radarstationen immer noch nicht hundertprozentig in der Wetterdiagnose ist.

Erdbebenmessung

Nicht weniger bedeutend waren die Ermittlungen seiner Forschung auf dem Gebiet der Erdbebenmessung. In vulkanischen Ländern wie Haiti traten solche Erschütterungen besonders häufig auf. Bereits seit 1905 waren sechs seismographische Instrumente in beständiger Tätigkeit. Aus Mangel an Geldmittel konnte er nicht an ein klassisches, sehr empfindliches Instrument denken. Man behalf sich mit einem Hilfsgerät. 1925, als Pater Scherer krankheitshalber in Europa weilte, wurde er mit einem Werk amerikanischer Gelehrter über Seismographie bekannt. Seine Erkenntnisse und seine Forschungsergebnisse waren darin bestätigt und bekräftigt, was ihn sehr befriedigte.

Schon 1909 kam das Institut dank eines großzügigen Geschenkes zu einem astronomischen Fernglas. Es wurde zum Äquator und zur Ausfahrt des Hafens hin montiert, genau wie das Meridianrohr. Letzteres (als es noch kein Radio gab) diente den vorbeifahrenden Schiffskapitänen aus aller Herren Länder zu einem genauen Zeitvergleich.

Auch Pater Scherer verzichtete gelegentlich nicht, sich bei passender Gelegenheit dem Studium der Himmelsphänomene hinzuge-

ben und sich grundsätzlich mit diesem Wissensgebiet auseinanderzusetzen. So erfüllte sich der Wunsch von I. Scherer, ohne „Astronom sein zu wollen“, sich mit der Astronomie zu befassen.

Zukunftspläne und Ehrungen

Noch vor dem Tode Pater I. Scherers war er mit vielen Zukunftsplänen konfrontiert. Ein Lehrbuch für Geographie und Geologie sollte herauskommen; die Unterlagen hierzu waren bereits erarbeitet.

An besonderen Ehrungen habe es nicht gefehlt. Pater Scherer erlebte wenigstens die Anerkennung und Würdigung seiner Lebensarbeit. So verlieh ihm frühzeitig die Universität Wien den Titel eines Universitätsprofessors. Die französische Regierung zeichnete ihn mit dem Band des Offiziers der Akademie aus. Anlässlich seines 25jährigen Priesterjubiläums 1909 wurde er durch Erzbischof Conau von Port-au-Prince zum Ehrendomherr der Kathedrale ernannt. Am 28. Oktober 1926 starb der hochverehrte Gelehrte fast 69jährig in Port-au-Prince, der Direktor der Sternwarte und des Colleges, das er zu der stattlichen Schülerzahl von 750 emporführte. Auf seine Anregung hin waren 60 meteorologische Beobachtungsstationen auf Haiti errichtet worden. Das vergleichsweise viermal größere Kuba hatte nur 54 Stationen.

Ein arbeitsreiches, für die Seelsorge, Bildung und Wissenschaft aufopferndes Leben war abgeschlossen.

Die Beisetzung wurde zu einem Triumphzug der Verehrung und Dankbarkeit. Pater Ignaz Scherer war bei allen seinen großen und international anerkannten Erfolgen der schlichte Ordensmann geblieben. Der Erzbischof selbst nahm die Trauerfeier vor. Der Präsident ließ sich durch einen Minister vertreten. Weitere Minister, darunter die Minister für Inneres und Kultus (zwei hiervon waren seine ehemaligen Schüler), Staatsräte, der deutsche Konsul mit Gemahlin, neben den vielen staatlichen und städtischen Behör-

den, Freunde der Wissenschaft, der zahlreichen Klerus und Ordensfrauen, Offiziere und Schüler aller höheren Lehranstalten nahmen an dem Trauergeleit teil, wie es die Hauptstadt selten sah. 41 Jahre hatte Pater Scherer seine Kraft und Liebe dem Volke Haitis geschenkt. So darf es nicht verwunderlich erscheinen, wenn diese letzte Ehrung des hervorragenden Ordensmannes so überzeugend zum Ausdruck kam.

Seine Regenwasserbeobachtungen Grundlage für die Anlegung von Talsperren

Lange nach seinem Tode, als man dem Studium der Bewässerung der Artibonits näher trat, waren seine Regenwasserbeobachtungen über viele Jahrzehnte von ausschlaggebender Bedeutung. Es war damit die Grundlage für die Vorstellungen von Regenwassermengen gegeben. So wußte man entsprechend den Standort von künftigen Talsperren zu bestimmen. Bis heute zehrt man noch von den gründlichen Forschungsarbeiten unseres hochverehrten Landsmannes.

Die Verstaatlichung seiner Wirkungsstätte und die Ausweisung seiner Nachfolger in den sechziger Jahren dieses Jahrhunderts sind sehr bedauerlich. Über ein Jahrhundert haben Ordensleute pflichtbewußt dazu geholfen, das Bildungsniveau eines heranwachsenden jungen Staates zu heben. Der Orden der Väter vom Heiligen Geist, dem Pater Scherer angehörte, hat mit einem wesentlichen Beitrag zur Entwicklung des Inselstaates beigetragen.

Die Heimat sollte dankbar sein

Mit der Einrichtung einer Heimatstube in Bretzingen 1959 durch den Landesverband Badische Heimat wurde auch die Erinnerung an Universitätsprofessor Ignaz Scherer erneut geweckt.

Ignaz Scherer arbeitete erschwert in einem immer politisch unruhig gebliebenen Land. Seine neue Heimat strotzte bis zum heutigen

Tage mit krassen, unüberwindlichen sozialen Gegensätzen. Pater Scherer erkannte rechtzeitig, daß es nicht genügt, nur das Wort Gottes zu verkünden, sondern einen Bildungsauftrag anzustreben, der das Schulwesen aufbaute und wesentlich verbesserte. Weiter galt es ein Observatorium aufzubauen, um astronomische, meteorologische und geophysikalische Beobachtungen und Untersuchungen auf streng wissenschaftlicher Basis durchführen zu können. Ignaz Scherer war Seelsorger, Pädagoge und Wissenschaftler. Ein Repräsentant unserer fränkischen Heimat, ein Sohn unseres liebreizenden Erfatales.

Uns bleibt die Verpflichtung, sich dieser außerordentlichen aufopfernden Tätigkeit unseres Landsmannes über die Zeiten hinaus zu erinnern und in der Heimatgemeinde sein Andenken zu bewahren.

Anmerkungen

Gemeinde-Archiv Hardheim: Belege und Korrespondenzen zur Person des Meteorologen Prof. I. Scherer (C. S. Sp.) geb. 1. Februar 1858 in Hardheim-Bretzingen, gest. in Port-au-Prince, Haiti, 28. Oktober 1926 (Daniel Weik — Ignaz Scherer) Scherer, Ignaz, Port-au-Prince, Haiti: Tägliche meteorologische Beobachtungen im Jahre 1888 in: Jahrbuch der k. k. Central-Anstalt für Meteorologie, 1888, nur Tabellen.

— — Jahrbücher der k. k. Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus, Jg. 1893 NF-Band, XXX. (Beobachtungsergebnisse). Jg. 1905 v. I. Scherer: Cyclones des Antilles, Port-au-Prince, 1905.

Tippenhauer, L. Gentil: Die Insel Haiti (Leipzig, Brockhaus 1893). Beschreibung des meteorologischen Observatoriums des Prof. I. Scherer, auch ältere Beobachtungsergebnisse von Haiti.

Scherer, Ignaz: Eine Besprechung des Wirkens in: Meteorologische Zeitschrift 31. Jg. 1914, S. 30, Braunschweig 1914.

Scherer, Ignaz: Nachruf im Bulletin Annuel de l'Observatoire Météorologique du Séminaire Collège St. Martial, Port-au-Prince, Haiti 1925 (erschienen Ende 1926).

St. Konradsblatt, Wochenzeitung — Erzbistum Freiburg 1926, S. 679.

Missionszeitschrift der Väter vom Hl. Geist 1927, S. 145—148.

Deutsche Tageszeitungen: Ein deutscher Auslandsgelehrter, P. Ignaz Scherer C. S. Sp. von P. Peter Büffel C. S. Sp., Knechtsteden (1926—1927) Jahresbericht der meteorologischen Sternwarte des Seminar-Kollegs Martial, Port-au-Prince, Haiti, Jahrgang 1950.

IV „Alte Seiten und neue Seiten der Sternwarte“. (Dieser Beitrag gibt einen historischen Abschnitt wieder zum Neubau des Observatoriums 1950.) Die deutsche Übersetzung aus dem Französischen verdanke ich Oberlehrerin Erika Herz, Freiburg/Br. Korrespondenzen: Deutsche Botschaft Port-au-Prince, Haiti: Az: V5—88.01, v. 4. 12. 1971. Gérard Jolibois: Le Père Ignace Scherer, 1971. Universitäten München, Hamburg, Leipzig, Wien, Paris.

Observatorien und Wetterwarten Mannheim, Heidelberg, Freiburg, Stuttgart, Offenbach, Rom und Montreal (Schriftverkehr).

Ordensniederlassungen Knechtsteden, Paris, Rom, Ponte-a-Pitre und Guadeloupe Hensle, Robert: Ignaz Scherer — Gelehrter internationalen Rangs. Fränkische Nachrichten (FN) Nr. 181 — 8. 8., 182 — 9. 8., 183 — 10. 8., 185 — 13. 8. 73.

Scherers Nachfolger:

Bettembourg, Jean Baptiste C. S. Sp. (Lothringer), unter Scherer Mitarbeiter am Observatorium, damals unmittelbarer Amtsnachfolger von I. Scherer, bestätigt mit Schreiben vom 25. 4. 72 im Ruhestand in Paris, dem Sitz der Congregation lebend (Procure Générale des pères du St. Esprit, 30 Rue Lhomond, 75005 Paris) die weltweite Anerkennung des Observatoriums unter der Leitung von I. Scherer.

Schumacher, Ernst C. S. Sp. (Schweizer), arbeitete als wissenschaftlicher Mitarbeiter auf der meteorologischen Station (Mathematiklehrer am Gymnasium) noch unter J. B. Bettembourg, wurde 1969 mit seinen Mitbrüdern und Mitarbeitern polizeilich ausgewiesen unter Zurücklassung des Archivs. Schumacher war der letzte Direktor des Instituts. Er ging nach Guadeloupe, 971 Pointe-a-Pitre (Schreiben vom 3. 5. 72). Auch er bestätigt die große Aufbauarbeit und die Anerkennung der Arbeiten von I. Scherer.

Gérard Jolibois, Publizist, Port-au-Prince, Haiti, über seinen Lehrer Prof. I. Scherer:

In dankenswerter Weise bemühte sich die Deutsche Botschaft Port-au-Prince, Haiti, klärende Hinweise über die Lebensarbeiten und der Verdienste um die Pionierarbeiten des deutschen Auslandsgelehrten Prof. I. Scherer zu belegen. In den bereits bekannten Bestätigungen über das Lebens-

werk I. Scherer dürfen einige bemerkenswerte Hinweise nicht unerwähnt bleiben.

So schrieb G. Jolibois u. a. In *Fragen der Meteorologie*... Seine genauen Aufstellungen (topographischen Aufnahmen), seine fortschrittlichen Vorschläge ließen immer mehr erkennen, daß Port-au-Prince die wissenschaftliche Hauptstation der Antillen sei und das in einer Zeit, in der die Observatorien von Porto Rico und Miami (Florida) noch nicht arbeiteten...

Bemerkenswert ist seine Stellungnahme zu *Fragen der Geologie*... Seine Studien sind so vollkommen, daß sie 10 Jahre später in deren umfangreichen Werk über die Geologie Haitis von der Kommission amerikanischer Geologen, die beauftragt waren diese gewaltige Studie von 1918 bis 1920 vorzubereiten, unverändert übernommen wurden... *Man verehrte den Deutschen Haitianer*... Zur Zeit der Kriegserklärung Haitis an die mitteleuropäischen Staaten im Jahre 1917 wurde P. Scherer selbst das Objekt einer Verhaftung bzw. einer Einkerkung ins Fort National. Aber er mußte sehr schnell wieder freigelassen werden, sowohl wegen der Haltung der Bevölkerung, die diesen Geistlichen als Nationaldenkmal betrachtete, wie auch der entrüsteten Nationalisten von Haiti und des Staatschefs selbstwegen, des Präsidenten Dartiguenave, der über diesen unnützen Akt verärgert war...

... Durch Beschluß des Gouvernements Haiti im Jahre 1927 wurde die nationale Ordensschule für

Knaben in Arcahaie nach ihm benannt...
Übersetzung Erika Herz, Freiburg.

Neu erschienen:

Heinrich Hansjakob:

Aus meiner Jugendzeit

Erinnerungen

Illustriert von Curt Liebich

Mit einer Einleitung
und Anmerkungen von
Manfred Hildenbrand

16. Auflage 1986, 344 Seiten,
Leinen, DM 26,80

Selbstverlag der Stadt Haslach
i. K., Rathaus, 7612 Haslach i. K.

Zu beziehen in jeder Buchhandlung
oder direkt bei der Stadtverwaltung
Haslach i. K., 7612 Haslach i. K.

Hebel-Preis 1986 für den Schweizer Schriftsteller Peter Bichsel

Geschichten erzählen, um „es mindestens sinnvoll nicht leicht zu haben“.

Heinrich Hauß, Karlsruhe

Biographische Notiz

Peter Bichsel ist am 24. März 1935 in Luzern geboren. Von 1942–1948 besuchte er die Primarschule und dann die Bezirksschule in Olten, dann bis 1955 das Lehrerseminar in Solothurn. Danach arbeitete Bichsel als Primarlehrer in Lommiswil und Zuchwil. Bichsel nennt sich selbst „einen schulmeisterlichen Autor, einen Moralisten, der seinem Beruf im Grunde nie untreu geworden sei“. So heißt auch ein 1985 erschienenes Buch mit Aufsätzen und Reden „Schulmeisterien“. Mit den 21 kurzen Geschichten unter dem umständlichen Titel „Eigentlich möchte Frau Blum den Milchmann kennenlernen“ (1964) wird Bichsel mit einem Schlag bekannt. Im Sommer 1964 erhielt Bichsel eine Einladung zur Teilnahme am 27. Treffen der Gruppe 47 in Siguma/Schweden. Im November 1965 erhielt er den Preis der Gruppe 47 für ein Kapitel seiner nächsten Arbeit „Jahreszeiten“ (1967). Mit den „Kindergeschichten“ von 1969 setzte der Autor seinen Erstlingserfolg fort.

„Stockwerke“, „Die Löwen“, „San Salvador“ und „Ein Tisch ist ein Tisch“ aus „Eigentlich möchte Frau Blum den Milchmann kennenlernen“ und „Kindergeschichten“ gehören inzwischen zu den klassischen Lesebuchgeschichten. Dieser äußere Umstand hat dazu geführt, daß man Bichsel gerne mit Johann Peter Hebel in Verbindung bringt. In den Jahren 1981 und 1986 erschienen die Kolumnen, die Bichsel für verschiedene Schweizer

Zeitschriften geschrieben hat, unter den Titeln „Geschichten zur falschen Zeit“ und „Irrendwo anderswo“ in Buchform. Zu Beginn des Jahres 1982 hielt Bichsel fünf Vorlesungen, die unter dem Titel „Der Leser. Das Erzählen — Frankfurter-Poetik-Vorlesungen“ 1982 erschienen sind. Im Rahmen der Wiederentdeckung des Narrativen in Theologie, Philosophie und Geschichte sind die Vorlesungen ein ganz besonderer Beitrag, der neben den Geschichten zum besten gehört, was Bichsel geschrieben hat. Die letzte größere Prosaarbeit ist 1985 unter dem Titel „Der Busant — Von Trinkern, Polizisten und der schönen Magelone“ erschienen.

I. „Was wäre, wenn heute Donnerstag wäre?“

In einer Kolumne des Zürcher Tagesanzeiger schrieb Peter Bichsel am 11. 10. 1975 unter dem Titel „Erwachsenwerden“ folgende Geschichte:

„Ich habe einmal ein Kind gehört, das seine Mutter fragte: ‚Was haben wir heute für einen Tag?‘ Und die Mutter antwortete: ‚Mittwoch!‘ Da fragte das Kind: ‚Was wäre, wenn heute Donnerstag wäre?‘“

Eine unbeantwortbare Frage, sicher, aber ich kann mir nicht helfen, ich halte sie trotzdem für interessant, und ich habe das Kind im Verdacht, daß es wußte, daß es dazu keine Antwort gibt, und daß es froh darüber war, weil es in der Frage bleiben konnte.

Kinder können in Fragen leben. Erwachsene leben in Antworten. Die Ordnung begreifen

heißt: in Antworten leben. Nicht „Warum gibt es Kriege“, sondern „Es gibt Kriege“. Nicht „Warum brauchen wir eine Armee?“, sondern „Wir brauchen eine Armee“. . . „Wenn du erwachsen bist, wirst du's begreifen“, dieser Satz liegt mir in den Ohren. Ich hab's nicht begriffen.¹⁾

Eine typische Peter-Bichsel-Geschichte und ein für Bichsel typisches Rasonnement. Peter Bichsel wurde geradezu zum Schriftsteller, weil er's nicht begriffen hat, die Ordnung, die pure Faktizität, die Unabänderlichkeit, die unerbittliche Logik des „Es gibt“. „Kinder können in Fragen leben, Erwachsene leben in Antworten“, und Schriftsteller wie Peter Bichsel in der Kreativität konjunktivischer Geschichten. „Die Geschichte von Odysseus zum Beispiel ist nichts anderes als die Geschichte einer Heimkehr. . . Mir scheint Homer hat die Geschichte im Konjunktiv geschrieben, ich meine, konjunktivisch gedacht: was wäre, wenn Odysseus unterwegs den Sirenen, dem Zyklop begegnet wäre?“²⁾. Das „Was-Wäre-Wenn“ der Kinderfragen ohne Erwartung einer Antwort verwandelt sich in die narrative Spielform des Geschichtenerzählens.

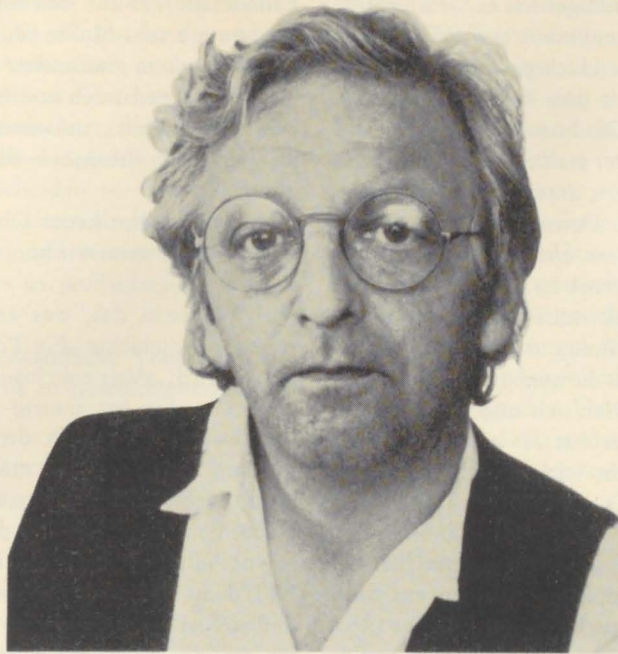
„Die Zukunft ist unvermeidbar. Sie kommt einfach wie der Regen, wie der Sommer, wie der Winter: Und das ist nicht gut, daß alles einfach kommt, sagt das Kind. Man sollte etwas unternehmen gegen den Regen oder den Sommer oder gegen den Winter. Man kann sich das einfach nicht bieten lassen, sagt das Kind“³⁾. Darum: „Was wäre, wenn heute Donnerstag wäre?“

Die Frage, „Was wäre wenn?“ ist die Frage, die Geschichten auslöst⁴⁾. Im Grunde genommen, möchte keiner so sein wie er ist, und „was wir im Grunde genommen sind, ist unsere schäbige Hoffnung“⁵⁾. Wenn wir unsere eigenen Geschichten herstellen, dann hat die Hoffnung wenigstens eine Geschichte und damit läßt sich leben. Tatsächlich? Bichsel ist klug genug zuzugestehen: „Das Leben retten werden uns die Geschichten allerdings nicht“. „Wer sich auf das Erzählen einläßt,

der tut es nicht, um sein Leben zu retten, er tut es, um sein Leben zu leben“⁶⁾. Und das ist eigenartig; manche Menschen scheinen ihr Leben nur zu leben, um eine Geschichte herzustellen. Zum Beispiel der „Mann, der mit dem Surfbrett den Atlantik überquert“⁷⁾. Er stellt eine Abenteuergeschichte her: „Sein Wissen, daß es Geschichten gibt, Erzählbares, ist im Grunde die Motivation für sein Handeln“⁸⁾. Solche Geschichten banal-exklusiver Motivation führen aber spornstreichs zum „kurzen Eintrag im Guinnessbook“ der Rekorde⁹⁾ als „bloßem Fakt“ und damit gerade zur Aufhebung des Erzählbaren.

II. Narrative Meditationen

Hinter den narrativen Meditationen Peter Bichsels in der Poetik-Vorlesung und in den beiden Bänden gesammelter Kolumnen steht unausgesprochen das Problem einer unendlichen Anzahl freigesetzter Individuen bei begrenzter Zahl der realisierbaren Lebensentwürfe. „Durch Geschichte ist schon einiges besetzt, die Stelle des Tenors durch Caruso, die Stelle des Geigers durch Paganini und andere Stellen durch die Duse und vielleicht auch durch die Monroe“¹⁰⁾. Die Lebensszenerie um uns herum zeigt, daß dies wirklich ein Problem der Epoche ist, Selbstverwirklichung wird immer mehr zum Streß, und Menschen scheinen immer mehr auf die ausgefallendsten Ideen zu kommen, wähnend, es handle sich dabei um Selbstverwirklichung. So scheint mir, erzählt Bichsel nicht nur Geschichten, er weiß auch, wie schwer das Geschichtenerzählen heute ist. Denn „inzwischen erleben wir eine Welt voller Ereignisse, die alle letztlich nicht erzählenswert sind. Wir haben uns von dieser Welt nichts mehr zu erzählen“¹¹⁾. Aber: „Wer möchte in einer Welt leben, in der nicht neue Geschichten geboren werden?“¹²⁾. Eine Welt ohne (persönliche) Geschichten, wäre eine zutiefst inhumane Welt.



Peter Bichsel

Narrare necesse est, narrare humanum est, aber die Traurigkeit bleibt, Traurigkeit über die Endlichkeit des Lebens, über das schlechte Gewissen, über die *idée fixe* möglicher Geschichten.“ „Gerade da, wo uns Geschichten nicht helfen können, gerade da haben sie ihren Ursprung.“

So wie es eine Sucht des Lesens für Bichsel gibt, so gibt es auch eine Manie des Geschichtenerzählens. In den Poetikvorlesungen „Der Leser. Das Erzählen“ wird daher das Geschichtenerzählen selbst zu einem Mythos, wird als Mythos heraufbesworen: Geschichten als durch erzählerische Tradition vorgegebene Modelle „kategorischer

Sinnvollerklärung“¹³). „Die Geschichten sind nur deshalb Geschichten, weil sie uns an Geschichten erinnern“¹⁴). Aber Traurigkeit über die Welt, der durch die Informationstechniken das Erzählen abhanden gekommen ist“¹⁵) bleibt auch hier. „Ich könnte mir auch vorstellen, daß unsere Informationen für spätere Generationen völlig unverständlich sind, weil sie nicht erzählt sind.“¹⁶)

III. „Auch der Großvater wollte Dompteur werden“

„Ein Kind hat es gut, es hat noch keine Zukunft, weil es genügend Zeit hat“¹⁷). Je älter

einer wird, desto nötiger hat er Geschichten, Geschichten im Konjunktiv des „Was-Wäre-Wenn“. Ohne Geschichten kann es einem leicht so gehen wie dem Großvater in Bichsels Geschichte „Die Löwen“:

„Auch der Großvater wollte Dompteur werden, um alle die zu ärgern, die ihm nichts zutrauten, um alle zu ärgern. Davon erzählte er nie. Er hielt sich auf einem kleinen Weiber Enten. Nun ist er tot, er trank zu viel“¹⁸⁾.

Auch Peter Bichsel wollte irgendwann in seiner Kindheit „ein Lokomotivführer, ein Militärtrompeter, ein Löwenbändiger“¹⁹⁾ werden, jetzt erzählt er sich und anderen Geschichten, denn er hat es wie „Noldi, der Schriftsteller“ nicht leicht, und „möchte es zum mindesten sinnvoll nicht leicht haben“²⁰⁾. „Unser Leben wird dann sinnvoll, wenn wir es uns erzählen können“²¹⁾. Geschichten erzählen, um es mindestens sinnvoll nicht leicht zu haben, ist bei der „Unmöglichkeit des Lebens“²²⁾ gar nicht so einfach. In der Geschichte „Der Erfinder“ in dem Band „Kindergeschichten“ erfindet einer vierzig Jahre lang Sachen, die es schon lange gibt. „Und jedes Mal, wenn er eine Erfindung gemacht hatte, zerriß er die Zeichnungen, warf sie weg und sagte: „Das gibt es schon“. Ein anderer in „Die Erde ist rund“ gibt sich mit dem Wissen, daß die Erde rund ist, nicht zufrieden und muß es ausprobieren, daß, wenn „man immer geradeaus geht, nach Tagen, Wochen, Monaten, Jahren an denselben Ort“ zurückkommt. So kauft er sich „eine große Leiter, er lud sie auf die Schulter und ging langsam weg. Er ging auf das andere Haus zu, stellte die Leiter an, prüfte, ob sie auch richtig Halt habe und stieg dann langsam die Leiter hoch“²³⁾. „Der Mann mit dem Gedächtnis“, der den ganzen Fahrplan auswendig wußte, dazu die Nummern der Züge, die Anzahl der Wagen, die möglichen Anschlüsse, verlegt sich nach Eröffnung eines Auskunftsbüros im Bahnhof auf das Zählen von Treppenstufen. „Als er aber die Zahl der Treppenstufen in der ganzen Stadt kannte, kam er auf den Bahnhof, ging an den

Bahnschalter, kaufte sich eine Fahrkarte und stieg zum ersten Mal in seinem Leben in einen Zug, um in eine andere Stadt zu fahren, um die Treppenstufen in der ganzen Welt zu zählen, um etwas zu wissen, was niemand weiß und kein Beamter in Büchern nachlesen kann.“²⁴⁾

„Was wäre wenn heute Donnerstag wäre?“ – was wäre, wenn wir konjunktivische Identitäten in Geschichten zu erfinden versuchten? Vielleicht das, was am Ende der berühmten Geschichte „Ein Tisch ist ein Tisch“ gesagt wird: „Aber eine lustige Geschichte ist das nicht. Sie hat traurig angefangen und hört traurig auf“²⁵⁾. In der genannten Geschichte sieht ein alter müder Mann eines Tages nicht mehr ein, warum er dem Tisch Tisch, dem Bild Bild und dem Bett Bett sagen solle. So begann er damit, „Dem Tisch Bild, dem Tisch Teppich, dem Stuhl Wecker und so fort zu sagen. „Aber bald fiel ihm das Übersetzen schwer, er hatte seine alte Sprache vergessen, und er mußte die richtigen Wörter in seinem blauen Heftchen suchen. Und es machte ihm Angst, mit den Leuten zu sprechen. Er mußte lange nachdenken, wie die Leute zu den Dingen sagten“²⁶⁾.

Die alten Männer in Bichsels „Kindergeschichten“ sind Nachfahren zum Beispiel jenes Gärtners Simon in Stifters „Nachsommer“, der ganz dem „cereus peruvianus“ lebt, den er zum Blühen bringen möchte. Oder jenes Dr. Reefy in Andersons „Winesburg, Ohio“, der seine Einfälle auf Papierschnitzel notierte, sie dann in die Taschen seines leinernen Staubmantels steckte. Wenn im Laufe der Wochen aus den Papierschnitzeln harte runde Papierkügelchen geworden waren, kippte er sie einfach auf den Fußboden. Die alten Männer Bichsels sind nicht mehr so schrullig, heiter versöhnlich wie Dr. Reefy, sie sind in ihrem Tun verzweifelt ernsthaft, und das Ende der Geschichte meist traurig wie der Anfang. Was wollen sie denn sein? „Ganz einfach etwas ganz anderes“. Als die Löwen aus den Träumen des Großvaters in der gleichnamigen Geschichte verschwunden

waren „und mit ihnen die Träume selbst“, schreibt Bichsel: „Es war gut für ihn und für uns“. Denn es könnte doch auch immerhin der Fall sein, „daß uns diese Literatur immer wieder eine Welt zeichnet, die es nicht gibt, damit wir alle die Möglichkeit haben, uns davon zu unterscheiden — damit wir alle ganz anders sein können als die anderen und uns damit quälen und vereinsamen“ („Was bin ich?“).

IV. „Die selbstverständliche Traurigkeit der Menschen macht sie zu Geschichtenerzählern“

Geschichten, um uns damit zu quälen und zu vereinsamen. So etwa wie jener Großvater in „Onkel Jodok läßt grüßen“, für den es nichts anderes mehr gab als Jodok. „Er nahm mich auf die Knie und jodokte die Jodok von Jodok Jodok — das heißt: „Er erzählte mir die Geschichte von Onkel Jodok“. Bei solchen Anlässen „stopfte sich die Großmutter die Finger in die Ohren und rief: „Ich kann's nicht mehr hören. Ich ertrag es nicht“²⁷⁾. Der Großvater aber „hörte sein ganzes Leben nicht auf“. In dieser Geschichte ist das Bedürfnis, Geschichten herzustellen und Geschichten zu erzählen im ominösen „Onkel Jodok“ absolut gesetzt. Onkel Jodok setzt einfach „Erzählstoff“ frei, und damit die Geschichte an kein Ende kommt, erzählt der Großvater nie von Onkel Jodok, „sondern nur von der Zeit, in der Jodok noch lebte“. „Aber, leider, leider ist diese Geschichte nicht wahr, und leider war mein Großvater kein Lügner, und er ist leider nicht alt geworden“. Das ist nun doppelt traurig: traurig, daß der Großvater „Lügengeschichten“ von Onkel Jodok erfinden muß — von sich selbst spricht der Großvater nie — und paradoxerweise auch traurig, daß sich am Ende der Geschichte herausstellt, daß es diesen Großvater nie gab. Denn „ich war noch sehr klein, als er starb, und ich erinnere mich nur noch daran, wie er einmal sagte: „Als Onkel Jodok noch lebte“, und meine Großmutter, die ich nicht gern gehabt habe schrie ihn

schroff an: „Hör auf mit deinem Jodok“, und der Großvater wurde ganz still und traurig und entschuldigte sich dann.“ Aber Sprechen und Erzählen sind so narrativ willkürlich und spielerisch nicht, wie es scheint, denn letztlich haben sie mit dem Leben und Leben-Können zu tun.

Denn, wenn der Großvater, so endet die Geschichte, tatsächlich von Onkel Jodok erzählt hätte, dann „wäre er vielleicht älter geworden, und ich hätte noch einen Großvater, und wir würden uns gut verstehen.“

Darum ist es wichtig, Geschichten zu erfinden und herzustellen. Geschichten, die man herstellt, lassen einem das Leben ertragen. Bichsel erzählt von einem Lebenslänglichen, der beginnt, „mit seinem Eßbesteck aus Blech von seiner Zelle aus einem Tunnel zu graben: jede Nacht die Platte wegheben, jeden Morgen die Platte zurück, in Papiertüten die Erde beim täglichen Spaziergang rausschmuggeln und so weiter. Das Unternehmen ist auf zehn Jahre geplant, kann nach neun Jahren entdeckt oder nach zwölf Jahren erfolgreich sein.“²⁸⁾. Der Gefangene „gräbt sich nicht nur in die Freiheit, er gräbt auch an seiner eigenen Geschichte, er stellt eine Geschichte her.“ „Ein kleines, aber ganzes Leben“, ein mit einer Geschichte erzählbares Leben. Die Motivation für das Handeln des Lebenslänglichen mag noch überwiegend im Freiheitsbedürfnis begründet sein und nicht nur in der hinterher erzählbaren Geschichte. In einer anderen Geschichte ist die Motivation in einem reinen erzählbaren „Gag“ begründet. „Till Eulenspiegel wird verhaftet, weil man ihn des Mordes verdächtig.“ Er kommt ins Gefängnis und erklärt erst fünf Jahre danach, daß er ein Alibi habe! „Die Länge der Originalgeschichte: fünf Jahre — das heißt, sich fünf Jahre auf einen kleinen Gag freuen“²⁹⁾.

V. „Er hat das Gefühl, eine Biographie zu haben“

Das Insistieren Bichsels auf der Notwendigkeit des Geschichten-Erzählens ist letztlich

auch das Insistieren auf der Möglichkeit einer Biographie. Als der Großvater in der Geschichte „Die Löwen“ starb, „war er niemand mehr. Er wurde kleiner, verlor die Eitelkeit, mehr und mehr den Verstand, die Kraft das Wasser zu halten, die Fähigkeit, die Schuhe zu binden, und als er starb, war er niemand mehr. Er war tot geworden“³⁰). Der Großvater wie Noldi, der Schriftsteller, haben eigentlich keine Geschichte, sie sind nur „zeitlose Opfer“³¹), denen der Schriftsteller „Zeit“ gibt, damit sie überhaupt beachtenswert werden. Die alten Männer in „Die Erde ist rund“, „Ein Tisch ist ein Tisch“, und „Der Mann mit dem Gedächtnis“ haben eine Geschichte und gegen Ende ihres Lebens ein Stück erzählbarer Biographie, aber um den Preis einer „alternativen“, konjunktivischen, „tickhaften Obsession“³²). Sie erfinden sich, wie R. Musil sagte, „eine Lebensgebärde“. „Es kann ein neuer Schnurrbart sein oder ein neuer Gedanke“³³). Eine Geschichte sich erfinden, aber um den Preis einer alternativen konjunktivischen Realität. „Die Erwachsenen machen irgend etwas falsch“³⁴). Was machen sie denn falsch, wenn sie sich „utopische“ Geschichten herstellen müssen, um überhaupt eine Geschichte zu haben? Darauf gibt es mehrfache Antworten. Eine Antwort steckt in dem Titel zum neuen Kolumnenband Bichsels „Irgendwo anderswo“³⁵). Der Titel knüpft wohl an eine schon 1978 geschriebene Kolumne an. Dort schreibt Bichsel über einen Trinker.

*„Er vertrinkt sein Geld. Er wird nicht wegkommen. Er hat seine Abenteuer hier und muß für sie — hier — ins Gefängnis. Er hat Tätowierungen, aber er wird nie ein Seemann werden. Was er hat, das wenige, was er hat, hat er hier — und alles, was er nicht erreichen wird, wird er hier nicht erreichen. Aber immerhin, er ist hier und nicht anderwo. Er ist hier wenig, aber er ist etwas.“*³⁶)

„Er ist hier wenig, aber er ist etwas“. Das ist schon etwas. „Denn auch Sachen, die es gibt,

zu erfinden, ist schwer, und nur Erfinder können es“, heißt es in der Geschichte „Der Erfinder“³⁷). Und am schwersten scheint es zu sein, die eigene Geschichte zu erfinden, herzustellen. In der Kolumne „Was bin ich?“³⁸) gesteht Peter Bichsel, daß er ab und zu Lust hätte, in einer Welt zu leben, in der Lukas — aus dem Kinderbuch „Jim Knopf und Lukas, der Lokomotivführer“ — nicht ein Lokomotivführer, sondern der Lokomotivführer ist“. Kinder wollen, wenn sie von der Zukunft träumen, „nicht etwa als Lokomotivführer arbeiten“, sondern sie wollen „durch und durch ein Lokomotivführer werden“³⁹). Etwas ganz sein dürfen, Tätigkeit als nicht entfremdete, das scheint eine Sehnsucht der Menschen zu sein. Das fällt bei jungen Leuten auf, wenn man sie nach Berufswünschen fragt, „daß es eine Sehnsucht nach sogenannten freien Berufen gibt: Graphiker, Maler, Goldschmid, Musiker, Schauspieler, Sozialarbeiter“⁴⁰). Aber was wäre, wenn einer es schaffte, „durch und durch ein Lokomotivführer“ zu werden? „Selbst jene Glücklichen, die wurden, was sie werden wollten, erreichen letztlich nichts als ihr schlechtes Gewissen“⁴¹). Und die Geschichten, wo blieben dann die Geschichten?

Geschichten leben von der „Unmöglichkeit des Lebens“⁴²) „Die Geschichte von der Geschichte, die man nicht schreiben kann, ist die Geschichte vom Leben, das man nicht leben kann“, schreibt Bichsel in den „Frankfurter Poetik-Vorlesungen“⁴³). Auch ein Lokomotivführer zu sein, durch und durch, wäre keine Lösung, er steht nur für die Sehnsucht nach dem „Irgendwo anderswo“ einer sinnvollen Biographie und einer erzählbaren Geschichte davon. Es bleibt dabei: „Wir wissen nicht, was wir wollen sollen“⁴⁴). Aber man kann davon erzählen. Das „Besänftigende“ am Erzählen ist, daß auf den Ausruf: „Was machst du wieder für Geschichten!“ eine narrative Antwort: „Wir werden schon eine Form finden, in die das reinpaßt“⁴⁵), möglich ist.

VI. „Ich bin ein Geschichtenerzähler“.

Es gibt einen Kindervers, der lautet: „Was macht die Maus am Donnerstag, am Donnerstag?“ — „Das gleiche wie an jedem Tag. Am Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag“. Was der Mensch am Donnerstag wie an jedem Tag macht, das hat Bichsel, grob gesprochen, in seinem Erstlingsband „Eigentlich möchte Frau Blum den Milchmann kennenlernen“ (1964) lakonisch beschrieben. „Was wäre, wenn heute Donnerstag wäre?“ — das wurde in „Kindergeschichten“ (1969) anvisiert. Aber nochmals: „Was wäre wenn heute Donnerstag wäre?“ Dann hätten wir eine Geschichte mehr, die selbst eine Frage wäre und keine Antwort. So sagt Peter Bichsel selbst getrost: „Ich bin ein Geschichtenerzähler. Geschichten erzählen hat zum mindesten etwas mit Unsicherheit zu tun und sehr wahrscheinlich sogar etwas mit schlechtem Gewissen“⁴⁶⁾. Aber das hat seine narrative Logik, denn Schriftsteller, fasziniert von der „eigenartigen Erfindung der Menschen“⁴⁷⁾, Geschichten zu erzählen, können gar nicht eine Geschichte schreiben, sondern nur Geschichten im Plural erzählen. Und um nochmals auf die von Bichsel oft zitierten Kinder zurückzukommen, „das Kind, das eine Geschichte erzählt haben will, das will ja vor allem erst mal erzählt haben“⁴⁸⁾.

Bichsel demonstriert dies, wie immer, an einer kleinen Geschichte in der Kolumne „Sprachlose Information“: *Schau da, eine Ente, ruft das kleine Mädchen, und die Mutter beginnt zu erklären, daß vorn der Schnabel sei, daß die Federn Gefieder heißen oder Federkleid, erklärt den Unterschied zwischen Männchen und Weibchen, benützt das Gelege und das Brüten für eine Aufklärungaktion, und vergißt dabei, daß das Kind nur mit ihr reden wollte, über irgendetwas reden.*⁴⁹⁾

Darin steckt auch der Ansatz zu „Kneipengeschichten“, auf die Bichsel in seinen „Frankfurter-Poetik-Vorlesungen“ und in seinen Kolumnen häufig zurückkommt. Kneipengeschichten fangen oft so an: „Ich

kenne einen, der...“ „Die Funktion dieser Geschichten ist eindeutig: jemand will sprechen, ohne über seine eigenen Probleme sprechen zu müssen“⁵⁰⁾. „Literatur kann durch Sprachlosigkeit entstehen, durch Verweigerung des Sprechens“⁵¹⁾. Am einleuchtendsten hat das Bichsel in einer Geschichte seiner letzten Kolumne in der „Weltwoche“ gezeigt:

*„Beim Bier treffe ich Menschen, sie reden die ganze Zeit davon, daß einer mit einem BMW zwei Pferde über den Haufen gefahren habe und daß eine Reiterin verletzt sei. Sie diskutieren darüber sehr heftig: Das heißt, sie glauben, daß sie diskutieren. Im Grunde genommen wiederholen sie andauernd entsetzt dieselbe Geschichte. Sie haben sie nicht erlebt, sondern gelesen, in der Zeitung, die Geschichten anbietet, die erzählt werden müssen. Die Heftigkeit, mit der sie die Geschichte erzählen, läßt darauf schließen, daß sie viel persönlichere Sorgen mit dieser Welt und diesem Leben haben. Ihre Heftigkeit meint etwas ganz anderes und viel mehr als nur den Ärger über einen BMW-Fahrer. Die Zeitung, die sie täglich lesen, liefert ihnen Geschichten, in die sie die Heftigkeit ihres persönlichen Elends verpacken können — denn beschreibbar ist es nicht. Erzählen ist auch hier ein Ersatz für das Sprechen.“*⁵²⁾

VII. Mich reut nichts für eine Geschichte

„Sprechen hat nicht nur mit Inhalten zu tun, und der Begriff ‚Gesprächsstoff‘ meint nichts anderes als einen zufälligen Inhalt, der Gelegenheit zum Sprechen gibt“⁵³⁾. Und Geschichten sind nicht nur literarische Formen, sondern, um das Wort Robert Musils zu gebrauchen, „Lebensgebärden“. Deshalb dürfte sich für Bichsel die Frage erübrigen, ob wir Geschichten brauchen, weil es wenig gelebte, erfüllte Situationen gibt, und wir Geschichten erfinden müssen, um uns in ihnen zu finden, oder ob wir Geschichten brauchen, weil selbst der gelebte Augenblick erst dann einen Wert bekommt, wenn er erzählbar ist. Leben ist immer Leben in Ge-

schichten, oder es kommt als menschliches überhaupt nicht vor. „Der Jüngling, der unbedingt eine Honda kaufen will, kauft dieses Motorrad ja nicht als Transportmittel, sondern als Mittel zur Herstellung von Geschichten. Ob das Mittel dann tauglich ist dazu oder untauglich, das ist eine andere und eine traurige Geschichte.“⁵⁴⁾

Um auf Frau Blum zurückzukommen: Eigentlich möchte Frau Blum den Milchmann kennenlernen. Eigentlich möchte Frau Blum den Milchmann gar nicht kennenlernen, eigentlich möchte Frau Blum Geschichten herstellen, ob sie die Geschichten dann auch niederschriebe, weiß man nicht, aber sie würde sie in der Kneipe erzählen, wenn sie nicht Schweizerin wäre. „Das gehört sich nicht“. Der Milchmann seinerseits kennt Frau Blum. „Sie nimmt 2 Liter und 100 Gramm und hat einen verbeulten Topf“. Aber das ist keine Geschichte. Und das ist traurig.

Anmerkungen

- 1) P. Bichsel, Geschichten zur falschen Zeit, Luchterhand 347, S. 33
- 2) P. Bichsel, Der Leser. Das Erzählen. Frankfurter Poetik-Vorlesungen, Sammlung Luchterhand, 1982, S. 21
- 3) P. Bichsel, Schulmeistereien. Luchterhand, 1985, S. 8 („Die grammatische Zukunft“)
- 4) P. Bichsel, Der Leser. Das Erzählen, Frankfurter Poetik-Vorlesungen, Luchterhand 438, S. 20
- 5) Geschichten a. a. a. O. S. 100. Im folgenden als Vorl. zitiert.
- 6) Vorl. a. a. O. S. 84
- 7) Vorl. a. a. O. S. 76
- 8) Vorl. a. a. O. S. 76
- 9) Irgendwo, anderswo. Kolumnen 1980—1985, 1986, S. 148

- 10) Gesch. a. a. O. S. 187
- 11) Irgendwo a. a. O. S. 148
- 12) Vorl. a. a. O. S. 68
- 13) Vorl. a. a. O. S. 84
- 14) Vorl. a. a. O. S. 82
- 15) Irgendwo a. a. O. S. 148
- 16) Irgendwo a. a. O. S. 148
- 17) Schulmeistereien S. 8
- 18) P. Bichsel, Eigentlich möchte Frau Blum den Milchmann kennenlernen, Walter Druck 2, 1964, S. 16
- 19) Schulmeistereien, S. 34 („Und vielen Dank auch für das schöne Kinderbuch“)
- 20) Der Leser. Das Erzählen S. 73
- 21) Vorl. a. a. O. S. 78
- 22) Der Leser. Das Erzählen S. 20
- 23) P. Bichsel, Kindergeschichten, Luchterhand 1969, S. 17
- 24) Kindergeschichten S. 69
- 25) Kindergeschichten S. 30
- 26) Kindergeschichten S. 29
- 27) Kindergeschichten S. 78
- 28) Vorl. a. a. O. S. 75
- 29) Vorl. a. a. O. S. 75
- 30) Eigentlich wollte Frau Blum den Milchmann kennenlernen S. 16
- 31) Der Leser. Das Erzählen S. 74
- 32) P. Bichsel, Auskunft für Leser, hg. von Herbert Hoven, Aufsatz von K. A. Wolken, Sanfte Wut auf Bestehendes S. 47
- 33) Robert Musil, Der Mann ohne Eigenschaften S. 131
- 34) P. Bichsel, Geschichten zur falschen Zeit, Luchterhand 347, S. 58
- 35) P. Bichsel, Irgendwo anderswo, Kolumnen 1980—1985, Luchterhand 669
- 36) Geschichten zur falschen Zeit S. 176 („Wo wohnen wir?“)
- 37) Kindergeschichten S. 51
- 38) Geschichten zur falschen Zeit S. 43
- 39) a. a. O. S. 42
- 40) Irgendwo anderswo S. 64
- 41) Geschichten zur falschen Zeit S. 43
- 42) Der Leser. Das Erzählen S. 20
- 43) Vorl. a. a. O. S. 20
- 44) Schulmeistereien S. 118
- 45) Vorl. a. a. O. S. 11
- 46) Schulmeistereien S. 103
- 47) Vorl. a. a. O. S. 10
- 48) Das Erzählen. Der Leser
- 49) Irgendwo anderswo S. 133
- 50) Vorl. a. a. O. S. 21
- 51) Vorl. a. a. O. S. 23
- 52) Die Weltwoche, Nr. 44, 30. Okt. 1986, S. 2
- 53) Vorl. a. a. O. S. 41
- 54) Vorl. a. a. O. S. 82

Heimat mit Peter Bichsel

I. „Da, wo ichs gewohnt bin und wohnen kann, da ist Heimat“

Ich erinnere mich an einen Freund, der sich ein sehr schönes, sehr modernes Haus baute — nicht nur mit großem persönlichen Einsatz und Opfern, sondern auch in der Überzeugung, eine Pioniertat für die moderne Architektur zu tun. Nun saß er in seinem Haus, und das Haus mußte gelobt werden. Am Morgen, wenn er aufstand, sagte das Haus: „Liebst du mich, bin ich nicht schön?“ Und er saß in seinem Haus und machte ihm Liebeserklärungen. Und er war froh, wenn er Gäste hatte. Denen konnte er das Haus zeigen, und sie konnten einstimmen in den Lobgesang, und die Eitelkeit des Hauses war vorläufig befriedigt. Aber — usw. usw.

Er hat das Haus dann verlassen, es wurde unbewohnbar, weil es nie zu einer Selbstverständlichkeit wurde. Weil es nicht einfach da war, mit einem Dach und mit Fenstern. Heimat ist doch etwas anderes als nur das Beste. Heimat ist Gewohnheit, nichts anderes, und Gewohnheit hat wohl etwas mit Wohnen zu tun. Da, wo ichs gewohnt bin und wohnen kann, da ist Heimat . . .

Ich jedenfalls würde heimatlos, wenn zum Begriff der Heimat auch das Lob der Heimat gehören würde. Gewohnheit ist mir lieb genug.

II. Heimat und die Intensität des Ärgers

Es ist eigenartig, daß man Heimat dann verliert, wenn man den Ärger über sie verliert. Abkühlung der Gefühle findet nicht nur in der Freude, sondern sie findet auch im Ärger statt. Vielleicht ist Ärger halt doch ein intensiveres Gefühl, und die Abkühlung, die Abstraktivierung, die Objektivierung wird im Ärger wohl heftiger empfunden . . .

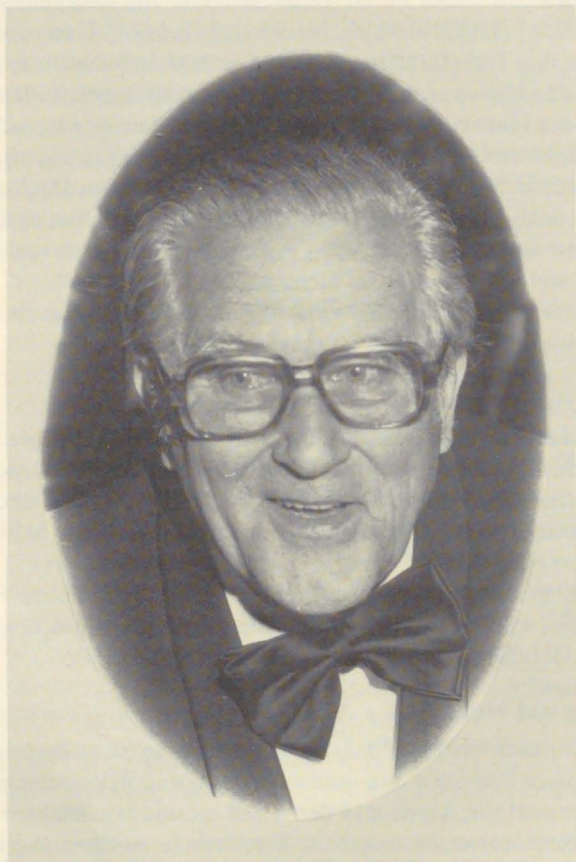
Heimat ist wohl nicht einfach nur das, wo ich meine Liebe und meine Freude habe. Heimat ist auch das, wo ich meine Gefühle habe. Auch Ärger und Engagement gehören zu meinen Gefühlen.

III. Kultur, Alltag und Heimat

Wir verdienen hier unser Geld, mit dem wir uns anderswo zu realisieren versuchen. Wir haben hier unsere Probleme und unsere Familien und Bekannten und die Steuern und den Ärger und die Arbeit und den Streß — und wir flüchten in eine Gegend, deren Probleme uns nichts angehen. Wir flüchten aus dem sogenannten Alltag. Wo aber Kultur und Alltag nicht beeinander sind, da gibt es keine Kultur. Wir finden sie auch anderswo nicht mehr. Wir flüchten, weil wir hier keine Kultur haben oder keine wollen, und wir flüchten, weil wir dort nicht eigentlich wohnen, in eine Scheinkultur.

Die Textstellen sind den Bänden „Irgendwo anderswo, Kolumnen 1980—1985“ (Sammlung Luchterhand 669) und „Geschichten zur falschen Zeit“ (Sammlung Luchterhand 347) entnommen

**Bundesverdienstkreuz
für den Landesvorsitzenden
der Badischen Heimat Ludwig Vögely**



Für seine Verdienste, die er sich im Dienste der Heimatpflege erwarb, wurde am 8. Oktober 1986 dem ehemaligen Schulamtsdirektor und Vorsitzenden der Badischen Heimat Ludwig Vögely vom Regierungspräsidenten Dr. Adolf Bieringer das Bundesverdienstkreuz überreicht. Der Landesverein „Badische Heimat“ darf sich mit der Verleihung des Bundesverdienstkreuzes an ihren Landesvorsitzenden selbst geehrt und in seiner Arbeit gewürdigt fühlen. Darauf wies denn auch der ehemalige Archivdirektor des Generallandesarchivs Dr. Zier bei der Begrüßung der Gäste in den Räumen des Verlages G. Braun in Karlsruhe hin.

Arbeit für das Anliegen „Heimat“ ist stille, zähe, langjährige Arbeit. Als „Tätigkeit in der Stille“ hat Ludwig Vögely selbst seine von Jugend an begonnene Arbeit für die Heimat bezeichnet. Wer wäre besser für eine solche Arbeit prädestiniert als ein Schulmann? Ludwig Vögely, selbst Sohn eines Lehrers, der Mitglied der „Badischen Heimat“ war, ist ein Vertreter jener Lehrergeneration, für die die Verbundenheit mit einer bestimmten Landschaft, der Landschaft ihrer Jugend und ihres Wirkungskreises noch selbstverständlicher Ausgangspunkt ihrer pädagogischen Arbeit war. Und ein zweites ist hervorzuheben: Diese Lehrergeneration fand auch immer wieder Zeit, Themen der Heimatkunde und Heimatgeschichte zu bearbeiten und zu publizieren.

Für diese Lehrer waren, neben eigenständigen Publikationen wie Ortsgeschichten, Heimatbüchern und Monographien, die Hefte der „Badischen Heimat“ Fundgrube und Publikationsorgan für ihre heimatkundliche Arbeit. Lebendige Verbundenheit mit einem Heimatraum und heimatkundlich publizistischer Niederschlag dieser natürlich gewachsenen Verbundenheit ist ein Charakteristikum dieser Lehrergeneration, der Ludwig Vögely entstammt. Ein in Arbeits- und Kriegsdienst erworbener Realitätssinn mochte diese Generation auch davor bewahrt haben, in der Zeit des Wiederaufbaus Heimat als einen Ort zu sehen, „wo sich der Blick von selbst nährt, wo das Gemüt zu brüten beginnt, wo Sprache durch ungenaues Gefühl ersetzt werden darf“ (S. Lenz, Heimatmuseum, S. 120). Heimat ist nur für die etwas Sentimentales, und dann allerdings nach dem Wort Martin Walsers der „schönste Name für Zurückgebliebenheit“, die Heimat als bloße verklärte Erinnerung haben wollen. Von seiner Tätigkeit als Lehrer und Schulamtsdirektor an realistische Einschätzung gewöhnt, hat sich Ludwig Vögely nie solche „privatistisch-sentimentale“ Heimatvorstellungen erlaubt. Auch hat ihn seine schon am Ende der 50er Jahre begonnene aktive Tätigkeit in der Ortsgruppe Karlsruhe des Landesvereins gelehrt, daß Heimat und Beheimatung ganz ausschlaggebend in den Beziehungen, die Menschen vor Ort zueinander aufbauen und haben, liegen. So hat er denn auch bis zum Jahre 1982 die kulturelle Programmgestaltung der Ortsgruppe Karlsruhe des Landesvereins von Jahr zu Jahr in stiller Arbeit zustande gebracht.

Von 1976—1982 war Ludwig Vögely zweiter Landesvorsitzender, wurde im Jahre 1982 zum Landesvorsitzenden gewählt und 1986 wiedergewählt.

Daß Ludwig Vögely die von ihm mitbegründete Abendrealschule der Volkshochschule Karlsruhe auch nach seiner Pensionierung bis zum Jahre 1986 weiter als Leiter betreute, sei nur nebenbei bemerkt, aber es zeigt, daß der Geehrte sich nicht schont, weil er weiß, daß menschliche Kontakte ausschlaggebend sind, will man den Kontakt mit der sich ständig wandelnden Wirklichkeit aufrecht erhalten. Einen ganz besonderen Dienst erwies Ludwig Vögely dem Landesverein mit seiner Chronik des Landesvereins „Badische Heimat“ (1909—1984) zur Feier des 75. Jubiläums.

Heimat, Heimatpflege, Vereinsarbeit das ist keine Sache, die in der Abgeschlossenheit einer Schwarzwaldstube betrieben werden könnte, das ist auch kein Hobby für einen Pensionär, das ist harte Arbeit, die einen ganzen Mann erfordert! Realistische Einschätzung der Lage bei unvermindertem Engagement für die Sache, liebevolle Hingabe mit Zähigkeit im Verfolgen der als notwendig erachteten Ziele das sind Fähigkeiten, die eine solche Arbeit erfordert.

Mit dem Glückwunsch zur Verleihung des Bundesverdienstkreuzes dürfen wir Herrn Ludwig Vögely gleichzeitig zum 70. Geburtstag gratulieren und ihm und uns wünschen, daß er auch weiterhin die Geschicke des Landesvereins mit glücklicher Hand in eine erfolgreiche Zukunft leiten möge!

Heinrich Hauß, Schriftleiter

Mensch und Umwelt

Gedanken aus der Ansprache, die der Landesvorsitzende L. Vögely bei der öffentlichen Festversammlung in Schwetzingen am 15. Juni 1986 gehalten hat.

Es ist ein guter und traditioneller Brauch, daß der Landesvorsitzende der „Badischen Heimat“ bei der öffentlichen Festversammlung einer Landestagung das Wort ergreift, um Probleme der Heimatarbeit aufzuzeigen. Zeitlose Aufgaben der Heimatvereine seit Jahrzehnten hat nach und nach der Staat durch Gesetze an sich genommen, z.B. durch die Denkmal- und Naturschutzgesetze. Aus der Verantwortung aber sieht sich der Deutsche Heimatbund und die in ihm zusammengefaßten Landesverbände dadurch nicht entlassen.

Kein Zweifel, daß der Schutz der Umwelt durch die Ereignisse der letzten Zeit wieder vermehrt in die Überlegungen der Bürger eingegangen ist. Den Menschen ist es bewußt geworden, daß sie in einer Umwelt leben, die so erhalten und gepflegt werden muß, daß Leben möglich ist, denn seine Umwelt ist der Lebensraum des Menschen. Lassen Sie mich dazu einige Gedanken äußern.

Das Jahr 1970 wurde vom Europarat zum Naturschutzjahr erklärt. Die Ergebnisse jenes Jahres hatten z.T. eine alarmierende Wirkung, sie leiteten eine Wende im Naturschutz ein, und es war dazu höchste Zeit. Das Land Baden-Württemberg führte zahlreiche Veranstaltungen durch, welche in der Bevölkerung starke Beachtung fanden, u.a. eine Sonderaktion mit der Evang. Akademie Bad Boll unter dem Thema „Der Mensch in seiner Umwelt“. Dr. Fahrbach, der Vorsitzende der Aktionsgemeinschaft Naturschutzjahr 1970 im Lande Baden-Württemberg hat die wichtigsten Reden und Beiträge in einem Taschenbuch gleichen Titels herausgegeben. („Der Mensch in seiner Umwelt“, Politische Reihe Bd. 24, Fink-Verlag Stuttgart 1970)

Diese Reden und Beiträge sind heute noch von hoher Aktualität, ein Beweis dafür, daß das Thema „Mensch und Umwelt“ noch lange nicht abgehakt werden kann. Die Forderungen sind nach mehr als fünfzehn Jahren die gleichen geblieben.

Stark beeindruckend ist der Aufsatz von Dr. Eberhard Müller, der sich mit der Frage auseinandersetzt, ob der Mensch tun darf, was er kann. (S. 26—31 a. a. O.) Die folgenden Überlegungen basieren auf der in dieser Rede aufgegriffenen Problemen.

Darf also der Mensch bezüglich der Natur das tun, wozu er heute in der Lage ist, und er ist wahrhaftig zu vielem in der Lage. Gibt es dagegen irgendwelche Prinzipien, irgendwelche Gebote, welche die Natur gegen den Menschen geltend machen kann? Natur hat an sich kein unantastbares Recht gegen den Menschen. Es gibt bei uns weder heilige Berge noch heilige Kühe, es gibt keine Tabus in der Natur gegen den Menschen. Aus der Natur kommt kein Verbot. Wenn die alte griechische Weisheit Gültigkeit hat, daß der Mensch das Maß aller Dinge ist, könnte man daraus ableiten, daß dieser berechtigt ist, beispielsweise die Natur nach seinem Willen auszubeuten. Wenn das zuträfe, wenn er dies tun würde, könnte man aber sehr schnell feststellen, daß dies ganz sicher nicht der Menschheit dienen würde. Der Mensch (auch nach der Bibel) ist eingesetzt als Herr über die Welt, und damit auch über die Natur. Insofern „ist (er) sozusagen Gott der Natur.“ (a. a. O. S. 28) Folglich gibt es keine Gesetze, die ihm vorschreiben würden, was er zu tun habe, außer jenen, die ihm von seiner Menschenwürde vorgeschrieben werden.

„Dem Menschen ist alles erlaubt, aber es dient nicht alles der Menschlichkeit ...“ (S. 28) Alles, was wir der Natur gegenüber tun, muß sich an der Würde des Menschen messen lassen. Wenn dies so ist, dann können wir uns auch nicht auf den Standpunkt stellen: nach uns die Sintflut, gleichgültig dem Schaden gegenüber, den wir heute in der Natur ja tatsächlich anrichten. Und daraus abgeleitet ergibt sich die Feststellung, daß Naturschutz eine sittliche Aufgabe ist, deren wir uns alle zu unterziehen haben. Darf also der Mensch tun, was er kann? Dr. Müller gibt die eindeutige Antwort: „Der Mensch darf nicht nur tun, was er kann, er soll endlich tun, was er als Mensch kann, nämlich das, was den Menschen entspricht, was seiner Würde entspricht und was den Menschen nicht nur kurzfristig, sondern auch langfristig zum Guten gereicht.“ (a. a. O. S. 35/36)

Ich will dazu von den Ihnen allen bekannten Problemen Wasser, Wald und Luft den Wald herausgreifen, weil Schutz des Waldes eine zentrale Aufgabe des Landesvereins seit seinem Bestehen ist. Alle Probleme aber sind gleichrangig, denn der Slogan, daß der Mensch fünf Wochen ohne Nahrung, fünf Tage ohne Wasser, aber keine fünf Minuten ohne Luft leben kann, behält immer seine Gültigkeit. Wie gefährdet die Ressourcen Luft und Wasser heute sind, braucht hier nicht dargestellt zu werden.

Ein paar allgemeine Bemerkungen sind aber hier angebracht. Zunächst diese, daß die Menschen durch die wachsenden Belastungen der Umwelt sich eben auch ständig an neue Umweltbedingungen gewöhnen müssen. Nun ist es eine erwiesene Tatsache, daß sie die bemerkenswerte Eigenschaft besitzen, tatsächlich die realen Umweltbelastungen ertragen zu können. Der Mensch ist ein Anpassungswesen, und scheinbar ist unsere Anpassungsfähigkeit mit den Belastungen, denen wir ausgesetzt sind, gewachsen.

Dadurch ist der Irrglaube entstanden, wir könnten unser Leben und unsere Umwelt

ständig und ohne Gefahr vor allem durch technische Neuerungen verändern. Diese Anpassung an Belastungen und schlechte Umwelterscheinungen birgt die größte Gefahr für unser Wohlergehen. (Siehe dazu a. a. O. S. 64) Es stimmt eben nicht, daß wir unbegrenzt belastbar sind, dies zeigt sich besonders in den Ballungs- und Verdichtungsräumen, wo die gestörte Lebenssituation durch die Schädigung der natürlichen Lebensgrundlagen Luft, Klima, Wasser, Boden rückschlägt auf den Gesundheitszustand der Menschen, und darauf beruht die Minderung der Arbeits- und Widerstandskraft. Auf der anderen Seite braucht aber unsere Wirtschafts- und Arbeitswelt Menschen, die an Körper und Geist gesund sind, die ihren Aufgaben in der Industriegesellschaft gewachsen sind. Was kann diesen Gegensatz ausgleichen?

Gottlob hat sich in letzter Zeit die Erkenntnis mehr und mehr durchgesetzt, daß wir die gesunde, natürliche Landschaft brauchen, um physisch und psychisch gesund zu bleiben und unsere Leistungsfähigkeit zu erhalten. Sie ist das Gegengewicht zu unserer funktionalisierten, Sachzwängen unterworfenen Arbeitswelt. Und dabei spielt unser Wald eine entscheidende Rolle, denn er trägt wesentlich zur Sicherung der natürlichen Lebensgrundlagen bei.

Daß der Wald eine unentbehrliche Lebensgemeinschaft von Pflanzen und Tieren ist, ist hinreichend bekannt und bedarf keiner weiteren Ausführung. Warum wir den Wald dringend brauchen, liegt klar auf der Hand. Er ist der Wasserspeicher, reinigt und verteilt es. Er ist der unverzichtbare Filter und Erneuerer der Luft, und vergessen wir nicht, welche ausgleichende Wirkung er auf unser Klima hat. Wir brauchen den Wald mehr denn je als Ort der Erholung für uns zivilisationsgeschädigte Menschen, als Ort, der uns zu uns selbst kommen läßt, der uns Ruhe spendet und uns wieder für den Alltag aufrüstet. Wichtige, einprägsame Thesen hat Forstpräsident Fritz Lamerdin, der heute im

Ruhestand lebt, in seinem Aufsatz „Die Bedeutung des Waldes für den Menschen und die Gefahren für den Wald“ aufgestellt. (a. a. O. S. 63 ff.) Diese Thesen sind zugleich so wahr und haben einen solchen Aufforderungscharakter, daß sie zitiert werden sollen. Sie lauten:

„Wir wissen heute, daß mit den ersten Bäumen, die gefällt wurden, die Kultur begann, und daß mit den letzten Bäumen, die gefällt werden, die Kultur endet.

Der Wald ist eine Schutzmacht, die ausgleichend, sichernd und schützend wirkt. Wo die Wälder grünen, blüht das Land, wo der Wald stirbt, verödet das Land.

Der fühlbar werdende Wassermangel und die zunehmende Wasserverschmutzung, die Verunreinigung und Vergiftung der Luft, die Verlärmung unseres Lebensraumes sind Mahnzeichen dafür, daß dem Eingriff des Menschen in die Natur Grenzen gesetzt sind, die nicht überschritten werden dürfen. Nachträglich angelegte künstliche Erholungsflächen sind kein ausreichender Ersatz für eine gesunde Landschaft und für natürl-

che Wälder mit ihrer ursprünglichen Pflanzen- und Tierwelt.

Die elementare biologische Funktion des Waldes kann durch keine technische Errungenschaft ersetzt werden.

Die Wälder sind deshalb so zu erhalten, zu schützen, zu pflegen und zu gestalten, daß ihre nachhaltige Leistungsfähigkeit für Gesellschaft, Landschaft und Wirtschaft und ihr Wert für das körperliche und seelische Wohl der Bevölkerung gesichert und möglichst verbessert werden.“

Es wäre unredlich, wenn man nicht anerkennen würde, daß inzwischen viel für den Wald und die Reinhaltung der Luft getan wurde. Aber es muß noch mehr getan werden gerade in der Erkenntnis, daß wir nur Gäste der Natur sind und uns dementsprechend benehmen müssen. „Wenn uns die Mittel fehlen, helfend einzugreifen“, so hat es einmal unser früherer verehrter Landesvorsitzender Prof. Dr. Hermann Schwarzweber formuliert, „so wollen wir wenigstens die Allgemeinheit aufrütteln, Schlimmes zu verhüten.“ Dies wollen wir auch in Zukunft als zentrale Aufgabe versuchen zu tun.

Prof. Dr. Friedrich Wielandt zum 80. Geburtstag



Am 7. September 1986 vollendete Hauptkonservator Prof. Dr. Friedrich Wielandt sein 80. Lebensjahr. Es gilt daher in diesen Zeilen, den international anerkannten Numismatiker und den großen Freund des Landesvereins „Badische Heimat“ zu würdigen. Beide, den Wissenschaftler und den aktiven Förderer der Heimatpflege, weiß der Jubilar in seltener Harmonie in seiner Persönlichkeit zu vereinigen.

Friedrich Wielandt, der in Heidelberg geboren wurde, machte 1926 in Freiburg i.Br. sein Abitur, studierte anschließend in München und Freiburg Geschichte und Germanistik und promovierte mit 23 Jahren mit einer Arbeit mit dem Thema „Markgraf Christoph I. von Baden (1475—1515) und das badische Territorium“. Das war im Jahre 1930, und der junge Wissenschaftler geriet in die schweren Jahre der wirtschaftlichen Krise,

erhielt aber ein Stipendium der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft und konnte an der Universität München und vor allem im Stadtarchiv Konstanz arbeiten. Aus jener Zeit stammen Wielandts erste Veröffentlichungen, die ersten in einer langen, langen Reihe bedeutender Publikationen.

Entscheidend für Leben und Laufbahn Wielandts war sein Eintritt als wissenschaftliche Hilfskraft in das Badische Münzkabinett in Karlsruhe unter der Leitung von Prof. Roller. Dies bedeutete für ihn die erste Begegnung mit der Numismatik, ein ihm völlig neues Feld wissenschaftlicher Arbeit. Nach dem frühen Tod Prof. Rollers (1936) war die Stellung Wielandts schon so gefestigt, daß er dessen Nachfolger wurde. Mit der ihm eigenen Tatkraft und Energie erarbeitete sich Wielandt rasch die Grundlagen, die ihn später zu einem anerkannten Fachmann und

Autor werden ließen. Im Rahmen dieser Würdigung können nur seine Hauptwerke angeführt werden. Wielandts erste grundlegende Studien galten den münzgeschichtlichen Anfängen des Zähringerhauses, und es entstand „Der Breisgauer Pfennig und seine Münzstätten“ und vor allem sein Hauptwerk, „Die Badische Münz- und Geldgeschichte“, heute noch ein Standardwerk der Numismatik. Hingewiesen soll auch noch werden auf die berühmten Münzgeschichten der Kantone Schaffhausen (1959), Schwyz (1964), Zug (1966), Luzern (1969), Basel (1973) und Laufenburg (1978).

Nach dem 2. Weltkrieg, den Wielandt schwerverwundet überlebte, faßte er 1948 wieder Fuß im Bad. Münzkabinett, wurde 1957 Hauptkonservator und — als hochverdiente Ehrung — 1967 zum Professor ernannt. 1971 trat der überaus erfolgreiche Numismatiker in den wohlverdienten Ruhestand, weiterhin aber seiner Wissenschaft mit Leidenschaft ergeben, die Publikationen beweisen dies.

Der Landesverein ist Prof. Dr. Friedrich Wielandt zu großem Dank verpflichtet. Sein Vater war Gründungsmitglied unseres Landesvereins. Aufgrund dieses Herkommens war es folgerichtig, daß Friedrich Wielandt mit seinen Interessen und seiner wissenschaftlichen Tätigkeit ein geachteter Mann der „Badischen Heimat“ wurde.

Seit Jahrzehnten — und man muß schon mit diesen Zeiträumen rechnen — ist Prof. Wielandt im Beirat der Ortsgruppe Karlsruhe tätig, und er hat sich besonders in früheren Jahren, da es Gesundheit und dienstliche Arbeit noch zuließen, unermüdlich in unseren Dienst gestellt. Manche abendliche Diskussion und manches gesellige Zusammensein mit ihm sind unvergessen. Stets profitierten Verein und Mitglieder von dem hochgebildeten Jubilar, ein glänzender Erzähler und schlagfertiger, fundierter Argumentierer!

Friedrich Wielandt, einer jener Männer der ersten Stunde nach 1945, war auch viele Jahre im Beirat des Landesvereins tätig. Immer waren sein Rat und seine Fachkenntnisse gleichermaßen hoch geschätzt. Es ist sehr zu bedauern, daß Männer seines Formates, die mit Rede und Feder aktuelle Probleme aufgreifen, dem Landesverein immer seltener zur Verfügung stehen. Umso mehr hoffen wir, daß uns der Jubilar noch lange Jahre erhalten bleibt. Wir möchten ihn nicht missen. Der Landesverein „Badische Heimat“ gratuliert Prof. Dr. Wielandt zum 80. Geburtstag besonders herzlich und wünscht ihm alles Gute, vor allem Gesundheit und rundum noch viele gute Jahre im Kreise seiner großen Familie.

L. Vögely
Präsident

Eine ausführliche Würdigung von Leben und Werk Prof. Wielandts findet sich im Ekkhart 1982 S. 195—202.

Prof. Dr. Peter Anstett †

Dietrich Lutz, Karlsruhe



Am 10. September 1986 starb unerwartet und viel zu früh Prof. Dr. Peter R. Anstett, der Leiter der Außenstelle Karlsruhe des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg. Alle, die ihn kannten, macht der plötzliche Tod dieses begeisterten Denkmalpflegers und lebenssprühenden Menschen betroffen und nachdenklich.

Ohne Anspruch auf Vollständigkeit sollen im folgenden die wichtigsten Stationen des Lebensweges von Peter Anstett nachgezeichnet werden.

Er wurde 1929 in Stuttgart geboren und erlebte dort mit kriegsbedingten Unterbrechungen seine Jugend bis zum Abitur. Da Begabung und Neigung keine eindeutige Be-

rufswahl nahelegten, schloß er ein längeres Industriepraktikum an, ehe er sich in Freiburg dem Studium der Fächer Pädagogik, Philosophie, Archäologie und Kunstgeschichte zuwandte, aus denen sich nach kurzer Orientierungsphase die Kunstgeschichte als Hauptfach herauschälte.

Prägend wurde für ihn hier sein Lehrer und Doktorvater Kurt Bauch. Er führte ihn vor allem hin zu genauem Beobachten und Beschreiben, was ihm auf seinem gesamten Berufsweg zustatten kam und woran er sich stets dankbar erinnerte. Durch Bauchs Anregung befaßte er sich intensiv mit der gotischen Baukunst am Oberrhein, woraus sich in der Folge auch das Thema seiner Disserta-

tion über die St. Martinskirche in Colmar entwickelte, mit der er 1962 seine Studien abschloß.

Bereits während des Studiums war er verschiedentlich mit der Denkmalpflege in Berührung gekommen, so vor allem 1956 durch die Teilnahme an der archäologischen Untersuchung der St. Cyriakuskirche in Sulzburg/Südbaden. Dieser relativ neue Zweig denkmalpflegerischer Arbeit faszinierte ihn von Anfang an und beschäftigte ihn bis in seine letzten Tage. So war es denn nicht weiter verwunderlich, daß er nach Studienabschluß 1962 in das damalige Staatliche Amt für Denkmalpflege Stuttgart eintrat und dort bei der Untersuchung der St. Dionysiuskirche in Esslingen Mittelalterarchäologie und Bauforschung glücklich verbinden konnte. Aus dieser ersten Aufgabe im Denkmalamt erwuchs ein umfangreiches Manuskript zur Baugeschichte der Kirche, dessen Druck durch widrige Umstände immer wieder verzögert wurde und mit dessen Überarbeitung er bis kurz vor seinem Tod beschäftigt war. Im Jahre 1966 wurde er mit den Aufgaben eines Konservators der Bau- und Kunstdenkmalpflege im Regierungsbezirk Nordwürttemberg betraut und bereits 1967 an das Denkmalamt nach Tübingen versetzt, wo er sich neben Teilen Oberschwabens vor allem der Betreuung der Stadt Tübingen widmete. Zu Beginn des Jahres 1975 übernahm er die Leitung der Außenstelle Karlsruhe des Landesdenkmalamtes. Hierin sah er die ihm gemäße Aufgabe, die ihn fortan völlig ausfüllte. Der Alltag des Denkmalpflegers wird meist von außen bestimmt, so daß es schwerfällt, Vorlieben oder wissenschaftlichen Neigungen nachzugeben. Dennoch gibt es einige rote Fäden in der denkmalpflegerischen Biographie Peter Anstetts. Da ist zuvörderst die Beschäftigung mit der Baugeschichte des Mittelalters, die ihn von der Dissertation an nicht mehr losließ. Zu nennen ist hier vor allem seine Liebe zu und Sorge für das Kloster Maulbronn, die in regelmäßiger Betreuung vor Ort, Mitwirkung an einer Ausstellung

samt Katalog zum 800jährigen Bestehen und zur Herausgabe eines Führers ihren Ausdruck fanden. Ähnliches läßt sich mutatis mutandis für die Schwarzwaldklöster Hirsau und Alpirsbach sagen. In diese Reihe gehört auch die Restaurierung der kath. Kirche in Tiefenbronn, um die er sich mit wissenschaftlicher Akribie kümmerte. So ist es auch nicht verwunderlich, daß ihn der Disput um die Erneuerung der Fenster der Heiliggeistkirche in Heidelberg stark berührte, da hier der Konflikt zwischen alter und neuer Kunst in voller Schärfe entbrannte und er keine Möglichkeit sah, beide — wie vorgeschlagen — an diesem Ort vereint zur Geltung zu bringen, obwohl oder gerade weil er die herausragende Qualität beider sah und anerkannte.

Einen zweiten Schwerpunkt in seiner Arbeit bildete die Betreuung barocker Bauten. Das begann unter anderem mit der Kirche in Steinhausen und fand seinen Höhepunkt in den Schlössern Ettlingen, Bruchsal und Schwetzingen. Hier wiederum galt den Gärten sein besonderes Augenmerk. Mit auf sein Betreiben fand 1978 in Schwetzingen ein Symposium über historische Gärten und deren denkmalpflegerische Behandlung statt, dessen zahlreiche Vorträge inzwischen publiziert vorliegen.

Schon früh, als es noch nicht Allgemeingut der Denkmalpflege war, setzte er sich für die Erhaltung der Bauten des 19. und 20. Jahrhunderts ein. Erwähnt sei hier das Schwabenhaus in Tübingen, wo es noch eines Rechtsstreites durch alle Instanzen bedurfte (vgl. Nachrichtenblatt 5, 1976, S. 14 ff.), um das Haus zu erhalten. Der schönste Erfolg in dieser Hinsicht war für ihn der Beschluß des Ministerrates von Baden-Württemberg vom 6. Februar 1979, die „Alte Polizeidirektion“ in Baden-Baden nicht abzubauen, nachdem zuvor alle Behörden und Gremien einschließlich des Denkmalrates den Abbruch verlangt bzw. gutgeheißen hatten.

Doch gerade in diesem Bereich liegen Erfolg und Fehlschlag oft sehr nahe nebeneinander

und so mußte auch er erleben, daß die besten Argumente nicht immer zum gewünschten Ziel führen, wie der letztlich erfolglose Kampf um die Villa Julius in Heidelberg zeigt.

Neben der praktischen Arbeit bestand für Peter Anstett stets die Verpflichtung auch der Wissenschaft gerecht zu werden. Hierzu gehörten sowohl breit angelegte Arbeiten wie die Baugeschichte der Dionysiuskirche in Esslingen oder sein Beitrag zu dem Buch über die Barockbaukunst in Baden-Württemberg (1981) als auch kleinere Artikel aus der laufenden Arbeit. Neben der Geschichte der Denkmalpflege lag ihm vor allem am Einarbeiten in neue Aufgaben der Denkmalpflege. Weit mehr jedoch fühlte er sich in seinem Element, wenn er einem Auditorium Probleme der Denkmalpflege nahebringen konnte. So war es folgerichtig, daß er an den Universitäten Tübingen, Stuttgart und Heidelberg Lehraufträge übernahm und am Kunsthistorischen Institut der letztgenannten 1982 zum Honorarprofessor ernannt wurde. Dem Verband der Kunsthistoriker in Deutschland gehörte er als Vorstandsmitglied an und beteiligte sich engagiert im „Ulmer Verein“. Da er überzeugt war, nur durch sachliche Information breiter Volksschichten könne sich auf Dauer der Gedanke des Denkmalschutzes durchsetzen, wirkte er im Vorstand des Schwäbischen Heimatbundes mit.

Peter Anstett war Denkmalpfleger aus Leidenschaft und, was schon seltener ist, mit Humor. Er verstand sich als Anwalt des Denkmals, für dessen Erhaltung im Ganzen er rückhaltlos eintrat, dabei weder sich noch andere schonend. Zustatten kamen ihm dabei Temperament und Wortgewalt. Wer ihn gestikulierend und redend (nicht selten überredend) erlebt hat, wird ihn kaum vergessen. Wie überhaupt Gespräch und Disput für ihn Lebenselixier waren, wo er seiner beinahe barock deftigen Fabulierkunst und -lust freien Lauf lassen konnte, dies umso eher, wenn ein guter Tropfen dazukam. Dann konnte ein Gespräch zur Inszenierung werden, wobei nicht zuletzt die Gabe der Selbstironie dazu beitrug, Mißhelligkeiten zu vermeiden.

Gleichzeitig war er ein guter Zuhörer, der seinen Gesprächspartner durch beharrliches Fragen forderte, sich selbst aber auch durch Argumente, und das waren meist Befunde, überzeugen ließ. Als Vorgesetzter war er zuerst Kollege, selten „Amtsleiter“ und beinahe nie ohne jenes Quantum Humor, ohne das Denkmalpflege noch schwerer zu betreiben wäre.

Sein Andenken wahren kann nur heißen, die denkmalpflegerische Arbeit mit seinem Engagement fortsetzen.

Carl Friedrich von Weizsäcker:

Die Zeit drängt.

Der Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen lag 1983 ein Antrag vor, ein ökumenisches Konzil der Kirchen einzuberufen. Der Rat beschloß, 1990 eine Weltkonferenz der Kirchen über Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung abzuhalten.

Der Papst hat im Oktober 1986 zu einem Gebetstag für den Frieden in Assisi die christlichen und nicht-christlichen Religionen eingeladen. Carl Friedrich von Weizsäcker hat unter dem Titel „Die Zeit drängt — Eine Weltversammlung der Christen für Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung“ Thesen erarbeitet, die vor kurzem bei Hanser in der zweiten Auflage erschienen sind. Die folgenden Thesen sind dem Buch entnommen.

Kein Friede unter den Menschen ohne Frieden mit der Natur. Kein Friede mit der Natur ohne Frieden unter den Menschen.

Kein Friede ohne Gerechtigkeit, keine Gerechtigkeit ohne Frieden. Keine Gerechtigkeit ohne Freiheit, keine Freiheit ohne Gerechtigkeit.

Die Zeit ist gekommen, in der die politische Institution des Krieges überwunden werden muß und kann. Die Gefahr eines dritten Weltkrieges ist nicht gebannt. Die nukleare Abschreckung hat uns eine Atempause gewährt. Sie ist moralisch problematisch und bietet keine permanente Gewißheit. Sie hat die über hundert nicht-nuklearen Kriege seit 1945 nicht verhindert. Der Friede kann permanent nicht technisch, sondern nur politisch gesichert werden.

Zum Gedenken an Wolfgang Wipprecht (10. 12. 1912—29. 9. 1985)

Erwin Dittler, Kehl-Goldscheuer



„Ich lebe und denke und handle — soweit möglich — nun seit 52/53 Jahren politisch. Nicht immer in derselben Weise und Linie“, schrieb im September 1980 Wolfgang Wipprecht aus seinem „Sommersitz“ in Tennenbronn seiner Tochter Angela, der er den Merksatz mit auf den Weg gab: „In der Politik gibt es ein Alles oder Nichts nur in seltenen Fällen“. Nicht von ungefähr widmete er seinen Beitrag im „Ekkhart“ 1969 dem Gedächtnis des am 3. 2. 1968 verstorbenen badischen Staatsmannes Carl Mathy¹⁾, der als „echter Politiker sachgerechte Politik gemacht hat“, weil es im damaligen Deutschland nach seiner Auffassung „keinen realistischen anderen Weg“ gab. Wipprecht würdigte das politische Denken Mathys, wonach

die Wortführer des Volkes nicht auf völligen Umsturz alles Bestehenden, wohl aber auf Entfernung alles dessen, was der Vernunft und dem Recht widerstreitet, dringen dürften. Eine radikale Politik wäre seiner Meinung nach unrealistisch gewesen: „Eine badische Republik wäre, auch etwa in Verbindung mit Württemberg und Hessen, auf die Dauer nicht lebensfähig gewesen und mußte zwangsläufig dem dritten Napoleon oder eben Bismarck anheimfallen“.

Wie Mathy war auch Wipprecht gebürtiger Mannheimer. Sein Vater, Dr. Wipprecht, hatte 1892 das Staatsexamen bestanden und zunächst in Mannheim als Praktikant und später nach seiner Versetzung aus Donau- eschingen als Professor gewirkt. Er starb im

Dezember 1925 in Offenburg, wohin er 1919 als Direktor an das Gymnasium berufen worden war²).

Wolfgang besuchte dort das Gymnasium bis 1928, um dann am Humanistischen Gymnasium in Heidelberg zwei Jahre später mit sehr gutem Abitur die Schule abzuschließen. Anschließend studierte er Rechts- und Staatswissenschaften, Volks- und Betriebswirtschaftslehre an den Universitäten Heidelberg, Kiel, Berlin und promovierte 1934 zum Dr. jur. mit Prof. Walter Jellinek als Doktorvater in Heidelberg. Zur Siebzigjahrfeier der Offenburger Pennäler-Verbindung „Arminia“ hielt der damals in Ludwigsburg lebende Oberregierungsrat a. D., seit 1952 Justitiar in der Textilindustrie, im Oktober 1965 eine geistig bedeutsame Festansprache mit dem Thema „Unsere kleine Stadt“³), dabei des Lobes voll über ihre politische und kulturelle Bedeutung: „Man hat in Offenburg allen Grund, auf die eigene Vergangenheit stolz zu sein, wie sie sich in berühmten Namen dokumentiert und wie sie sich erwies u. a. an den Versammlungen der ‚Entschiedenen Verfassungsfreunde‘ in dieser Stadt am 19. September 1847 und in der größten Revolutionsversammlung vom 19. März 1848. Es sollen nicht Namen genannt werden, sondern die Sache selbst. Die Sache heißt Demokratie, heißt Verfassung, heißt Bürgersinn. Aus dieser Sache, und an ihr hangend, sind Männer hervorgegangen, die zur Zierde jeder Stadt gehören würden. Für viele sind das vielleicht nur noch Namen. Wer sie aber selbst noch gekannt hat, die Oskar Muser, die Anton Fendrich und Adolf Geck⁴), die Leopold Veit und Franz Huber und den in seiner Art unvergeßlichen Georg Monsch, der spürt nicht nur, der weiß auch, wie diese guten Bürger ihrer, wie diese Demokraten aus dem Grund der reichsstädtischen Tradition herausgewachsen waren und wie sie nur auf einen solchen Grund gedeihen und ihre Rolle in unserer engeren Heimat spielen konnten.

Originale sind sie gewesen, diese Männer,

wenn man darunter verstehen will, kraftvolle und eigenständige Persönlichkeiten mit humaner Bildung. Und Originale sind es, die nur in der Provinz und nur in ihren Städten den Lebensboden finden. In Deutschland schafft nur die kleine Stadt Originale. In diesem Sinne ist sie bevorzugter Kulturträger. Denn ‚Original‘ ist das bedeutsame Individuum, ist der Mensch, der seiner Umwelt etwas bedeutet, oder doch — verstünde die Umwelt ihn richtig — etwas bedeuten könnte“. Am Schlusse seiner Ausführungen wandte er sich deshalb an die Stadtplaner, die Leute vom Bau und die Verkehrsmenschen und die Straßenbauer: „Laßt Offenburg bleiben, was es ist: die kleine Stadt mit eigenem Gesicht, das sie der Landschaft zuwendet, in die sie gebettet ist. Dann bleibt ein Leuchten auch im Antlitz des Landes, wenn es auf Offenburg hinblickt“.

Zu diesen eigenständigen Persönlichkeiten Offenburgs rechnete Wipprecht auch den Maler Tell Geck, dessen Denken und Schaffen „durch die badische Heimat im weiteren Sinne und durch die Landschaft der Ortenau ebenso geprägt sind wie durch den Geist, der die ehemalige Reichsstadt bis in den Beginn unseres Jahrhunderts getragen hat“. Die im „Ekkhart“ 1970 wiedergegebene Laudatio Wipprechts⁵) aus Anlaß einer Ausstellung Tell Gecks in Offenburg zum 75. Geburtstag galt einem Manne, der seine linksgerichtete politische Gesinnung „zeitweilig extremer noch als die Eltern vertritt“⁶) und im „Dritten Reich“ seinen geraden Weg geht. Tell Geck ging ihn unbekümmert. 1936 wurde ihm der Paß abgenommen, weil er verbotene Flugblätter über die Grenze geschmuggelt hatte und 1943 hielt man ihn zwei Monate in Untersuchungshaft und überstellte ihn strafweise der Wehrmacht. Diese Maßnahme hielt Wipprecht allerdings nicht für ungewöhnlich: „Da Malverbot eine ‚Wehrunwürdigkeit‘ nicht einschließt und Menschenopfer gebracht werden mußten, Tell Geck überdies bei Kriegsbeginn gerade erst 45 war und als Teilnehmer des 1. Weltkrieges mindestens

zur Ersatzreserve II gehörte, lag seine Einberufung zur Wehrmacht doch auf der Hand“⁷⁾.

Glimpflich war es für Tell abgegangen, als die Geheime Staatspolizei beim Bezirksamt Offenburg im August 1935 gegen ihn wegen „illegaler, marxistischer Betätigung, gemäß § 4 der V.O. vom 28. 2. 33“ Anzeige bei der Staatsanwaltschaft Offenburg erstattete. Ihr lag folgender Tatbestand zugrunde: Der 1934 verstorbene Altstadtrat Georg Monsch hatte in seinem Testament Tell Geck 200 RM für die Anfertigung eines kleinen Bildes vermacht, das ursprünglich für das Lokal des Sozialdemokratischen Vereins bestimmt war. Da dieser verboten wurde, bot Bürgermeister a.D. Blumenstock als Testamentsvollstrecker des Porträt dem Kustos des Museums, Prof. Dr. Batzer an. Nachdem dieser im Spätherbst 1934 auch von Tell Geck über die Testamentbestimmung informiert worden war, stimmte er dem Anerbieten zu. Batzer war langjähriger historischer Mitarbeiter des Blattes von Adolf Geck „D'r alt Offeburger“ gewesen und geriet nun in eine schlimme Verlegenheit, die für ihn unangenehm werden konnte. Nur so ist sein Brief an Tell zu verstehen: „Nachdem aber ein Besucher mich darauf aufmerksam machte, daß Sie Herrn Monsch ein Buch in die Hand drückten, das in kleiner roter Schrift den Titel Marx . . . enthält, habe ich das Gemälde abgehängt und magaziniert. Ich muß es Ihnen offen sagen, ich hätte mehr Takt von Ihnen erwartet“. Tell wies in seiner Antwort vom 30. 3. 1935 darauf hin, daß Georg Monsch den größten Teil seines langen Lebens ein ebenso idealer und aufrichtiger Anhänger und Vertreter des marxistischen Sozialismus gewesen sei, sogar bis zu seinem Tode. Obwohl Marxist, habe man ihm sogar die Ehrenbürgerschaft verliehen. Demgegenüber vertrat Oberbürgermeister Dr. Rombach in einem Schreiben vom 9. 8. 1935 über die spätere politische Einstellung von Monsch eine andere Auffassung: „Auf dem Bild hält Altstadtrat Monsch ein großes Buch in der

Hand, auf welchem in roten Farben ‚Karl Marx — das Kapital‘ aufgemalt ist. Dies ist m. E. nicht nur eine Geschmacklosigkeit und Pietätlosigkeit sondern gleichen gegenüber Altstadtrat Monsch, der nach der Machtübernahme sich freudig zu der Idee Adolf Hitlers bekannt hat, sondern m. E. auch der Versuch, in auffälliger Weise marxistische Propaganda zu treiben“. Es ist nun höchst bemerkenswert, daß der Erste Staatsanwalt Weis in einem Schreiben vom 31. 7. 1935 an den Oberbürgermeister diesem zu erwägen gab, „ob man sich wegen der Malereien des Herrn Tell Geck noch viel Arbeit machen will, oder nicht den alten Göttern das Vergnügen gönnen soll, ihre Bildnisse mitsamt ihren Gechnissen in ihren stillen Kammern aufzuhängen, wo sie uns nicht schaden und uns nicht stören“. Das Verfahren wurde nach einer Mitteilung des Oberstaatsanwaltes als Leiter der Anklagebehörde bei dem Sondergericht in Mannheim vom 26. 10. 1935 mangels ausreichender Verdachtsgründe eingestellt. Das von der Gestapo sichergestellte Bild wurde nicht mehr aufgefunden und konnte auch Tell Geck nicht mehr zurückgegeben werden. Die Bemerkung Wipprechts über dieses Portrait von Monsch zeugt von seiner realistischen Denkweise: „Das gab wohl den Anstoß für eine Anti-Tell-Hetze, ging durch alle Zeitungen, war aber wohl ein wenig töricht von Tell“⁹⁾.

Daß Wolfgang Wipprecht im Juni-Heft 1980 der „Badischen Heimat“ in einem tiefgründigen Beitrag über Heinrich Hansjakob schrieb, wobei er diesen als Nebenprodukt seiner jahrelangen Beschäftigung mit einer „Rechtlichen Volkskunde im Werk Hansjakobs“ bezeichnete¹⁰⁾, lag wohl auch an einer gewissen seelischen Übereinstimmung. Er hat Hansjakob sehr gemocht, besaß auch eine umfangreiche Hansjakob-Bibliothek¹¹⁾ und schätzte deshalb ganz besonders die so erfolgreiche Herausgabe von Neuaufgaben durch die Stadt Haslach i.K., die von Hansjakob als Erbin seines literarischen Nachlasses testamentarisch eingesetzt wurde und der

er die Verlagsrechte über seine Bücher übertragen hatte¹²⁾. Wipprecht kannte selbstverständlich die Ausführungen Hansjakobs im ersten Kapitel seines Buches „Mein Grab“: „Ein Mensch in meinem Alter, muß ob er will oder nicht, ans Sterben denken. Die Zahl der Lebensjahre, die vielen Gräber derer, die gleichaltrig oder noch jünger gewesen, die bleichenden Haare, die sinkenden Kräfte — alles mahnt ihn an sein baldiges Scheiden von allem, was Leib und Leben, was Welt und Erde heißt. Ich bin dieser Mahnung, an den Tod zu denken, seit einem Jahrzehnt redlich nachgekommen, vielleicht nur allzusehr“. So auch Wolfgang Wipprecht, der sich schon vor vielen Jahren von dem Offenburger Bildhauer Angelo Valentin in den Grabstein aus Muschelkalk einen Spruch von Pindar in Griechisch einmeißeln ließ: „Das Leben, Traum eines Schattens“, oder wie Wipprecht lieber übersetzte: „Schatten eines Traumes ist der Mensch“. Dem tiefen Pessimismus Hansjakobs: „Der denkende Mensch aber, der in die Tiefen des Lebens blickt, dem vergeht die Freude am Leben . . .“ entsprach seine Neigung zur Depression: „Ich glaube, jeder nicht nur theologisch denkende Mensch, und vor allem jeder philosophisch angelegte Mensch, muß mehr oder weniger große Seelenanteile voller Depressionen haben. Ich muß auch selbst bekennen, daß ich eigentlich kaum eine Lebenszeit gehabt habe, in der ich von Depressionen frei gewesen bin. Der denkende Mensch ist Rationalist und als solcher Skeptiker. Und von Skepsis bis Depression ist kein weiter Weg. Denken Sie an den von mir seit eh geschätzten alten Fontane“. Und wenn Wipprecht Hansjakob zitierte: „Schön ist nur der Morgen des Lebens, die erste Jugendzeit . . .“, so entsprach dies wiederum ganz seiner eigenen Wahrnehmung, die er in einem Eintrag vom 20. 9. 1964 festhielt: „Nur in meiner Jugend habe ich richtig gelebt — wenn Leben soviel bedeutet wie, da sein im Gegenwärtigen“¹⁵⁾.

Es war der Herzenswunsch Wipprechts, von

Renningen in die Ortenau, das „Land meiner Seele“, umziehen zu können, etwas zwischen Ortenberg und Wolfach zu finden: „Der Gedanke an solche Heimkehr ist mir sozusagen Stütze und Stab, und schließlich habe ich Grab und Grabstein nicht umsonst in Offenburg“¹⁶⁾; die Erfüllung war ihm nicht mehr beschieden. Er starb am 29. September 1985 nach der Rückkehr aus dem Sommeraufenthalt in Tennenbronn.

Anmerkungen

- 1) Carl Mathy — zum 3. 2. 1968, S. 49 ff.
- 2) Zum Tode Friedrich Wipprechts; in: Offenburger Tageblatt v. 12. 12. 1925.
- 3) Offenburger Tageblatt v. 29. 12. 1965, 3. u. 4. 1. 1966.
- 4) Dazu: Günther Haselier, Adolf Geck als Politiker und Mensch im Spiegel seines schriftlichen Nachlasses. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, 115. Band, Heft 2, 1967. Erwin Dittler, Adolf Geck 1854—1942, Von der ‚Roten Feldpost‘ zum Arbeiterrat. In: Die Ortenau 62 (1982); Adolf Geck, Ein Offenburger Sozialdemokrat in der Weimarer Republik. In: Die Ortenau 63 (1983). Im Rahmen seiner Mitarbeit im Stadtarchiv Offenburg bereitet der Vf. u. a. weitere Publikationen über Georg Monsch und Oskar Muser vor.
- 5) Der Maler Tell Geck. S. 101 ff.
- 6) Brigitte Reinhardt, Tell Geck. Leben und Werk. In: Tell Geck — Gemälde, Aquarelle, Zeichnungen. Galerie der Stadt Stuttgart, 13. 12. 1984—27. 1. 1985, S. 14.
- 7) 25. 7. 1983, W. Wipprecht an den Vf.
- 8) Stadtarchiv Offenburg 5/7095 (Verwaltungs-Sachen, Rubrik 35 Polizeiwesen; dem Stadtarchiv sei hier für seine frdl. Unterstützung gedankt.
- 9) 21. 11. 1981, W. Wipprecht an den Vf.
- 10) Aufrechter Gang. Versuch einer Annäherung an Heinrich Hansjakob; 12. 7. 1980, W. Wipprecht an den Vf.
- 11) Frdl. Mitt. v. Frau Anneliese Wipprecht, Renningen, v. 16. 2. 1986.
- 12) Josef Rau, Vorwort zur Neuauflage, in: Hansjakob, Der Leutnant von Hasle, hrsg. v. d. Stadt Haslach i.K., bearb. v. Manfred Hildenbrand, 15. Aufl. 1978, S. 5.
- 13) 7. 2. 1982, W. Wipprecht an den Vf.; Anneliese Wipprecht, 5. 1. 1986
- 14) 25. 7. 1983, W. Wipprecht an den Vf.
- 15) 16. 2. 1986, Anneliese Wipprecht an den Vf.
- 16) 7. 2. 1982, W. Wipprecht an den Vf.

Die Heimat neu entdecken

Zu den Bemühungen um Landeskunde/Landesgeschichte
im Oberschulamtsbezirk Karlsruhe

Leonard Müller, Karlsruhe

Wenn es im flotten Journalistendeutsch heißt: „Heimat ist in“ und Medien- und andere Produzenten den einschlägigen Konsum gewinnträchtig fördern, so ist das an sich schon recht erhellend.

Überraschender ist das Bemühen „progressiver“ Literaten, den „Konservativen“ die „Heimat“ nicht zu überlassen und diesem neuen Interesse eine „fortschrittliche“ Richtung zu geben. Die in Führungsstrichen gesetzten Begriffe zeigen, wie fraglich hier Frontbildungen sind. Wie dem auch sei: Es geht nicht um Konsum oder Moden oder Begriffsbesetzung im parteipolitischen Feld, sondern um ein uraltes Motiv, das Menschen eh und je bewegte, nämlich in einem bestimmten Raum sich zu Hause zu fühlen, verwurzelt zu sein und Lebensmut aus der Verbundenheit mit einem bestimmten Kulturkreis zu gewinnen. Dem stehen industrieller Fortschritt samt beruflicher Mobilität nicht entgegen, ja eine mobile, pluralistische Gesellschaft braucht wie keine andere jenes Gehäuse, in der die Feder für das rasch tikende Uhrwerk unserer technischen Welt lagert. So ist es mehr als nur die formale Erfüllung des Bildungsauftrags in der Landesverfassung Baden-Württembergs, zur Liebe zu Volk und Heimat zu erziehen, wenn die Landesgeschichte/Landeskunde als fächerübergreifendes Thema bei der Lehrplanrevision durch das Ministerium für Kultus und Sport besonders herausgestellt wurde. Viele Beobachtungen des Schulalltags, bei Schülern wie bei Lehrern, beweisen, daß bei allem Fernweh und dem speziellen Schultourismus an Wandertagen und auf Studienfahrten die Bindung an Heimatort, Schulort, zur enge-

ren Region gerade bei Jugendlichen eine große Rolle spielt, ja manchmal dergestalt, daß Lehrstellen oder Ausbildungsangebote in größerer Entfernung — leider — nicht angenommen werden, weil man sich in der „Fremde“ verloren fühlt, selbst wenn diese „Fremde“ noch in Baden-Württemberg liegt. Aber Immobilität aus Bequemlichkeit oder aus mangelndem Unternehmensgeist ist das eine, die geistige Verbundenheit mit dem Heimatraum, den man bewußt kennengelernt, ja dessen Struktur und Eigenart man verstanden hat und der deshalb einen fesselt, ist das andere. Und um das Letztere muß es einem verantwortlich denkenden Lehrer gehen, wenn er Schüler zu mobilen Weltbürgern und bodenständigen Gemeindemitgliedern zugleich bilden will.

Aufgabe der Schulverwaltung ist es, ihm dabei zu helfen. Das Ministerium für Kultus und Sport hat auf zwei Tagungen in der Akademie Comburg 1983 und 1985 mit Vertretern der vier Oberschulämter über inhaltliche und organisatorische Aspekte diskutiert¹⁾ und einen ersten Erfahrungsaustausch eingeleitet. Während zu Beginn der Lehrplanrevision die Zielsetzung mehrfach erläutert werden mußte und jener viel zitierte, deshalb aber nicht minder falsche Slogan eine Rolle spielte, wonach Heimat „der schönste Name für Zurückgebliebenheit“ sei, kann man sich mittlerweile mit den konkreten Umsetzungsmöglichkeiten beschäftigen, weil auf diese Weise am besten der Verdacht zerstreut werden kann, man wolle „bei unserer Jugend einen Rückschritt in die Nostalgie einleiten“²⁾. Die außerordentlichen Anstrengungen der Schulträger bei einer zeitgemäßen Ausstat-

tung unserer Schulen mit Computern, die großzügigen Angebote des Landes für eine entsprechende Fortbildung der Lehrer und die Einbeziehung neuer Technologien in die Lehrpläne allgemeinbildender wie vor allem beruflicher Schulen beweisen wohl, daß im deutschen Südwesten, wo der Begriff „HIGH TECH“ wahrlich mit großen Buchstaben geschrieben wird, nicht plötzlich die Wende ins pädagogische Biedermeier vorbereitet wird. Landeskunde beschreibt die geographischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Strukturen in Vergangenheit und Gegenwart samt ihrer Problematik, Landesgeschichte verdeutlicht die Entwicklung von Regionen im Guten wie im Schlechten; an Problembewußtsein fehlt es also dabei nicht. Nur kann das Aufsuchen von Problemen eben nicht alles sein, vor allem dann nicht, wenn man zuvor keine Fakten kennengelernt hat, die, im Zusammenhang gesehen, Probleme verständlich, wenn nicht lösbar erscheinen lassen.

In diesem Rahmen sind die Bemühungen des Oberschulamts Karlsruhe zu betrachten, in den Schulen den Sinn für die Notwendigkeit einer sachgerechten Behandlung landesgeschichtlicher bzw. landeskundlicher Themen zu wecken oder dort, wo es schon geschieht, weiter zu fördern. Folgende Maßnahmen wurden seit 1985 unternommen:

1. Bildung von Arbeitskreisen

Sie sind regional oder lokal orientiert, fast immer schulartübergreifend und den Staatlichen Schulämtern zugeordnet, weil hier jeweils ein Schulrat sich zur Verfügung gestellt hat, federführend mit dem Organisationsapparat, der einer solchen Behörde zur Verfügung steht, die Ergebnisse von Einzelarbeiten zu koordinieren. In den sieben Staatlichen Schulämtern bestehen z. Z. 20 Arbeitskreise mit 245 Mitgliedern, die von verschiedenen Schulräten betreut werden:

Staatl. Schulamt	betreuender Schulrat	Arbeitskreis	Mitglieder
Baden-Baden	Schulamtsdirektor Gerhard Daul	1	20
Freudenstadt	Schulamtsdirektor Hans Stahl	Calw	17
		Freudenstadt	21
Heidelberg	Schulrat Jürgen Goerke	Eberbach	4
		Ladenburg	5
		Sinsheim	7
		Schwetzingen	12
Karlsruhe	Schulamtsdirektor Karl Schreckenberger	Ettlingen	18
		Bretten	16
		Bruchsal	14
		Karlsruhe	13
		Karlsbad	11
		Philippsburg	7

Mannheim	Schulamtsdirektor Wieland Müller	Thema „Stadtentwicklung“	6
		Thema „Juden“	7
		Thema „Sozialgeschichte“	4
		Thema „Literatur“	4
Mosbach	Schulamtsdirektor Gustav Wagenbach	Buchen	21
		Mosbach	23
Pforzheim	Schulrat Heinrich Leiser	1	18

2. Koordination durch das Oberschulamt

Die Arbeit der Arbeitskreise muß durch die besondere Struktur des jeweiligen Raumes bestimmt werden und wird dementsprechend unterschiedliche Akzente aufweisen. Dennoch ist eine gemeinsame Basis notwendig, Erfahrungen müssen ausgetauscht, Ergebnisse archiviert und so für andere verfügbar gemacht werden. Regierungsschulrat Peter H. Zimmermann hat sich von Anfang an dem Leiter des Oberschulamts neben seiner Tätigkeit als Referent für Realschulen mit großer Einsatzbereitschaft zur Verfügung gestellt. Seit 1986 unterstützt ihn Studiendirektor Dr. Klinnert bei einer Verminderung der Unterrichtsverpflichtung, die dankenswerterweise durch das Ministerium für Kultur und Sport ermöglicht wurde und auch für Mitarbeiter in den Arbeitskreisen vorgesehen ist.

Im Laufe des Schuljahrs 1985/86 besuchte der Verfasser mit Mitarbeitern alle Arbeitskreise, um zunächst einen ersten Überblick zu gewinnen. Im Winter 1986/87 erfolgt eine zweite Rundreise; hier werden am jeweiligen Tagungsort eines Arbeitskreises Vertretern der Kommunen und des jeweiligen Landkreises sowie der Lokal- und Regionalzeitungen die bisherigen Arbeitsergebnisse vorgestellt.

Im Oberschulamt Karlsruhe ist ein Archiv eingerichtet worden, in dem die bis jetzt erarbeiteten Unterlagen erfaßt und Interessenten zur Verfügung gestellt werden.

3. Lehrerfortbildung

Die Zusammenarbeit wurde durch zweieinhalb tägige Kurse auf der Akademie Calw seit 1984 und 1985, sowie durch einen zusätzlichen Kurs auf der Akademie Donaueschingen 1986 gefördert, wobei gesteigerter Wert auf die Beteiligung von Schulleitern aller Schularten gelegt wurde.

Darüber hinaus führte das Oberschulamt besondere Veranstaltungen durch, so

eintägige Stadtextkursionen

(Heidelberg, Mannheim, Horb, Rastatt);

eintägige Landschaftsexkursionen

(Odenwald, Enzkreis, Kreis Freudenstadt);

halbtägige Stadtführungen

(Ettlingen, Baden-Baden);

halbtägige „Spurensuche“

(Zisterziensermönche in Maulbronn, Revolution 48/49 in Rastatt).

In der Regel nahmen Lehrkräfte für die Fächer Deutsch, Geschichte, Gemeinschaftskunde, Erdkunde, Bildende Kunst, Biologie, Chemie, Physik und Technik teil. Als Zielgruppe wurden ausschließlich Lehrerinnen und Lehrer angesprochen, die nicht unmittelbar am Ort der Veranstaltung, sondern im regional benachbarten Raum tätig sind. Auf diese Weise können bestimmte Themen verdeutlicht werden, z. B. die Markgrafen-Linie Baden-Baden und ihre Schlösser in Baden-Baden, Rastatt und Ettlingen. Auf verschiedenen Fortbildungstagen stellte die Lan-

destbildstelle Baden, hier vor allem durch ihren Referenten Rektor Volker Lauer, ihre Produktionen vor, mit denen eine größere Anzahl von Themen veranschaulicht werden kann.

Das Echo dieser Veranstaltung sowie die Tätigkeit der Arbeitskreise ist sehr positiv zu beurteilen. Letztere haben sich bei ihrer Tätigkeit außer Materialaufbereitung folgende Schwerpunkte gesetzt:

Staatl. Schulamt	Schwerpunkte
Baden-Baden	Wandervorschläge zur Ortsgeschichte im ländlichen Raum
Freudenstadt	Bibliographien sowie Zusammenstellung von Medien für den Unterricht
Heidelberg	Bausteine zur Unterrichtsvorbereitung; Zusammenstellung von Museumsanschriften
Karlsruhe	Bausteine, Bibliographien, ein Fundamentum zur Geschichte Ettlingens („Was jeder Schüler von seiner Stadt wissen sollte“)
Mannheim	Unterschiedliche Aspekte der Stadtgeschichte Sammlung pfälzischer Literaturbeispiele für den Unterricht
Mosbach	Wandervorschläge, Bausteine
Pforzheim	Museumsanschriften, Bibliographien, Fundamentum zur Geschichte Pforzheims

4. Die Rolle des Schulleiters

Nicht nur auf den Fortbildungsveranstaltungen, auch auf den regelmäßigen Konferenzen der Leiter der Staatl. Schulämter, der Leiter allgemeinbildender Gymnasien wie beruflicher Schulen hat der Verfasser bisher immer wieder dafür geworben, daß man dem fächerübergreifenden Thema Landeskunde / Landesgeschichte besondere Aufmerksamkeit widmen möge, ist es doch für die Lehrer der jeweiligen Schule wichtig, ihren Schulleiter selbst für diesen Bildungsauftrag engagiert zu sehen. Und verschiedene allgemeine Überlegungen sprechen dafür.

In einer Epoche, da der Fortschritt der Wissenschaft in erster Linie vom Spezialisten vorangetrieben zu werden scheint, wird dennoch immer wieder der Überblick von größeren Zusammenhängen gewünscht, ja wesentliche Entwicklungen sind nur durch die Zusammenarbeit von Wissenschaftlern verschiedener Disziplinen möglich, da erst die gegenseitigen Anregungen neue kreative Impulse auslösen. Im Schulunterricht kann so wenig wie in der Wissenschaft dem engen Spezialistentum das Wort geredet werden, auch wenn die weiterführenden Schulen grundsätzlich nach dem Fächerprinzip vorgehen müssen. Landeskunde und Landesgeschichte verlangen ein synoptisches Verstehen, in gewisser Weise ein „Denken in Systemen und Netzen“, damit die Verzahnung der Einzelfakten sichtbar wird, und insofern schult man damit den Blick des Schülers für das Erkennen von Zusammenhängen.

Um nicht den normalen Lehrplanstoff noch zu erweitern, müssen geeignete Kapitel landeskundlich „eingefärbt“ werden. So ist die Revolution 1848/49 an Beispielen aus Mannheim oder Rastatt nicht weniger anschaulich vermittelbar / als mit dem Bericht über die Vorgänge in Berlin und Wien. Dies verlangt aber eine genaue Planung; Aufgabe des Schulleiters muß es daher sein, seine Lehrerschaft zu sinnvollen Stoffverteilungsplänen zu ermuntern. Er wird nicht zuletzt durch re-

gelmäßige Teilnahme an Fachkonferenzen auf Möglichkeiten, den Heimatraum in den Unterricht einzubeziehen, aufmerksam machen, auch wenn in seinem Kollegium eine Lehrkraft mit besonderen Aufgaben für unseren Gegenstand beauftragt wurde.

Bei einer z. T. größeren Zahl von Pendlern in den Lehrerkollegien gehört es zu den Aufgaben des Schulleiters, diese Lehrkräfte mit ihrem Schulort vertraut zu machen. Dazu zählt nicht nur das — eigentlich selbstverständliche — Abonnement der Lokalzeitungen, sondern auch ein Hinweis, z. B. durch Aushang spezifischer Artikel an einem Anschlagbrett, auf aktuelle kommunale Debatten, sofern sie die Landeskunde oder Landesgeschichte betreffen. Empfehlenswert sind ferner nachmittägliche Stadtgänge, auf denen nicht nur junge zugereiste Lehrkräfte sich über ihren Schulort orientieren können, sondern wo auch am Ort wohnende Lehrerinnen und Lehrer unter Führung eines geeigneten Informators ihr Wissen auffrischen. Der Kommune fernerhin zu verdeutlichen, daß viele Lehrkräfte es wieder übernommen haben, sich um die Heimat intensiver zu kümmern, gehört ebenfalls zu den Aufgaben der Schulleitung. Der Lehrer als Heimatforscher genoß viele Jahrzehnte den hohen Respekt seiner Mitbürger. Nach Jahren lebhafter bildungspolitischer Bewegungen kann es für das Ansehen des Lehrerstandes nur förderlich sein, wenn einzelne Vertreter verstärkt mit konstruktiver Arbeit für die Schulgemeinde, den Schulort in Erscheinung treten. Das hat nichts mit einem Buhlen um Beifall oder mit Wichtigtuerei zu tun, sondern mit einem notwendigen ehrenamtlichen Einsatz, zu dem Ausbildung wie Beruf günstige Voraussetzungen schaffen.

5. Gefahr des Spezialistentums

Wie für jedes Unternehmen gilt freilich auch hier Shakespeares Sentenz „Der Handwerker, der's allzu gut will machen, verdirbt aus Ehrgeiz die Geschicklichkeit.“ Die Lehrplan-

revision sollte den Lehrstoff straffen, ja z. T. kappen, um dem Lehrer einen zeitlichen Freiraum zu schaffen. Mit den fächerübergreifenden Themen soll darum nicht die Stoffhuberei durch die Hintertür wieder eingeführt werden. Man verstehe dies nicht falsch: Für den Heimatforscher ist wie für jeden Wissenschaftler jeder Vorgang, jedes Phänomen von Bedeutung, wenn auch verschiedenartig zu gewichten. Der Pädagoge als Heimatforscher muß aber genauso auswählen können wie er es als Lehrer in jedem anderen Fach tut. Die Begeisterung für die Heimat darf den Blick nicht dafür trüben, welche Grenzen des Interesses und der Aufnahmefähigkeit bei Schülern bestehen.

Darum sollte man mit einem Fundamentum von leicht überschaubaren Fakten beginnen, die zu kennen die meisten Schüler als notwendig verstehen werden. Für besonders interessierte Gruppen, die sich in Arbeitsgemeinschaften oder beim Projektunterricht im Rahmen des Erweiterten Bildungsangebots zusammenfinden, können Addita erstellt werden, je nach Neigung oder Aktualität.

Dies gilt auch für die Lehrerfortbildung. Wenn hier der Marsch in den Detailismus angetreten wird, indem man Lehrer mit Einzelinformationen über bestimmte Orte oder Geschlechter überschwemmt, ohne daß das Exemplarische deutlich wird, an dem größere Zusammenhänge verständlich werden, dann wird man von der Beschäftigung einer pädagogisch verstandenen Landeskunde / Landesgeschichte abschrecken. Seine wissenschaftliche Kompetenz nur deshalb zu zeigen, um dem zu vielen und recht verschiedenartigen Themen verpflichteten Lehrer dessen Wissenslücken vor Augen zu führen, ist eine wenig hilfreiche Methode, um Mitstreiter für eine gute und wichtige Aufgabe zu gewinnen. Das bedeutet auch, daß man nicht im Bibliographischen erstickt. Über bekannte Orte gibt es derart viel Literatur, daß mancher mutlos wird, wenn man ihm schier endlose Listen von Büchern und Aufsätzen entgegenhält.

Hier wie beim Ausbau einer sinnvoll nutzbaren Lehrerbücherei muß eine kluge Auswahl des Notwendigen erfolgen, eine wichtige Publikation eher in mehreren Exemplaren angeschafft werden, als daß man sich in Spezialitäten verliert.

Wer bis hierhin offen diese Entwicklung verfolgt hat, wird wohl der Behauptung zustimmen, daß die Bemühungen in Baden-Württemberg, in den Schulen die Jugend bewußt in ihre unmittelbare Umgebung sehen zu lassen, alles andere ist als eine Flucht in eine Idylle, in eine sogenannte „gute alte Zeit“, die es nie gegeben hat. Landeskunde / Landesgeschichte ist aber ebenso wenig ein Horrorkabinett aller nur denkbarer gesellschaftspolitischer, wirtschaftlicher und ökologischer Probleme, sondern ein realistischer Blick auf

die Heimat im engeren wie im weiteren Sinne. Sie wäre nötig, auch wenn der Zeitgeist ihr nicht wohlgesonnen wäre; da dies aber so zu sein scheint, tragen all jene, die Pädagogik nicht für den Augenblick betreiben, eine umso größere Verantwortung, die Heimat neu zu entdecken und vor Ort der Forderung des Tages aktiv und dynamisch, aber mit Augenmaß gerecht zu werden.

Anmerkungen

¹⁾ Kultus und Unterricht, Heft 6, 1984.

Kultus und Unterricht, Sonderausgabe „Fächerübergreifendes Thema Landeskunde und Landesgeschichte“, Heft 22, 1985

²⁾ Kultus und Unterricht, Heft 22, S. N 148

Aus der Arbeit unserer Ortsgruppen

In diesem Heft soll wieder einmal über die vielfältige Arbeit unserer Ortsgruppen berichtet werden. Diese knappe, zusammengefaßte Auflistung zeigt, wie vielseitig die Ortsgruppen ihre Arbeit vor Ort aufbauen. Ihnen sei dafür herzlicher Dank gesagt. Vorträge wechseln mit Besichtigungen, vor allem der Museen und der wichtigen Ausstellungen des Landes, und Kulturfahrten. Die Programme bieten etwas für alle Interessen und beweisen, daß die Ortsgruppen unverzichtbar wichtig für den Landesverein und die Gewinnung neuer Mitglieder sind. Daran knüpft sich die Hoffnung, daß die durchgeführten Veranstaltungen auch einer effektiven Werbung dienen mögen; sie verdienen es.

Baden-Baden: Die monatlichen Zusammenkünfte dienen einerseits der Aussprache anstehender Probleme, zum anderen den Vorträgen, z. B. „Gesellschaftliche und politische Situation im Hochmittelalter im Oberrheingebiet“, „Die Tochter der Bettina von Arnim in Baden-Baden“, „Baden-Baden und die römische Besetzung Südwestdeutschlands“, „Die Post in Baden-Baden“. Fahrten führten zum Keltenfürst von Hochdorf, ins Elsaß (Romanik), nach Rastatt, Ladenburg, Chapelle des Cordeliers (Chagal-Fenster).

Bruchsal: Die Leitung der Ortsgruppe beteiligt sich intensiv an der Gestaltung der Bruchsaler Barocktage und führt durch die Stadt. Erfreulich sind die Mai- und Winterwanderungen der Mitglieder. Die Vorträge boten ein breites Spektrum: „Kleindenkmale im Kraichgau“, „Der Dorfpoet Samuel Friedrich Sauter“, „Vom Rhein zur Mosel“, „Landschafts- und Kulturdenkmäler in Portugal“, „Das Werk der Brüder Asam“. Stu-

dienfahrten (mehrtägig) führten zur Landschaft und Kunst im Pfaffenwinkel, und zur Landschaft und Kunst in Niedersachsen. Außerdem wurde in Heidelberg die Ausstellung „Renaissance in Südwestdeutschland“ besucht.

Freiburg: Vorträge, Besichtigungen und Fahrten wechselten einander ab und wurden oft mit dem kulturellen Angebot anderer Vereinigungen der Stadt durchgeführt. Im Vordergrund der Vorträge stand die Landeskunde: „Der Silberbergbau im Schwarzwald“, „Der mittelalterliche Silberbergbau in Todtnau und Todtnauberg“, „Badenweiler, Bäder und Bergbau“, „Wenzingers Werk in St. Gallen“. Weiterhin wurden die Ausstellungen im Colombi-Schlößchen, des Museums für neue Kunst usw. besucht. Eine Exkursion führte nach Merdingen, Fahrten in die Ortenau, nach München (3 Tage), Stuttgart (Deutsche Kunst des 20. Jahrhunderts), Sulzburg, Essen (Barock in Dresden) und in den Odenwald (Buchen, Bödighheim).

Heidelberg: Das Mitteilungsblatt „Blick vom Schloß“ der Ortsgruppe brachte wieder eine Reihe interessanter Aufsätze, z. B. Die Krone der Blanca, Adolf Kußmaul, Das Heidenloch auf dem Heiligenberg. An Vorträgen sind zu nennen: „Gründungs- und Entstehungsgeschichte Heidelbergs“, „Leben und Treiben in Heidelberg vor dem 30jährigen Krieg“, „Das architektonische Erbe der Kurpfalz“, „Baukunst der Renaissance in Südwestdeutschland“, „Die Bretagne“. Die Besichtigungen und Fahrten hatten großen landesgeschichtlichen Wert: Sie führten in das Dünengebiet von Sandhausen, auf dem römischen Sensenriedweg zum Königstuhl, auf die Molkenkur, die Michaelsbasi-

lika, nach Mannheim. Daß die Ortsgruppe die großen Heidelberger Ausstellungen „Renaissance im deutschen Südwesten“ und die Bibliotheca Palatina besuchte, ist selbstverständlich.

Karlsruhe: Das Programm stand in der Berichtszeit ganz im Zeichen Scheffels. Es enthielt zwei Vorträge „Scheffel als Zeichner“ und „Scheffel als Jurist“, eine Besichtigung der Scheffelausstellung im Oberrheinischen Dichtermuseum und Besuch der Festveranstaltung der Literarischen Gesellschaft und zum Abschluß eine zweitägige Fahrt auf Scheffels Spuren nach dem Hohentwiel, Mettnau, Reichenau und Säckingen. Hebels wurde in einer schönen Geburtstags-Morgengefeier im Schloß unter der Mitwirkung des Karlsruher Männer- und Frauenchores gedacht und die Hebel-Ausstellung in der Landesbibliothek besucht. Außerdem führte eine Fahrt nach Heidelberg zur Renaissance-Ausstellung und zur Bibliotheca Palatina, Vorträge hatten das Thema „Die Flößerei im Schwarzwald“ und „Großherzog Karl und Großherzogin Stephanie“. Bei der jährlichen Mitgliederversammlung stand der Vortrag „Wandern im Südschwarzwald“ im Mittelpunkt.

Lahr: Die Ortsgruppe führte ein außerordentlich reichhaltiges Programm durch, das einen sehr guten Zuspruch fand. Vorträge: „Aus unserem Vereinsgeschehen“, „Auf den Spuren der Geroldsecker im Elsaß“. Landeskundliche Exkursionen: Schuttertal, Ettlingen, Freiburger Rathäuser, Rastatt, Staufen, Schiltach. An Fahrten sind zu nennen die traditionelle Museumsfahrt nach Basel, zum Generallandesarchiv nach Karlsruhe, ins Elsaß (auf den Spuren der Bärbel von Ottenheim), zum Bodensee. Die Kulturfahrten (mehrtägig) griffen weit aus: Studienfahrt nach Ostbayern und zur Schwäbischen Alb. Bei der schönen Veranstaltung des Hebel-schoppens auf dem Langenhard war in diesem Jahr der Riehener Dichter Hans Krattlinger Ehrengast.

Mannheim: Der Schwerpunkt der Arbeit der Ortsgruppe Mannheim lag in der Berichtszeit auf den Kulturfahrten. Der Keltenfürst von Hochdorf wurde besucht, Hunsrück und Mittelrhein, Freiburg, Basel mit seinen Museen, die Staatsgalerie Stuttgart, das Museum für Kunsthandwerk in Frankfurt, das „Lerchennest“ (Friedr. d. Große) und das Auto-Technik-Museum in Sinsheim/Steinsfurt, und schließlich galt eine interessante Fahrt dem Neubau des Wallraf-Richartz-Museums und dem Museum Ludwig in Köln. An Vorträgen sind zu nennen: „Greif und Zarenadler“, und „Restauration von Baudenkmalen in Polen nach 1945“. Die Wanderungen zu biologisch-ökologisch interessanten und gefährdeten Gebieten wurden schon zur Tradition. Diesmal besichtigte man am Neckar das Gebiet der „Marina“ und der „Riedwiesen“.

Pforzheim: Herr Mack setzte die lange, lange Reihe der Fahrten an besondere Stätten und Kultureinrichtungen des Landes fort. Auf dem Programm standen: Museum am Friedrichsplatz (Landessammlungen für Naturkunde) in Karlsruhe, das völkerkundliche Museum in Stuttgart, das Schiller-Nationalmuseum in Marbach, das Kurpfälzische Museum in Heidelberg, Schloß Bruchsal, der Michaelsberg bei Untergrombach (Bruchsal), Weil der Stadt, Heidenheim, Haigerloch, Ravensburg, Lahr, und schließlich wurde auch von den Pforzheimern der Keltenfürst von Hochdorf besucht.

Rastatt: Das Rastatter Programm, das aus Vorträgen besteht, zeichnete sich auch in diesem Jahr durch hohe Qualität aus. Folgende Themen wurden den Mitgliedern angeboten: „Denkmalpflege in Europa (Dr. Carlsson, Bremen, der Europa-Nostra-Befauftragte des Deutschen Heimatbundes), „Rußlanddeutsche und ihr Schicksal“, „Gernsbach, sein altes Rathaus und die Murgschifferstadt“, „Caroline Luise von Baden“, „Caspar Hauser, ein Rätsel seiner Zeit, ein Rätsel unserer Zeit“, „Sie kam aus Frank-

reich, Bekanntes und Unbekanntes über die Großherzogin Stephanie“, „Kunst der Zisterzienser an Beispielen wie Tennenbach und Maulbronn“, „Kraichgauer Wanderungen und Geschichten“, „Der Michaelsberg bei Untergrombach in Natur und Kulturgeschichte“, „Archäologie in Mittel- und Nordbaden, neue Ausgrabungen und Erkenntnisse“, „Jüdische Friedhöfe in Baden“.

Schwetzingen: Die an Mitgliederzahl erfreulicherweise immer noch wachsende Ortsgruppe Schwetzingen führte abwechslungsreiche Veranstaltungen durch. An Vorträgen sind zu nennen: „Entwicklung der badischen Kreise bis zum Rhein-Neckar-Kreis“, „Die Schlacht bei Seckenheim 1462 und ihre Bedeutung für die pfälzische Geschichte“, „Die Ausgrabungen auf dem Gelände der ehemaligen Aktienbrauerei in Schwetzingen“, „Mannheim im 19. und 20. Jahrhundert“, „Schlösser in Baden“. Eine gute Sache sind die Ortsteilbegehungen und der Gemeinden in der Umgebung Schwetzingens. Diesmal besuchte man Plankstadt, beim Tag des Waldes Oftersheim und Wiesloch. Herausragend im Jahre 1986 waren folgende Ereignisse: 1. Die ausgezeichnete organisatorische Vorbereitung der Mitgliederversammlung des Landesvereins im Juni. 2. Die Wiedergründung des Hebeltrunkes an J. P. Hebels Todestag, der seit Kriegsende nicht mehr abgehalten wurde. Die erste Veranstaltung am 27. u. 28. 9. 86 wurde groß aufgezogen mit dem Hebeltrunk, der durch Musik, Verleihung der Hebel-Gedenkmedaille und Festvortrag den würdigen Rahmen erhielt, mit Festgottesdienst und einer Gedenkstunde am Grabe Hebels. Diese erhielt ihre besondere Note durch die Mitwirkung der Hebel-Musik Hausen i.W. Und die Kranzniederlegung für die Hebelgemeinden durch den Bürgermeister Vogt, Hausen. Abgerundet wurde das Jahresprogramm durch eine zweitägige He-

bel-Gedächtnisfahrt nach Basel und Hausen. Kein Zweifel, das Jahr 1986 war für die Ortsgruppe Schwetzingen ein sehr arbeitsreiches, aber auch ein sehr erfolgreiches!

Waldshut: Alle Veranstaltungen wurden zusammen mit dem Geschichtsverein durchgeführt. Trotz des langen Krankenhausaufenthaltes des Vorsitzenden Fritz Schächtelin wurde ein breites Programm angeboten, das Vorträge, Besichtigungen und Fahrten enthielt: Vorträge befaßten sich mit Scheffel, „Scheffel und die Alemannen“, „Emma Heim und Scheffel in Waldshut“, landeskundliche Fahrten führten zum Kloster Riedern, Stadt Kaiserstuhl, zu den Denkstätten der bad. Revolution 1848/49, zum Kloster Berau und Hallwiler See. Weiter wurden eine Keltenexkursion zur Heunaburg und eine Burgrundfahrt durchgeführt, weitere Exkursionen führten nach Todmoos, Schluchsee, zur Ruine Wieladingen. Monatliche Zusammenkünfte hatten immer ein Thema als Mittelpunkt. Daß der Vorstand den Nachlaß von Peter Max Boppel geordnet hat und dem Kreisarchiv übergeben konnte, ist sein besonderes Verdienst, ebenso die Bestandsaufnahme der Heimatstuben im Kreise Waldshut.

Die Ortsgruppe *Säckingen* war im Berichtsjahr hauptsächlich mit der Hilfe bei der Organisation der Scheffelfeiern und der Scheffelausstellung, dem Besuch der entsprechenden Vorträge und häufig anfallenden Stadtführungen beschäftigt. Gerade in Säckingen schlug das Scheffeljahr voll zu Buch. Die neu gegründete Vereinigung in *Lörrach* kann erst im kommenden Winterhalbjahr mit Veranstaltungen an die Öffentlichkeit treten.

L. Vögely
Landesvorsitzender

Was ist uns Deutschen der Wald?

Ein ewig grünender Vorwand
zur Definition von Geräuschen
als Rauschen oder als Stille
zum Hören des Schweigens
sowie zur geselligen Freude
an seiner zwanglos befreienden Einsamkeit

Eine Deckung für Hochgefühle
die anderwärts nicht mehr gedeckt sind
und für Vertiefung in äußerste Innerlichkeit
für stillen So-vor-sich-Hingang
im Sinne der Suche nach nichts
und des Forttragens aller Funde
womöglich samt ihren Wurzeln

Ein Anlaß sich gelassen und verlassen zu fühlen
und vor lauter Bäumen die Bäume nicht
mehr zu sehen
Markierungen anzubringen
und gegen wildernde Hunde
Todeswarnungen die sie nicht lesen können

Eine Gelegenheit
Weg und Holzweg in ihm zu bahnen
ihn kurz und klein zu schlagen
dies als Schicksalsschlag zu empfinden
und jeden Baum von Fall zu Fall zu bejahren:
ihn äußerlich zu vernichten
und innerlich neu zu errichten

Ein Grund in ihm zu lieben und in ihm zu
schießen
ihn tief ins Herz und für den Durchgang zu
schließen
in ihm geborgen die ganze Welt zu verneinen
und sich in ihm oder mit ihm zu vereinen
sein Schweigen zu feiern in schallenden
Chorgesängen
in ihm Fallen zu stellen und sich in ihm zu
erhängen

Erich Fried

Zum 160. Todestag von Johann Peter Hebel

Karl Wörn, Schwetzingen

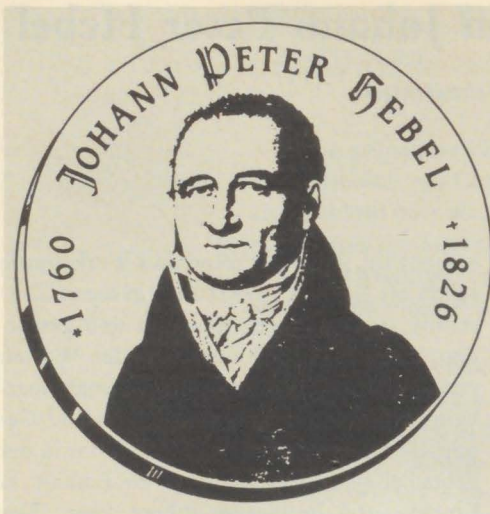
In den letzten beiden Jahren häuften sich sogenannte „runde Zahlen“ in den Erinnerungs- und Gedenkdaten um den großen Alemannen Johann Peter Hebel; dem Hebeljahr 1985 mit den vielen herausragenden Festen und Veranstaltungen anlässlich der 225. Wiederkehr des Geburtstages in Hausen folgte am 10. Mai 1986 die 125. Einladung der Alten Mannen zum „Hebel-Mähli“ durch die Basler Hebelstiftung, wobei übrigens zum 43. Male der staatliche Hebelpreis im 50. Jahre, der diesjährige Preisträger ist der Schweizer Schriftsteller Peter Bichsel, verliehen wurde.

Hinter solch nüchterner Zahlenabfolge verbirgt sich die lebendige Erinnerung an unseren Dichter, dessen Leben und Sterben schicksalhaft das badische, alemannische Oberland mit dem badisch-fränkischen Unterland verbindet. Mit der Geburt im schweizerischen Basel, am Totentanz 2, am 10. Mai 1760 wird dort der Lebensfaden aufgenommen. Die Erlebnisse der Kindes- und Jugendzeit im Wiesental, in Hausen, das heimatlich prägt, lassen Johann Peter Hebel nicht einmal in Karlsruhe, der Residenz, wo Arbeit, Ruhm, Anerkennung und Verehrung warten, los. Der Lebensweg aber endet bei einer Dienstreise nach Mannheim im nahen Schwetzingen am 22. September 1826 in der Dienstwohnung seines Freundes, des großherzoglichen Gartendirektors Johann Michael Zeyher.

Es sind genau 160 Jahre her, daß dem ersten Prälaten der evangelisch-protestantischen unierten, badischen Landeskirche, dem Lehrer und Schulmann und dem großen alemannischen Dichter in der ehemaligen kurpfälzischen Sommerresidenz letzte Heimstatt ge-

währt wird. Hebels Wirken und Werk wurde schon oft — nicht zuletzt auch in dieser Zeitschrift — geschildert, gewertet und gewürdigt, so daß man sich schon mit den Worten von Peter Bichsel fragen kann, ob man überhaupt noch etwas zu dem Gesagten und Geschriebenen dreinzugeben vermag, das in der Schnellebigkeit unserer Tage zu Einhalt, ja Einkehr und Besinnung führen kann. Der Beitrag zum Gedenken an den 160. Todestag soll sich deshalb mit Hebels letzten Tagen, wie sie 1834 in einer „veranstalteten Ausgabe der Hebel'schen Werke“ in der Karlsruher Chr. Fr. Müller'schen Hofbuchhandlung finden (weitere Auflagen 1843 und 1847), befassen. Dazu sind einige Sätze zum Grab und Grabdenkmal sowie über das Sterbehaus zu Schwetzingen hinzuzufügen. Schließlich gehören ein paar Bemerkungen über den Schwetzingener Hebel-Herbst 1986, über die Gedenkveranstaltungen dieser Stadt in Zusammenarbeit mit der Bezirksgruppe Schwetzingen der „Badischen Heimat“, gesagt.

Hebels letzte Tage: Hebels Gesundheit war seit ein paar Jahren nicht mehr die beste, er bat um Befreiung von der Erteilung der letzten acht Unterrichtsstunden, die er in der „obersten Classe des Lyceums“ in Karlsruhe zu geben hatte, eine Vergünstigung, die dem „alternden Mann“, dessen Gesundheit immer schwächer wurde, dessen Hand jetzt zitterte, wenn sie die Feder führte, und dessen Stimmung oft durch Körperleiden verdüstert ward, auch gewährt wurde. Über vierzig Jahre lang hatte er das Lehramt bekleidet; die Aufsicht aber über evangelisch-protestantische gelehrte Schulen gehörte nach wie vor zu den ihm zugewiesenen „Geschäftszwei-



Johann-Peter-Hebel-Gedenkmedaille, Prägung zur Erinnerung an die 160. Wiederkehr des Todestages im Jahr 1986, Vorderseite



Johann-Peter-Hebel-Gedenkmedaille, Rückseite. Die Medaille ist erhältlich bei allen Filialen der Volksbank Bezirk Schwetzingen eG, Preis: 45 DM

gen“. Dazu oblag ihm die Anwesenheit bei öffentlichen Prüfungen und die Berichterstattungen hierzu.

Im September stand eine solche Arbeit in Mannheim und anschließend in Heidelberg an. In gedrückter Stimmung und geplagt von zunehmenden Beschwerden im Unterleib, unternahm Hebel die kleine Reise, die ihm seine Dienstpflicht auferlegte. Am 10. September kam er nach Mannheim, wie immer freundlich im Hause des damaligen Hofraths Nüsslin des „alternirenden“ Direktors des Lyceums zu Mannheim aufgenommen. Seine gewohnte Freundlichkeit begleitete ihn, die altgewohnte Laune war jedoch stillem Ernst gewichen. Dem Kreise „der geistig ebenbürtigen Freunde“ konnte er die Abende nicht in gewohnter Weise widmen. Den Prüfungen aber wohnte er „ausdauernd mit ungetheilte Aufmerksamkeit und thätiger Theilnahme“ bei. Auch gönnte er den Schülern des Lyceums die Freude, „ihn zu feiern“ und nahm eine Wasserfahrt nach der Stelle, wo der Neckar sich mit dem Rhein vereinigt, an:

„Die Wasserfahrt, bei einbrechendem Abend begonnen und beendet in heller Mondnacht, der jugendliche Jubel der Schüler auf grün geschmücktem Schiffe, deren freudigen Lärmen in die Töne eines Musikschiffes hineinschallte, die Begleitung einer großen Zahl von Freunden und Freundinnen, Gesang und heiteres Gespräch und das Anklingen der Gläser von Schiff zu Schiff, alles rief die geschwundene Heiterkeit in dem gefeierten Greise zurück. Freudigen Blickes versicherte er, schon lange keinen so frohen Abend mehr verlebt zu haben.“ Es war sein letzter.

Bald machte sich die Krankheit wieder geltend, was ihn veranlaßte, sich nach Schwetzingen zu begeben — von dort aus wollte er nach Heidelberg gehen, um die Prüfung des Gymnasiums vorzunehmen. Am 16. September nahm er von den Gastfreunden in Mannheim Abschied. Leidend gelangte Hebel nach Schwetzingen, wo er im Hause des damals gerade zu Karlsruhe verweilenden Gartendirektors Zeyher abstieg. (Die Dienstwohnung Zeyhers befand sich im ehemaligen Gesand-

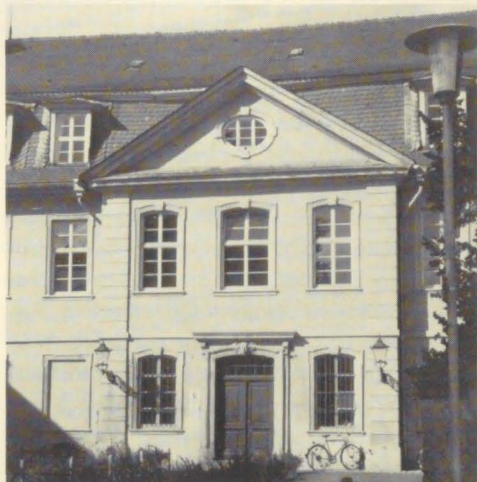
tenhaus.) Bei dem vieljährigen geprüften Freunde und seiner Gattin, die er von Basel her kannte, dachte er sich zu erholen. Er wollte im Schloßgarten spazieren gehen und ausspannen. Die noch in Mannheim abgelehnte Hilfe eines Arztes wurde vonnöten. Hebel bewahrte trotz heftiger Schmerzen seine angeborene Freundlichkeit. „Non est in medico semper relevetur ut aeger; Interdum docta plus valet arte malum“ (Nicht beständig vermag der Arzt dem Kranken zu helfen, und das Übel besiegt oft die erfahrene Kunst) meinte er zu dem Arzt. Am 21. September zwangen den Kranken Fieberschauer in das Bett. Von Karlsruhe wurde sein Hausarzt, der geheime Hofrath Seubert, herbeigerufen. In Übereinstimmung mit zwei anderen anwesenden Ärzten, gab er jedoch jegliche Hoffnung für eine Besserung oder gar Wiedergenesung auf. Nur Hebel selbst hoffte noch. Die Rückkunft seines Freundes Zeyher, der zugleich die besten Wünsche von Großherzog Ludwig überbrachte, freute den Sterbenskranken sehr. Am 22. September, morgens 4 Uhr, entschlummerte Hebel, nachdem er zuvor seinen Wärter aufgefordert hatte, sich zur Ruhe zu begeben. „Standesgenossen, Verehrer, Freunde, Schüler, wen immer die Todesnachricht erreichte, strömten zu seinem Sarge, der in der Wohnung des Gartendirektors Zeyher aufgestellt war“.

Am 23. September, morgens 11 Uhr, wurde er auf dem Friedhof zu Schwetzingen zur letzten Ruhe gebettet. Kirchenälteste von Schwetzingen trugen den Sarg, auf welchem das Ordenskreuz und die Lorbeerkrone lagen. „Auf dem Friedhof ward der Sarg noch einmal geöffnet, eine milde Septembersonne beschien die bleichen, unentstellten Züge, der Lorbeerkranz ward in die grauen Locken des Todten gedrückt, und der Sarg versank unter dem Gesange der Schuljugend; Reden am Grabe und in der Kirche beschlossen die Begräbnisfeierlichkeit.“

„Einige Schritte von der östlichen Mauer des damaligen Friedhofs, der 1870 an die Mann-

heimer Straße verlegt wurde, ist Hebels Grab. Es wurde als einziges an Ort und Stelle belassen. Zeyher ließ einen „einfachen Stein“, der nur Hebels Namen trug, auf den Hügel legen. 1859 wurde das heutige Grabdenkmal errichtet; aus Anlaß der 225. Geburtstagsfeier renovierte die Stadt 1985 die ganze Grabanlage, die im Hain des kleinen Parks beim Hebel-Altenheim in der Hildastraße zu Schwetzingen im Schatten prächtiger Bäume liegt. Es soll nicht verschwiegen sein, daß u. a. der „Carlsruher Liederkranz“ am 29. November 1856 eine „Abendunterhaltung“ als Beitrag zu Errichtung dieses Grabmals geleistet hat und eine mehrseitige Broschüre über Hebel dreingab. „Hebels Grab — fast eine Kalendergeschichte“ wird zu einem interessanten spekulativem Zwiegespräch zwischen dem Verfasser Klaus Oettinger und dem verstorbenen Schwetzingener Heimatforscher Hans Götz (veröffentlicht in „Des Lahrer Hinkenden Boten neuer historischer Kalender . . .“ 1979).

Im Kirchenbuch der reformierten und unierten evangelischen Kirchengemeinde Schwetzingen (Fol. 1808—1836) wurde im Jahre 1826 als Nachtrag der Tod Johann Peter



Amtsgericht Schwetzingen, Mitteltrakt, Sterbehaus von Johann Peter Hebel, Blick von der Zeyherstraße (Foto: Karl Wörn, Schwetzingen)

Hebels durch Pfarrer Rettig registriert. Dabei ist dem Eintragenden ein Fehler unterlaufen: Hebel ist nicht in Hausen bei Schopfheim geboren, sondern am 10. Mai 1760 in Basel, am Totentanz 2.

Es wurde oben schon darauf hingewiesen, daß sich die Wohnung von Gartendirektor Johann Michael Zeyher, in der J. P. Hebel die letzten Tage seines Lebens krank zubrachte und wo ihn schließlich der Tod ereilte, in dem ehemaligen Gesandtenhaus, unmittelbar beim Schloß, hinter der nördlichen Orangerie gelegen, befand. Es wurde 1722 oder 1723 erbaut und von Kurfürst Karl Philipp zehn Jahre später zur Unterbringung von Staatsgästen oder auch von Prinzen benützt. Deshalb trug das Gebäude zuerst den Namen „Prinzenhaus“, dann Gesandtenhaus. In der großherzoglich badischen Zeit diente es zunächst als Wohnung des Gartenbaudirektors Zeyher, dann wurde es anderweitig genutzt, bis schließlich unter dem 22./31. 8. 1878 die Großherzogliche Hofverwaltung mit dem Justizministerium einen Vertrag schloß, um das Amtsgericht vom linken Schloßflügel dorthin zu verlegen. Das Amtsgericht Schwetzingen ist heute noch dort untergebracht. An diesem Gebäude, Zeyherstraße Nr. 6 in Schwetzingen erinnert eine Tafel mit der Inschrift: „In diesem Hause starb Joh. Peter Hebel am 22. September i. J. 1826.“

Folgt man den Recherchen, die Fritz Naßner, Journalist und Chef vom Dienst bei der Schwetzingener Zeitung, zu den Gedenkfeiern anstellte und am 1. 7. 1986 publizierte, dann gab es schon 1876 im „Gasthus zum Erbprinze“ in Schwetzingen am 22. Sept. 1876, im 50. Todesjahr also, ein Gedenkessen. Anlässlich der 100. Wiederkehr im Jahre 1926 wurde zum Abschluß der zweitägigen Festlichkeiten gar eine Schloßgartenbeleuchtung angezeigt. Das anspruchsvolle Programm zur 150. Wiederkehr 1976 liegt ebenfalls vor. In Zusammenarbeit mit der Stadt Schwetzingen, die sich Johann Peter Hebel gewißlich verbunden weiß, und die viele Verehrer des

großen Alemannen beherbergt, hatte für die 160. Wiederkehr des Todestages zusammen mit dem Ortsverein Bezirk Schwetzingen des Landesvereins Badische Heimat eine Reihe von Veranstaltungen vorgesehen: Am 6. Juni 1986 war bei der Volksbank Bereich Schwetzingen bereits die Vernissage zur Herausgabe einer Johann-Peter-Hebel-Gedenkmedaille, am 27. September wurde die Tradition des Hebeltrunkes im Palais Hirsch wieder aufgenommen, am Sonntag, den 28. September hielt Landesbischof Dr. Klaus Engelhard in der Stadtkirche einen Festgottesdienst, bei der Gedächtnisfeier am Grabe sprachen die Bürgermeister von Hausen und Schwetzingen und Präsident der Landessynode Dr. Geßner würdigte den Alemannen. Die Hebelmusik aus Hausen im Wiesental umrahmte musikalisch und gab nachmittags ein Konzert vor dem Schlosse in Schwetzingen. Der Hebel-Herbst wurde mit einer Fahrt von Schwetzingen nach Basel und Hausen am 11./12. Oktober beendet. Johann Peter Hebel bleibt unvergessen, gleichwohl im Oberland, in der „Residenz“ und im ehemals kurpfälzischen Unterland.

Literatur

- Johann Peter Hebel's Werke, Ausgabe in drei Bänden, Karlsruhe. 1847.
Gartendirektor Zeyher und J. G. Rieger, Schwetzingen und seine Garten-Anlagen, Mannheim um 1820. Zeyher und G. Roemer-Reprint mit R. Feger „Vom Leben und Wirken des badischen Gartenbaumeisters Johann Michael Zeyher“. Freiburg.
Kurt Martin, Kunstdenkmäler Badens — Schwetzingen — Karlsruhe. 1933.
Karl Wörn, Schwetzingen, Lebendige Stadt. Schwetzingen. 3. Aufl. 1980.
Horst Schlesinger, Das Schwetzingener Amtsgericht, Manuskript J. P. Hebel, Begleitheft des Carlsruher Liederkranzes 1856.
Lahrer Hinkenden Boten, historischer Kalender, Lahr. 1979.
Allmende 13, Hebel in Ehren, 50 Jahre Hebel-Preis, Bühl-Moos. 1986.
Verschiedene Beiträge in „Badische Heimat“ 1978—1985.
Schwetzingener Zeitung v. 31. 7. 1986

X. Kirchen

Chronik der Katholischen Kirche 1986

Josef Dewald, Karlsruhe

Zu den herausragenden Ereignissen im Erzbistum Freiburg im zurückliegenden Jahr zählt die Begründung einer engen Partnerschaft mit der katholischen Kirche in Peru. Sie wurde besiegelt durch den Besuch des Vorsitzenden der Peruanischen Bischofskonferenz und Erzbischofs von Lima, Kardinal Juan Landázuri Ricketts, im Februar im Erzbistum und durch den Gegenbesuch von Erzbischof Dr. Oskar Saier im April in Peru.

Im einem Wort zur Partnerschaft mit Peru äußerte Erzbischof Saier im Januar: „Bei unserer Partnerschaft mit Peru fangen wir nicht am Nullpunkt an. Wir können an Bestehendem anknüpfen. Seit Jahren tragen Katholiken aus unserem Bistum durch ihr Opfer zur Ausbildung der Priesteramtskandidaten unseres Partnerlandes bei. Auch Kontakte zwischen Gemeinden und Verbänden haben da und dort bereits begonnen. Jetzt sind wir gefragt, wie wir uns auf unsere je eigene Weise in diese Partnerschaft einbringen können. Ich bitte vor allem die Pfarrgemeinderäte mit ihren Sachausschüssen für Mission, Entwicklung und Frieden, die Verbände sowie alle in den Gemeinden bestehenden Gruppierungen, Möglichkeiten der konkreten Gestaltung der Partnerschaft miteinander zu beraten.“

Die besondere Verbundenheit des Erzbistums mit der Kirche im südamerikanischen Andenstaat Peru, der fünf Mal größer ist als die Bundesrepublik, begann im Jahr 1963. Damals rief das Bischöfliche Hilfswerk „Adveniat“ dazu auf, die Ausbildung von einheimischen jungen Männern zu Priestern in Südamerika durch Patenschaften finanziell zu unterstützen. Jedes Bistum übernahm für ein bestimmtes Land dort eine entsprechende Verpflichtung. Freiburg entschied sich für Peru. Seither erfuhren rund 400 peruanische Priester während ihrer Ausbildung finanziel-

len Beistand aus dem Erzbistum Freiburg. Ihn leisteten und leisten viele hundert Einzelpersonen, Familien und Gruppen mit regelmäßigen Zahlungen. Über elf Millionen DM kamen auf diese Weise bisher zusammen.

Bei seinem Besuch im Erzbistum war Kardinal Ricketts Gast in mehreren Städten, so in Freiburg, Mannheim, Karlsruhe und Konstanz. Zudem besuchte er das Spätberufenen-Seminar in Sasbach im Dekanat Acher-Renchtal. Höhepunkt des Besuchsprogramms war ein Pontifikalamt im Freiburger Münster. In einem Interview mit der Bistumszeitung „konradsblatt“ sagte Ricketts zu der neu begründeten Partnerschaft: „Diese Beziehung zwischen zwei Ortskirchen, diese zwischenkirchliche Beziehung ist eine Frucht des Zweiten Vatikanischen Konzils. Sie schärft das Gewissen für die Probleme der Universalkirche, vertieft die Brüderlichkeit unter den katholischen Christen. Partnerschaft heißt zunächst kirchliche Brüderlichkeit, eine Verstärkung von geistlichen Bindungen und Beziehungen. Wir haben das in Peru schon vorbereitet. So gab es zu Beginn der Fastenzeit eine Gebetswoche in ganz Peru, wo die Menschen für ihre Partner in der Erzdiözese Freiburg beteten.“ Weiter äußerte der Kardinal in diesem Interview: „Wir sind sehr dankbar für die materielle Hilfe, die uns gewährt wird. Aber ich möchte betonen, daß für mich die Hauptsache die geistig-spirituelle Bindung ist zwischen beiden Kirchen.“

Mit Erzbischof Dr. Oskar Saier waren im April in Peru Domkapitular Dr. Wolfgang Zwingmann und die Vorsitzende des Diözesanrates, Helene Freifrau von Heyl. Zwingmann hält offiziell Verbindung zur Kirche in Peru. Er wurde für seine Verdienste um das Zustandekommen der Partner-

schaft bei diesem Besuch von Kardinal Ricketts in der Kathedrale von Lima zum Ehrendomherrn ernannt. Helene von Heyl war mit dabei, weil vom Diözesanrat der entscheidende Anstoß ausgegangen ist zur Erweiterung der Patenschaft zu einer Partnerschaft mit der Kirche in Peru. Das Besuchsprogramm der deutschen Gäste bei der Partnerkirche war dichtgedrängt. Es umfaßte unter anderem ein Gespräch mit der Peruanischen Bischofskonferenz, einen Empfang beim Nuntius in Peru, die Einweihung eines Wohnheimes für Priesteramtskandidaten und einen Empfang im Priesterseminar, zudem einen Besuch in der ärmlichen Lima-Vorstadt Villa el Salvador mit 350 000 Einwohnern und eine Reise in die frühere Inka-Hauptstadt Cuzco. Höhepunkt war auch bei diesem Gegenbesuch ein Pontifikalamt in der Kathedrale von Lima.

In einer Rundfunkansprache im katholischen Sender von Lima betonte Erzbischof Dr. Oskar Saier: „Hier in Peru haben Sie, die Gläubigen der katholischen Kirche, für uns in der Erzdiözese Freiburg gebetet. Dafür danke ich Ihnen allen von ganzem Herzen. Wir bei uns in der Erzdiözese Freiburg wollen das gleiche für Sie tun. Und wir werden auch weiterhin einander auf dem materiellen Sektor helfen. Unseren Gläubigen ist es eine Ehre, daß sie etwas beitragen dürfen zur Ausbildung der Priesteramtskandidaten in Peru. So darf ich Sie, die Gläubigen der Kirche von Peru und das ganze peruanische Volk, ganz herzlich grüßen und Ihnen Gottes Segen für die Zukunft wünschen. Ich bin glücklich, daß ich einige Tage bei Ihnen sein darf und so Sie etwas näher kennenlernen darf.“

Zu Pfingsten fand im Erzbistum wieder eine Kollekte für Peru statt. Sie erbrachte 700 000 DM. Mit diesem Geld werden die Priesterseminare in Peru unterstützt, „in denen sich gegenwärtig so viele junge Männer wie noch nie zuvor in der Geschichte Perus auf das Priestertum vorbereiten“. Insbesondere kommt das Geld jedoch den Witwen und Waisen zugute, die durch Gewalt-

Terrorakte in Peru den Ehegatten bzw. den Vater verloren haben.

Insbesondere förderungswürdigen Projekten in Peru kam auch der Ertrag der Sternsinger-Aktion 1985/86 zugute. Es handelt sich um mehr als 2 Millionen DM, die in den Tagen um Weihnachten und Neujahr über 20 000 Sternsinger im Erzbistum ersungen haben. Bei einem Gottesdienst in Schriesheim, Dekanat Weinheim, mit 800 Sternsängern dankte ihnen Weihbischof Dr. Paul Wehrle für ihre tätige Solidarität mit armen Kindern in der Dritten Welt. Er bat sie zugleich, die christliche Botschaft vom friedensstiftenden Miteinander das ganze Jahr hindurch weiterzutragen, „auch wenn Türen verschlossen bleiben und Menschen skeptisch sind“.

In einer eigenen Spendenaktion, die über 20 000 DM erbrachte, halfen die Leser der Bistumszeitung „konradblatt“ mit, das durch einen Unfall gelähmte peruanische Mädchen Miriam Vera in einem deutschen Krankenhaus ärztlich behandeln zu lassen. Miriam fand nicht nur Hilfe, sondern auch gute Freunde hierzulande. Ein Zeichen guter Partnerschaft.

Der weitverbreitete Unfrieden in der Welt beziehungsweise das Verlangen nach Frieden und Gerechtigkeit beschäftigte Erzbischof Dr. Oskar Saier immer wieder in Wort und Schrift im Jahr 1986. Bei seinem Neujahrsempfang für die Laien im Januar im Freiburger Kolpinghaus erinnerte er daran, daß die Vereinten Nationen das neue Jahr zum Internationalen Jahr des Friedens ausgerufen haben. Ebenso wies er darauf hin, daß die Päpste „oft und eindringlich seit Beginn dieses Jahrhunderts zum Frieden gemahnt und die Verantwortlichen beschworen haben, Auseinandersetzungen mit friedlichen Mitteln beizulegen“. Lange vor allen Friedensbewegungen unserer Tage seien sie prophetische Rufer in der Wüste gewesen. Friede habe mit Umkehr zu tun und diese müsse immer im eigenen Herzen beginnen. Dr. Saier rief des weiteren ins Gedächtnis, daß ein halbes Jahr vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieg-

ges Papst Pius XII. das Wort „Opus Justitiae Pax — Friede ist das Werk der Gerechtigkeit“ über sein Pontifikat gestellt habe. Er habe damit deutlich machen wollen, daß Friede nur sein könne, wo in den Beziehungen unter den Menschen die Gerechtigkeit herrsche. Und genau darum gehe es auch Papst Johannes Paul II. in seinem Drängen nach Frieden und Gerechtigkeit.

Auch beim Empfang für die Priester verwies Erzbischof Dr. Saier auf die vordringliche Pflicht der Kirche, den Frieden zu fördern. Die Geistlichen müßten alles tun, um durch Verkündigung und Sakramente die Verantwortlichen in Politik und Wirtschaft mit den Gnadengaben Gottes zu stärken. Es gebe keine bessere Botschaft für den Frieden als das Evangelium Jesu Christi.

Eindringlich für den Frieden in der Welt gebetet und zum Frieden unter den Völkern gemahnt wurde am 27. Oktober sowie in den Tagen vor- und nachher im Erzbistum. Anlaß war das Weltgebetstreffen an diesem Tag in Assisi, zu dem Papst Johannes Paul II. alle christlichen Konfessionen und alle Religionen eingeladen hatte. Zehntausende katholischer und evangelischer Christen sind gemeinsam mit Angehörigen anderer Religionsgemeinschaften der Einladung von Erzbischof Dr. Oskar Saier zu Gebetsstunden gefolgt. Überregionale Gebetstreffen gab es im Freiburger Münster, in der Jesuitenkirche in Mannheim, am Bühler Friedenskreuz, in der Autobahnkirche Baden-Baden und in St. Stephan in Karlsruhe.

Im Freiburger Münster beteiligten sich daran neben dem gastgebenden Erzbischof der Bischof von Basel, Otto Wüst, der evangelische Landesbischof von Baden, Klaus Engelhardt, der Generalvikar von Straßburg, Pierre Biss, und der Bischöfliche Vikar Bernard Eckert aus Colmar. In Anwesenheit von 3000 Gläubigen, darunter mehreren hundert aus dem Elsaß und der Schweiz, äußerten sie in ihren Ansprachen die Überzeugung, daß die Macht weltweiten Gebets die eigenen Gedanken zum Frieden lenken, einen Sinnes-

wandel bei den Völkern und Politikern herbeiführen und die Kraft zur Abrüstung verleihen könne. Vorgetragene Friedensgebete der verschiedenen Weltreligionen zeigten die gemeinsame Sehnsucht aller Menschen und ihre Überzeugung auf, daß Haß nur durch Liebe überwunden werden kann.

Der Weltfrieden sei nicht nur durch die weltweite Hochrüstung bedroht, sondern auch durch regionale Konflikte, die ungerechte Verteilung der Güter dieser Welt und durch aggressive Ideologien, sagte Erzbischof Saier. Er erinnerte an das „prophetische“ Wort des badischen Dichters Reinhold Schneider: „Allein den Betern kann es noch gelingen, das Schwert ob unsern Häuptern aufzuhalten.“

In den Mittelpunkt seines Fastenhirtenbriefes 1986 stellte der Erzbischof die Feststellung, daß die Eucharistiefeier das Herz des Sonntags sei und bleiben müsse. Jesus Christus habe diese Feier „als Quelle und Höhepunkt des christlichen Lebens gestiftet“. Mit den Worten des Zweiten Vatikanischen Konzils führte er weiter aus: In der Eucharistie werden wir in das Wirken Jesu Christi hineingenommen. Er, Jesus Christus, bringt sich selbst und uns mit ihm zusammen dem Vater dar. Darum sind wir bei der Eucharistiefeier nie nur passive Zuschauer, sondern wir bitten Christus, er möge uns annehmen und uns als seine Schwestern und Brüder seinem himmlischen Vater schenken. Dem Priester, so Dr. Saier weiter, komme in der Feier der Eucharistie eine besondere Aufgabe zu. Er habe durch das Sakrament der Priesterweihe die Vollmacht und durch die Sendung des Bischofs den Auftrag empfangen, im Namen und in der Person Jesu Christi zu sprechen: „Das ist mein Leib“. — „Das ist mein Blut“. Er sei der Vorsteher, der im Auftrag der Kirche Jesus Christus vertrete. Auf den derzeitigen Priesterangel eingehend, der sich nicht zuletzt am Sonntag bemerkbar macht, führte der Erzbischof aus: „Sollte, durch einen akuten Notfall verursacht, kein Priester zur Eucharistiefeier am Sonntag anwesend sein,

möge die Gemeinde nicht darauf verzichten, zusammenzukommen und in einem Wortgottesdienst das Wort Gottes hören sowie miteinander in Gebet und Gesang Gott loben und bitten.“ Dieser Gottesdienst sei zwar keine heilige Messe. Aber wenn eine Meßfeier nicht erreichbar sei, sei es weit besser, diesen Wortgottesdienst mitzufeiern, als überhaupt keinen Gottesdienst zu besuchen. In einer offiziellen Erklärung im März hat Erzbischof Dr. Oskar Saier die katholischen Beratungsstellen für werdende Mütter in Konfliktsituationen nachdrücklich gegen Angriffe in Schutz genommen. Ihre Arbeit diene dem Schutz des Lebens, sie würde zur Überwindung der Not- und Konfliktlage im konkreten Fall beitragen und damit zur Annahme des Kindes ermutigen. Gegenüber dem Vorwurf, die Beratungsstellen würden Frauen unter Druck setzen und ihre Eigenverantwortung mißachten, betonte Dr. Saier, daß das Gebot „Du sollst nicht töten“ ein sittliches Gebot sei, das sich mit unbedingtem Anspruch an die verantwortliche Entscheidung eines jeden Menschen richte. Das persönliche Gewissen könne dazu nicht in Gegensatz gestellt und damit willkürliches Verhalten gerechtfertigt werden.

Seine offiziellen Besuche bei wichtigen Einrichtungen und bedeutenden gesellschaftlichen Gruppen setzte Erzbischof Dr. Saier auch 1986 fort. Er besuchte im Juni Bauern im Odenwald und im Bauland. Die trüben Aussichten der Landwirte, zum einen ihre Sorge um das eigene finanzielle Auskommen, zum anderen das Wissen um die noch schlechteren Zukunftsperspektiven ihrer Kinder, prägten das Bild dieser „landwirtschaftlichen Tour“. Eine Sprecherin der Landfrauen hob hervor, daß die Bauersfrauen bei allen Sorgen und Belastungen es am schwersten hätten, da sie gleichermaßen in die landwirtschaftliche Arbeit wie in den Haushalt und in die Kinderbetreuung eingespannt seien. Der Erzbischof lobte das Durchhaltevermögen der Landwirte und versprach ihnen, die ihm vorgetragene Probleme den

entsprechenden Stellen zu unterbreiten und sich dafür einzusetzen, damit wenigstens die soziale und pastorale Situation in den Landgemeinden verbessert werde.

Bei einer Begegnung des Erzbischofs mit Ordensleuten, die aus dem Erzbistum stammen und in den Jungen Kirchen Afrikas, Asiens und Südamerikas arbeiten, ermunterte er diese dazu, bei ihrem Heimaturlaub freimütig zu erzählen, was sie „draußen“ erleben und was ihnen der Glaube dabei bedeutet. Er dankte ihnen zugleich für ihren Einsatz und ihre Opferbereitschaft. Bei dieser Gelegenheit wurde bekannt, daß über 500 Ordensleute aus dem Erzbistum in der Dritten Welt tätig sind.

Mit Erzbischof Dr. Saier fanden 1986 wieder — wie erstmals 1983 — drei regionale Priestertage im Erzbistum statt: in Kirrlach für Nordbaden, in Stockach für Südbaden und Hohenzollern und in Freiburg. Alle waren mit mehr als 200 Priestern gut besucht. Sie dienten der geistlichen Besinnung, dem brüderlichen Gespräch und dem Erfahrungsaustausch über Grundlagen priesterlicher Spiritualität.

Die Arbeitsgemeinschaft Orden der Erzdiözese hat zu einer Wallfahrt nach Walldürn eingeladen, an der über 600 Ordensleute teilgenommen haben; auch aus benachbarten Diözesen und sogar aus Frankreich. Weihbischof Wolfgang Kirchgässner feierte mit ihnen ein Pontifikalamt. In seiner Predigt erörterte er die Sehnsucht nach einer pfingstlichen Kirche, die heute mehr denn je dem Wunsch einer lebensbejahenden Kirche gleichkomme.

Das Sakrament der Priesterweihe wurde im Berichtsjahr im Erzbistum 20 jungen Männern gespendet: acht in der Jesuitenkirche in Heidelberg, zehn im Münster in Freiburg und zwei in der Pfarrkirche St. Bartholomäus in Ettenheim. Die Diakonatsweihe empfangen 7 Männer als Ständige Diakone. Pastoralreferenten wurden durch Weihbischof Kirchgässner neun ausgesandt und

Gemeindereferenten durch Weihbischof Wehrle sechzehn.

Sein Silbernes Bischofsjubiläum konnte Weihbischof Dr. Karl Gnädinger im Januar feiern. Es wurde festlich begangen mit einem Pontifikalamt im übervollen Freiburger Münster und mit einem anschließenden Empfang im Historischen Kaufhaus am Münsterplatz. Unter den Gästen waren Bischöfe auch aus der Schweiz und aus Frankreich und mehrere Äbte. In seiner Predigt beschrieb Erzbischof Dr. Oskar Saier einige wichtige Stationen im Leben des aus Bohlingen/Hegau stammenden 80jährigen Jubilars. Auch wenn die Teilnahme am Zweiten Vatikanischen Konzil in Rom ein Höhepunkt im bischöflichen Wirken Gnädingers gewesen sei, so dürfe man doch seine vielfältige, langjährige Arbeit im gesamten Erzbistum nicht übersehen.

Sein Goldenes Priesterjubiläum feierte im März Generalvikar und Domdekan Prälat Dr. Robert Schlund. Er wurde 1968 von Erzbischof Dr. Hermann Schäufele zum Generalvikar der Erzdiözese ernannt und übt dieses Amt seit 1978 auch bei Erzbischof Dr. Saier aus. Saier würdigte seinen Generalvikar bei einem Empfang am Ostermontag im ehemaligen Bischöflichen Palais am Münsterplatz, dem ein festliches Pontifikalamt vorausgegangen war. Er nannte Schlunds Pflichtbewußtsein im Kleinen wie im Großen, würdigte ihn als Helfer, Mitarbeiter, Ratgeber. Aus Anlaß seines Jubiläums erhielt Dr. Schlund das Bundesverdienstkreuz Erster Klasse. Auch brachte der Verlag Herder unter dem Titel „In dieser Zeit Christ sein“ eine Sammlung seiner wegweisenden, umfangreichen Aufsätze heraus, die Schlund in den vorausgegangenen Jahren für die „Informationen“ des Erzbistum geschrieben hat.

Bedeutende runde Geburtstage sind im Berichtsjahr folgende zu vermelden: 85 Jahre wurde der in Wittnau bei Freiburg lebende Publizist Dr. Walter Dirks; 80 Jahre wurden Prälat Dr. Eugen Walter, Freiburg, Prälat Prof. Dr. August Marx, Mannheim, und Prof.

Dr. Max Müller, Freiburg; seinen 65. Geburtstag beging der Präsident des Deutschen Caritasverbandes, Dr. Georg Hüssler, seinen 60. der Chef des Hauses Herder, Dr. Hermann Herder.

Zu beklagen sind namhafte Tode. In Heidelberg ist Abt Maurus Berve von Kloster Neuburg gestorben. Er erlag im Alter von 59 Jahren einem schweren Herzleiden. Zu seinem Nachfolger wurde Franziskus Heereman (40) aus der Trappisten-Abtei Mariawald/Eifel gewählt. In Beuron verstarb Alt-Erzabt Dr. Ursmar Engelmann im Alter von 76 Jahren. Er stand dem Benediktiner-Kloster Beuron von 1970 bis 1980 vor und hat sich große Verdienste um Seelsorge, Wissenschaft und Kunst erworben. In Freiburg verstarb Domkapitular Dr. Franz Huber im Alter von 74 Jahren. Er war nacheinander Dozent am Priesterseminar in St. Peter, Direktor des Collegium Borromaeum in Freiburg und von 1968 bis 1984 Domkapitular und Leiter der Schulabteilung des Erzbischöflichen Ordinariats. Von einem schweren und langen Leiden erlöst wurde Prälat Dr. Alois Stiefvater im Alter von 81 Jahren. Von den 56 Jahren seines Priestertums wirkte er 46 im Erzbischöflichen Seelsorgeamt in vielfältigen Aufgaben: als Seelsorger der Jugend und Diözesanpräses der Kolpingfamilie, als Diözesanmännerseelsorger und Seelsorger der Mesner, als Mitbegründer der katholischen Bildungsarbeit und als Volksschriftsteller, zuletzt als Diözesanaltenseelsorger.

Prälat Karl Becker, von 1954 bis 1962 Leiter der Katholischen Rundfunkarbeit in der Bundesrepublik und Mitglied der Päpstlichen Medienkommission, ist in Freiburg im Alter von 79 Jahren gestorben. Von 1962 bis 1971 lehrte Becker als Professor für Katholische Theologie an der Pädagogischen Hochschule in Karlsruhe. Ebenfalls in Freiburg verstarb der Leiter des diözesanen Amtes für Kirchenmusik, Kunibertas Dobrovolskis, im Alter von 54 Jahren. Er war der erste Leiter dieses 1973 neu geschaffenen Amtes mit fachlicher Qualität und Autorität. Schließlich

ist der Tod von Oskar Neisinger zu beklagen, der im Alter von 66 Jahren in Würzburg verstarb und von 1961 bis 1967 Chefredakteur der Bistumszeitung „konradblatt“ war. Zum Komtur des Gregoriusordens wurde Karlheinz Keller, Präsident der diözesanen Kirchensteuervertretung, von Papst Johannes Paul II. ernannt. Die hohe Auszeichnung wurde ihm von Erzbischof Saier überreicht. Zum Komtur des Silvesterordens wurde Oberrechtsdirektor Kurt Froemer anlässlich seiner Verabschiedung in den Ruhestand ernannt. Froemer leitete lange Jahre die Abteilung Finanzen im Erzbischöflichen Ordinariat. Sein Nachfolger wurde Oberrechtsdirektor Dr. Josef Jurina (48). Neuer Leiter des Katholischen Büros in Stuttgart wurde Msgr. Vinzenz Platz (51), Priester des Erzbistums Freiburg, als Nachfolger von Prälat Martin Neckermann aus dem Bistum Rottenburg. Burkhard Gollnik, Direktor des diözesanen Bildungswerks, wurde in seinem Amt als Vorsitzender der Diözesan-Arbeitsgemeinschaft für Erwachsenen-Bildung bestätigt.

Das Erzbischöfliche Seelsorgeamt in Freiburg wurde 75 Jahre alt. Es ging aus dem ehemaligen Erzbischöflichen Missionsinstitut hervor, das Erzbischof Dr. Thomas Nörber 1911 ins Leben gerufen hat. Grund dafür war, daß den Männerorden im Großherzogtum Baden bis 1917 seelsorgerliche Tätigkeit verboten war. So fehlte es im Erzbistum an Priestern für die außerordentliche Seelsorge, zu der besonders Volksmissionen, Exerziten, Triduen und Einkehrtage zählten, aber auch die kirchliche Verbandsarbeit. Um diesen Mangel zu beheben, wurde das Missionsinstitut mit Diözesanpriestern als „Missionaren“ gegründet. 1956 wurde das Institut in Seelsorgeamt umbenannt.

Im Jubiläumsjahr erhielt das Seelsorgeamt in der Okenstraße in Freiburg in unmittelbarer Nachbarschaft zum Studienhaus der Herz-Jesu-Priester ein neues Dienstgebäude. Es wurde am 24. Mai durch Erzbischof Dr. Saier seiner Bestimmung übergeben. Dem Festakt voraus ging ein Pontifikal-Gottes-

dienst im Freiburger Münster. Das Seelsorgeamt ist heute in zwölf Abteilungen gegliedert, die unterschiedliche Aufgaben in der Pastoral wahrnehmen und zählt 129 Mitarbeiterinnen/Mitarbeiter. Die katholischen Verbände sind unter Wahrung ihrer Eigenständigkeit in die entsprechenden Abteilungen des Seelsorgeamtes mit einbezogen.

Neue Räume erhielt auch die Landvolkhochschule St. Ulrich, südlich von Freiburg. Weihbischof Dr. Wehrle hat sie ihrer Bestimmung übergeben. Er nannte bei dieser Gelegenheit die Landvolkhochschule eine „Schule des Lebens“. Hier sollten Menschen lernen, die Zeichen der Zeit im Licht des Evangeliums zu deuten. Das neu errichtete Internats- und Schulgebäude bietet 29 Betten, einen Lehrsaal, eine kleine Küche und eine Bibliothek. Mit der Übergabe des neuen Gebäudes wurde Walter Buchholz, seit 1958 Leiter der Landvolkhochschule St. Ulrich, in den Ruhestand verabschiedet und Alois Beck als neuer Schulleiter in sein Amt eingeführt. 25 Jahre alt wurde das diözesane Familienerholungswerk, das von Erzbischof Schäufele gegründet wurde und drei Ferienstätten unterhält in Hohritt/Mittelbaden, Falkau/Hochschwarzwald und auf der Insel Reichenau. Mit einem Festgottesdienst auf der Reichenau wurde das Jubiläum gefeiert. Die drei Häuser verfügen insgesamt über knapp 400 Betten in angenehmen, familiengerechten Appartements und haben bisher 18 000 Familien beherbergt.

Das 9. Diözesansportfest der Deutschen Jugendkraft (DJK) fand in Singen am Hohentwiel mit 2000 Sportlerinnen/Sportlern statt. Sie waren aus dem gesamten Erzbistum gekommen, um sich in zehn Sportarten zu messen. Seit 16 Jahren hatte kein diözesanes Sportfest mehr stattgefunden.

Der Bund der Deutschen Katholischen Jugend (BDKJ) zählte 1986 im Erzbistum insgesamt 72 000 Kinder und Jugendliche als Mitglieder. Die BDKJ-Diözesanleitung sprach bei der Veröffentlichung dieser „amtlichen“, belegbaren Zahl die Vermutung aus,

daß die wirkliche Zahl weit höher liege, da bei der statistischen Erfassung des BDKJ im Erzbistum nur vier Fünftel der Pfarreien die Fragebögen ausgefüllt zurückgeschickt habe. Der stärkste Jugendverband ist die Katholische Junge Gemeinde (KJG) mit 25 000 Mitgliedern.

Auf ihrem Diözesanitag 1986 wählte die Katholische Arbeitnehmer-Bewegung (KAB) mit Gerhard Gerner aus Freiburg einen neuen Vorsitzenden. Er löste in diesem Ehrenamt den Mannheimer KAB-Sekretär Helmut Seidel ab, der nicht wieder kandidierte. Als nächstes sozialpolitisches Ziel formulierte der KAB-Diözesanitag die eigenständige soziale Sicherung der Frau. Zugleich wandte er sich eindeutig gegen eine Ausweitung der Sonntagsarbeit.

Nachdem sich der Diözesanrat der Katholiken im Erzbistum Freiburg im Jahr 1985 neu konstituierte, legte der Vorstand zum Jahresbeginn 86 die Schwerpunkte der künftigen Arbeit fest. Danach soll das Miteinander zwischen Priestern und Laien, Verbänden und Räten sowie zwischen Haupt- und Ehrenamtlichen gefördert werden. Auch soll der Austausch von Ideen und Erfahrungen auf Bistumsebene wie zwischen den verschiedenen Ebenen des Bistums verstärkt werden. Weiterhin will das oberste Laiengremium im Erzbistum seine Öffentlichkeitsarbeit ausbauen und die politische Landschaft sorgfältiger und kritischer beobachten. Nicht zuletzt will es der Bildung von Pfarrverbänden seine Aufmerksamkeit widmen.

Ein besonderes Ereignis im Erzbistum war der Besuch von Mutter Teresa aus Kalkutta/Indien in Mannheim, wo sich die einzige Station ihrer „Missionarinnen der Nächstenliebe“ in Süddeutschland befindet. Die Mannheimer Station, im Jahr 1985 gegründet, geht auf eine Zusage zurück, die Mutter Teresa 1978 beim Katholikentag in Freiburg Erzbischof Saier gegeben hat. Sie liegt inmitten eines sogenannten sozialen Brennpunktes im Mannheimer Stadtteil Hochstätt. Mutter Teresa feierte in der Mannheimer Jesuiten-

Kirche einen Gottesdienst mit, zu dem 2000 Gläubige zusammengekommen waren. Sie gab hierbei ihre Hoffnung Ausdruck, daß sie durch Spenden in Mannheim ein Haus erwerben kann als Zufluchtsort für Notleidende, in Elend Lebende.

In der Ökumene gab es auch 1986 keinen Stillstand. Pforzheimer Christen erlebten zum ersten Mal in ihrer Stadt, daß in einem ökumenischen Gottesdienst ein katholischer und ein evangelischer Bischof gemeinsam predigten. Erzbischof Saier und der evangelische Landesbischof Dr. Klaus Engelhardt unterstrichen, daß die Spaltung der Christenheit ein Ärgernis sei, „mit dem wir uns nie abfinden dürfen“. Es sei der unteilbare Frieden in Jesus Christus, der es den unterschiedlichen Konfessionen ermögliche, zusammenzukommen und zusammenzubleiben. Mit diesem Gottesdienst wurde eine von der Evangelischen Landeskirche und der Erzdiözese begründete Tradition fortgesetzt; an jedem Freitagabend vor Pfingsten gestalten die beiden Bischöfe unter Beteiligung der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen abwechselnd in einer katholischen oder evang. Gemeinde des Landes einen Gottesdienst.

In der Autobahn-Kirche unweit von Baden-Baden fand ebenfalls ein ökumenischer Gottesdienst statt. Er stand unter dem Motto „Straße — Test der Menschlichkeit“. Eingeladen hatte dazu die Kirchliche Arbeitsgemeinschaft für Verkehrsfragen Baden-Württemberg namentlich Mitarbeiter von Polizei und Rettungsdiensten, aber auch alle Verkehrsteilnehmer. Bei ihm wirkten Domkapitulare von Freiburg und Rottenburg und Angehörige der Oberkirchenräte von Karlsruhe und Stuttgart mit.

Zu den neueren ökumenischen Initiativen in Baden gehört das Ökumenische Netz, dem sich seit 1983 über 90 christliche Gruppen mit den Arbeitsschwerpunkten Frieden, Gerechtigkeit und Umwelt angeschlossen haben. Bei der Jahrestagung 1986 dieses Ökumenischen Netzes wurde der Vorschlag eines Friedenskonzils des Philosophen Carl

Friedrich von Weizsäcker „zurückhaltend und mit Distanz“ beurteilt. Pfarrer Herbert Froehlich, geistlicher Beirat von Pax Christi im Erzbistum und Mitglied im Sprecherkreis der Friedensinitiativen, warnte vor überspannten Erwartungen. Es würden zu viele Hoffnungen auf ein „Machtwort der Kirchenleitungen“ gesetzt. Er bezweifelte, ob ein kurzfristig einberufenes Friedenskonzil überhaupt etwas für den Weltfrieden einbringen würde. Gefordert sei vielmehr ein „konziliarer Prozeß“. Das Ökumenische Netz sei schon auf dem Weg dieses Prozesses. Es komme nun darauf an, andere Gruppen und Gemeinschaften in den christlichen Kirchen für diesen Prozeß zu gewinnen und damit einen ausdrücklich „kirchlichen Weg“ in der Friedensarbeit zu gehen.

Zum Stichwort „Ökumene“ ist schließlich eine Vortragsveranstaltung mit Prof. Dr. Fries (München) in der Universität Mannheim zu nennen, zu der die Katholische Hochschulgemeinde und die Evangelische Studentengemeinde eingeladen hatten. Fries betonte beim Versuch einer Bilanz „Ökumene aus katholischer Sicht“, daß das Zweite Vatikanische Konzil ein grundlegendes Ereignis gewesen sei, weil es in seinen Texten auf das früher übliche Wort vom „Häretiker“ (für andersgläubige Christen) verzichtet habe, und weil es klar ausgesagt habe, daß die Spaltung der christlichen Kirche offensichtlich dem Willen Christi widerspreche. Bei der Frage, wie man die bestehende Spaltung aufheben könne, dürfe allerdings von einer geschlossenen Konversion aller Christen in die röm.-kath. Kirche keine Rede sein. Einen „Sparhaushalt“ verabschiedete die Kirchensteuervertretung des Erzbistum für die Jahre 1986/87. Er schließt in Einnahmen und Ausgaben mit 498,76 Millionen DM (1986) und 510,42 Millionen DM (1987) ab und liegt damit 1986 um 9,7 Millionen oder 1,9 Prozent unter dem Volumen des Etats von 1985 in der von der Kirchensteuervertretung genehmigten Fassung. Die „größte Steuersenkung in der Geschichte der Bun-

desrepublik“, so Domkapitular Dr. Otto Bechtold in seiner Haushaltsrede, bringe den Kirchen bundesweit Steuerausfälle von jährlich rund einer Milliarde Mark, was in der Endstufe rund zehn Prozent des gesamten Kirchensteueraufkommens von 1984 entsprechen magere Jahre war es das Ziel der kirchlichen Finanz- und Steuerexperten, den Haushalt 1986/87 ohne Darlehensaufnahme und ohne Entnahme aus den Rücklagen auszugleichen. Angesichts einer weiter sinkenden Kirchenbindung war nach den Worten Bechtolds die Sicherung der Seelsorge und die Weitergabe des Glaubens wichtigste Vorgabe bei allen finanziellen Planungen der kommenden Jahre. Deshalb wurden neue Stellen fast ausschließlich im pastoralen Bereich vorgesehen. Die Kirche ist „ein personalintensives Unternehmen“. Aus diesem Grund beträgt der prozentuale Anteil der Personalausgaben am Haushalt 68,92 Prozent im Jahr 1986 und 70,43 Prozent im Jahr 1987. Wie Bechtold weiter ausführte, erweisen sich die neuen kirchlichen Berufe als wertvolle Hilfe für die Seelsorge, „auch wenn Priester nicht einfach durch andere Dienste ersetzt werden können“. So stehen inzwischen nahezu einhundert Ständige Diakone im Dienst der Erzdiözese, davon 15 hauptberuflich. Auch künftig sollen pro Jahr ein bis zwei zusätzliche Stellen für hauptberufliche Diakone geschaffen werden. Pastoralreferenten und Gemeindefreferenten wird es ebenfalls Jahr für Jahr mehr geben.

Den zweitgrößten Posten im Bistumshaushalt beansprucht der weite Bereich Soziales. Dr. Bechtold dazu: „Das starke finanzielle Engagement der Diözese auf vielfältigen sozialen Gebieten — vom Kindergarten bis zum Altenpflegeheim, von der Behinderten-Einrichtung bis zur Suchtklinik — ist die Konsequenz aus unserer Überzeugung, daß die Caritas eine Grundfunktion der Kirche darstellt.“ Demzufolge sind die Ausgaben für kirchliche soziale Dienste mit 40,4 Mio. DM (8,11 Prozent) im Haushalt festgeschrieben.

Evangelische Landeskirche in Baden 1985/86

Hermann Erbacher, Karlsruhe

„Kirche in der Welt“ heißt u. a., daß auch sie bestimmten Formen und Gesetzmäßigkeiten unterworfen und der ganzen Problematik ausgesetzt ist, die die Menschen im einzelnen und in ihrer Gesamtheit bewegt.

1. Quo vadis, ecclesia? Unde venis, ecclesia?

(Wo gehst Du hin, Kirche? Woher kommst Du, Kirche?)

Unter dieses Motto stellte sich die Landessynode bei ihrer Zwischentagung im Oktober 1985 zur Einführung in die Problematik der bevorstehenden Haushaltsberatungen. Die in Aussicht genommene Steuerreform des Bundes, für das Jahr 1987 angekündigt, wird auch für den Haushalt der Landeskirche einschneidende Maßnahmen erfordern, zumal sie ein ganz personalintensives Unternehmen darstellt mit ihren über 2000 Mitarbeitern, von denen keiner nach dem Willen des Gesetzgebers entlassen werden soll. Zwei Referate über „Erfahrungen, Erkenntnisse und Einsichten aus dem Weg der Kirche in der DDR“ von Oberkonsistorialrätin Carola Palt, Ost-Berlin, und die „Finanzen unserer Kirche im Umbruch. Einige Überlegungen zu Aufkommen, Struktur und Funktion der Kirchenfinanzierung“ von Dr. Diefenbacher von der Forschungsstätte der Evang. Studiengemeinschaft Heidelberg, wurden gehalten (Siehe: Verhandlungen Nov. 1985, S. 246 ff.). Dabei wurde deutlich klar herausgearbeitet, daß die Landeskirche durch das vom Initiativ Ausschuss erarbeitete Papier glaubwürdig rechtliche Strukturen als eine Form der Arbeitsteilung benötigt, die die gerechte Verteilung von Mitteln und Aufgaben der Kirche ermöglicht und die Kompetenzen langfristig wieder mehr nach unten in die

Gemeinden verlegt und daher die Gemeinden verantwortlicher, ja stärker beteiligt werden müßten. Weiter sollten sie mehr die missionarische Dynamik wahrnehmen, auch den gegenseitigen Umgang zwischen den hauptamtlichen und nebenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern fördern und pflegen.

Zu Beginn der ordentlichen Tagung im November 1985 nahmen die Synodalen den Bericht des Evangelischen Oberkirchenrats über die Einführung in den Doppelhaushalt für die Jahre 1986 und 1987 durch den Finanzreferenten entgegen. Die Vorlage des 255seitigen Entwurfs, der mit 753 Millionen DM (d. h. für 1986 mit 372 und für 1987 mit 381 Millionen) gegenüber dem laufenden Haushalt um 0,4% gesteigert ist, weist nahezu ein Nullwachstum auf. Dies war jedoch nur dadurch möglich, daß drastische Kürzungen in den Sachausgaben vorgenommen wurden, daß aber auch nur restriktive Personalpolitik und langfristige Perspektiven mit klar umrissenen Zielen für die kommenden Jahre zu diesem Ergebnis führen konnten. Der Voranschlag weist deutlich aus, daß 80% Personalkosten bei 2225 kirchlich Beschäftigten anfallen, wobei 34 freie Stellen nicht wieder besetzt werden. Entlassungen wurden nicht vorgesehen. Immerhin hatte die Landeskirche zwischen 1977 und 1984 zusätzlich 192 Personalstellen — nicht zuletzt, um junge Leute dem Arbeitsprozeß zuzuführen — geschaffen, m. a. W.: Sie hat in Mitarbeiter und nicht in Sachen investiert. Dies schlägt allerdings heute stark zu Buche. Nur 9% entfallen auf Sachkosten, der Rest von 11% besteht aus längerfristigen, z. T. ganz unumgänglichen Verpflichtungen, so z. B. anteilmäßige Umlage an die Evangeli-

sche Kirche in Deutschland (EKD). Doch die vom Staat in Aussicht gestellte allgemeine Steuerreform senkt zugleich die Einnahmen der Kirche, was etwa 6 Millionen DM im Jahr bei den Haupteinnahmen ausmacht. Ob die Landeskirche eine Schuld in mindestens gleicher Höhe pro Haushaltsjahr aufnehmen muß, wird die Herbstsynode 1986 zu entscheiden haben, sofern bis dahin die Tragweite der Steuerreform einigermaßen überschaubar sein wird. Ggf. steht u. a. eine Kürzung des 13. Monatsgehalts bei allen kirchlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern ins Haus. Sollte es die wirtschaftliche Notlage erfordern, müßten sogar befristet auch Zulagen, Sonderzahlungen oder Urlaubsgelder gekürzt werden. Das jetzt beschlossene Notlagegesetz, das ggf. bis zum nächsten Doppelhaushalt durch das Haushaltsgesetz verlängert werden kann, bevollmächtigt den Landeskirchenrat, ein Verfahren zur Feststellung der wirtschaftlich-finanziellen Notlage unter festgelegten Voraussetzungen einzuleiten.

Die Kirchengemeinden müssen (da wo unumgänglich) 50% ihrer Baukosten (statt bisher 20%) im Rahmen des Instandsetzungsprogramms der Landeskirche selbst tragen. Die Ausgaben sollen aber möglichst nur zur Erhaltung der Bausubstanz bei kirchlichen Gebäuden verwendet werden. Neubauten (bisher 135 angemeldet) sind derzeit nicht finanzierbar. Es ist daher notwendig, Eigenarbeit zu leisten, Spenden und Basarerträge aufzubringen und vor allem Rücklagen aufzulösen, um Gebäude und kirchliche Räume in der eigenen Gemeinde für kirchliche Arbeit herrichten zu können. Beispielhaft ist hier die junge Kirchengemeinde Owingen (nördlich von Überlingen) zu nennen. Ein provisorisches Gemeindehaus, die „Johanneshütte“, wurde in 950 Arbeitsstunden von

Anmerkung

Die unerwartete Höhe der Kirchensteuereingänge in den ersten acht Monaten des Jahres 1986 erübrigte es, daß der Landeskirchenrat das Notlagegesetz (Herbstsynode 1986) anwenden mußte.

Gemeindegliedern unentgeltlich gebaut. Dankenswerterweise hatte die Muttergemeinde Überlingen und die Landeskirche den Kirchenbauverein finanziell unterstützt. Die Landessynode ist aber entschlossen, die finanziellen Leistungen für den kirchlichen Entwicklungsdienst mit 7,2 Millionen DM für 1986 und 7,4 Millionen DM für 1987 nicht zu kürzen. Dem Fonds für „Hilfe für Opfer und Gewalt“ flossen 39 000 DM aus Spenden und Etat zu, so für Menschen in Somalia, Marokko, Iran, Bangladesch, CSSR, Rußland und Südafrika. Außerdem sind in dem jetzt beschlossenen Doppelhaushalt 53 000 DM für den „Hilfsfonds zur Finanzierung von Rechtsbeihilfen“ vorgesehen, um Zwangsausweisungen von Christen aus Kwa Nygema (Südafrika) zu verhindern.

Daß trotzdem zwei neue Personalstellen beschlossen wurden, will der Gesetzgeber als ein Zeichen gewertet wissen, daß die Landeskirche auf Entwicklungen reagiert und im Personalbereich und in der Personalpolitik nicht total festgefahren ist. Hierbei handelt es sich um zwei Ausbildungsstellen für den Nachwuchs. In den Kirchengemeinden sind indes keine personellen Einschränkungen vorgesehen. Allerdings sollen mit den gemeindlichen Pfarrstellen mehr regionale Aufgaben, z.T. durch Aufgabenverlagerung, d.h. durch Dezentralisierung (entgegen den bisherigen Tendenzen zur Zentralisierung auf Landesebene), verbunden werden. Immerhin signalisiert die demographische Entwicklung in der Bundesrepublik eine Abnahme der Gesamtbevölkerung und damit auch der Kirchenmitglieder, z.B. in der Landeskirche in der Zeit zwischen 1981 und 1983 eine Abnahme von knapp 14 000. Das bedeutet (rein rechnerisch gesehen), daß im Jahre 1975 noch 2190 Kirchenmitglieder auf einen Gemeindepfarrer kamen, während es 1980 bzw. 1985 nur noch 2110 bzw. 1910 waren, wobei die Abnahme z.T. auch auf das Konto von Neuerrichtungen von Gemeindepfarrstellen zu rechnen ist. Diese Symptome müssen daher in den kommenden Jah-

ren bei allen Personalplanungen aufmerksam beobachtet werden. Deshalb sind schon jetzt 14 Stellen im Bereich des Religionsunterrichts, der Verwaltung, der Jugendarbeit auf Landesebene sowie drei Stellen im kirchlichen Ausbildungssektor weggefallen, die z. Z. unbesetzt waren. Bedenkt man, daß gegenwärtig etwa 40% aller Mitglieder nur Kirchensteuer bezahlen, denn 60% machen die Kinder, Rentner und Geringverdiener, die den Nulltarif des Steuerrechts genießen, aus, dann müssen jetzt schon Überlegungen angestellt werden, wie ggf. noch weiter eingespart werden kann und wie aus theologischer, finanz-wirtschaftlicher und kirchengliedbindender Sicht eine neue Spendenpraxis in die Wege geleitet werden kann. Wird es möglich sein — so ist zu fragen —, eine Tendenzwende in der kirchlichen Tätigkeit herbeizuführen, etwa (sehr vereinfacht und plakativ gesagt) weg von der „Verwaltungs- bzw. Betreuungskirche“ zu einem „Glaubenswerk“? Sollten sich die Pfarrer und die sonstigen kirchlichen haupt-, neben- und ehrenamtlichen Mitarbeiter(innen) mehr den missionarischen Randgruppen zuwenden anstatt (wiederum verkürzt und pauschal vereinfacht gesagt) Gottesdienste in „leeren“(!) Kirchen halten, d. h. „über das hinaus, was man am Sonntag für Sonntag macht“ (Dr. Sick)? Immerhin, das muß auch einmal gesagt werden, wurde aus dem „Notamt“ der Lektoren und Prädikanten ein fester Bestandteil im Predigtendienst. (Vor etwa dreißig Jahren beschlossen, wird dieser Dienst z. Z. von 300 Männern und 60 Frauen, in der Mehrheit im Alter zwischen 40 und 60 Jahren verrichtet! Diese hielten in der Berichtszeit fast 5000 Gottesdienste, 184 Taufen, vorwiegend in Verbindung mit dem Sonntagsgottesdienst, 44 Trauungen und 61 Bestattungen.) Wird dieses „Notamt“ womöglich wieder infolge des starken Zustroms junger Theologinnen und Theologen zurückgedrängt? Denn der theologische Nachwuchs kann z. T. nicht mehr im Rahmen des ordentlichen Stellenplans beschäftigt werden.

Sie drängen verständlicherweise als Vollaussgebildete in dieses Notamt ein. Die Aktion „Mitarbeiter helfen Mitarbeitern“ läuft darum weiter, um wenigstens zunächst befristet Verträge zum Einstieg in das Berufsleben zu ermöglichen. 1,2 Millionen DM flossen seit Beginn der Aktion in den entsprechenden Fonds. Aus ihm werden nun erstmals drei junge Theologen sowie ein nicht-theologischer Mitarbeiter finanziert. Weitere Spenden sind daher erwünscht. Doch in dem Maß, in dem Pfarrer und andere Mitarbeiter durch freiwilligen Verzicht auf Beschäftigung Deputatsanteile freigeben, desto mehr könnten weitere Mitarbeiter im regulären Stellenplan Aufnahme finden. Doch soll niemand zu einem freiwilligen Teilen von Arbeit und Verdienst gezwungen werden. Es wird daher zusätzlich an der Tendenz festgehalten, daß in den vielen kleinen Traditions-gemeinden, die normalerweise keinen eigenen Pfarrer mehr haben sollten, nicht auch noch die Pfarrer abgezogen werden; denn diese kleinen Gemeinden haben ohnehin durch die kommunale Verwaltungsreform manchen personalen Bezugspunkt verloren. Soll nun auch noch das Licht im Pfarrhaus verlöschen? Deshalb sollen die Pfarrstelleninhaber möglichst noch überparochiale Aufgaben und Funktionen im Kirchenbezirk oder in der Region, z. B. in der Jugend-, Männer- und Frauenarbeit oder beim Dienst auf dem Land, übernehmen. Diese Kombinationsmöglichkeiten sollen daher bei etwa 40 von den 86 möglichen Gemeinden in nächster Zeit erprobt werden; denn „Kirche kann heute in dieser Welt nur noch Kirche sein, wenn sie an ganz bestimmten Stellen und Sachbereichen dieser Welt präsent ist“ (Landesbischof Dr. Engelhardt). Doch „Bauchweh“ bekundete der Landesbischof ganz offen bei den geplanten Stelleneinsparungen. Daher erfordert „ein stufenweiser Abbau in den kommenden Jahren ein tiefeschürfendes und sehr in die geistliche und wirtschaftliche Dimension gehendes Nachdenken“ (der Vorsitzende des Finanzausschusses).

Sollten aber nach wie vor alle besetzten Arbeitsplätze unangetastet beibehalten und nur noch die freierwerdenden Stellen zur Disposition gestellt werden, dann würde die Landeskirche damit ungeachtet der geldlichen Auswirkung im öffentlichen und wirtschaftlichen Bereich unseres Bundeslandes abweichen. „Die Zahl der Arbeiter im Weinberg könnte [allerdings] in nächster Zukunft erheblich vergrößert werden, wenn genug Geld für sie vorhanden wäre. Aber die im Weinberg zu erntenden Früchte — das sind die Menschen in unserem Lande — nehmen gleichzeitig ab.“ (Dr. von Negenborn)

Für den Ende 1979 ins Leben gerufenen Fonds „Starthilfe für Arbeitslose“ sind bisher 58 500 DM bezahlt worden. Davon wurden etwa 20% durch Gemeinden- und Bezirkskollekten aufgebracht. In der Tat konnten inzwischen 250 Arbeit- und Ausbildungssuchenden geholfen werden. Nachahmenswert erscheint u. a. die „Aktion Arbeitslosenabgabe Pforzheim-Enzkreis e. V.“, die, 1984 vom Pfarrkonvent gegründet, sich das Ziel gesteckt hat, durch Spenden und Förderungsbeiträge von Mitgliedern und Freunden zusätzlich Arbeitsplätze zu schaffen. 71 Spender, von denen 45 regelmäßig Beiträge überweisen, ermöglichten die Schaffung von vier Arbeitsstellen und die Unterstützung von zwei Einzelmaßnahmen. Dabei handelt es sich um offizielle Arbeitsverhältnisse und keineswegs um „399-Mark-Beschäftigungen“. Zwölf Mitglieder haben die Aufgabe der Vermittlung und Betreuung übernommen. Der entstehende Verwaltungsaufwand wird von der Kirchengemeinde Pforzheim bezahlt.

Wie auch immer die einzelnen Initiativen zur Beseitigung der allgemeinen Arbeitslosigkeit aussehen mögen, so werden die getroffenen Maßnahmen weder der Kirche noch ihrer Diakonie einen wesentlichen Beitrag zur Eindämmung der allgemeinen Massenarbeitslosigkeit beitragen. Sie können allenfalls Modelle anbieten oder ausprobieren. Geht

man aber de facto von einer Arbeitslosigkeit von 7% in Baden aus, wäre allerdings eine Mehreinstellung von 7% der bislang kirchlichen Beschäftigten ein glaubwürdig vorbildliches und auch angemessenes Beispiel. Das würde aber bedeuten, daß im Arbeitsbereich der Landeskirche 1400 Arbeitskräfte mehr beschäftigt werden müßten. Das wäre ein beachtenswertes Modell, um praktisch die Massenarbeitslosigkeit wirksam zu beseitigen! Aber diesem Rechenexempel zuwider läuft eben z. Z. die Einsparung von Stellen, wie es die wirtschaftlichen Sachzwänge leider vorgeben. Es wird aber ein weiter Weg sein, um diese Ungereimtheiten aus dem Weg zu räumen.

2. Kirchenmitgliedschaft

Die Zahlen der Kirchenaustritte sind sich seit 1972 mit 4800 in etwa jährlich gleichgeblieben. Zwischen den Jahren 1967 und 1972 fanden jährlich 1200 bis 1500 Menschen den offiziellen Weg zur Kirche. War jedoch die Zahl der Eintritte Ende der sechziger Jahre auf dem Tiefstand von 409 infolge des gesellschaftlichen Wandels angekommen, lag die Zahl im Jahre 1984 wieder auf 1579. Im übrigen hat es sich gezeigt, daß die Bindung an die Kirche auch biographischen Schwankungen unterliegt. Nicht ganz unmaßgebend sind hier die Familienfeste. Sie sind doch manchmal der Anlaß zum Kircheneintritt, während die Zustellung der neuen Steuerkarte im Monat November oft Anstoß dazu gibt, die Beziehungen zur Kirche neu zu überdenken. Es scheint, daß die Zustellung mit ziemlicher Sicherheit eine auslösende Funktion hat und zwar für jene, die jetzt eine vielleicht schon längst fällige bzw. eine vor sich her geschobene Entscheidung nun treffen, da sie sich schon vorher von der Kirche gelöst oder bis dahin keine wirkliche Bindung zu ihr gefunden hatten.

Innerkirchlich scheint die Altersgruppe der 20- bis 40jährigen Gemeindeglieder sich mit großem Ernst mit der Kirche und der Theo-

logie auseinanderzusetzen, die dann entweder zum Entschluß ausreift, aus der Kirche auszutreten oder bewußt ein (Ehren-)Amt in der Gemeinde zu übernehmen. Gemessen an dem Anteil der mehr als Sechzigjährigen an der Gesamtbevölkerung treten überdurchschnittlich viele von ihnen in die Kirche ein. Stellen diese Eintritte womöglich sich als Korrekturen von Entscheidungen der Eltern im Dritten Reich und der nachfolgenden turbulenten Jahre nach dem Krieg dar, wobei die Frauen bei der Neuaufnahme überwiegen? Dreimal so viele unter den Geschiedenen wollen neu zur Kirche gehören, als dies ihrem Anteil der Bevölkerung entspricht. Selbst die Zahl der Kindertaufen steigt und zwar über die Hundert-Prozentmarke. Der Grund hierfür liegt darin, daß jährlich mehr Kinder getauft als geboren werden. Es fallen also die sog. Spättaufen, d. h. die Taufen der über zwei und unter 14 Jahre alten Kinder ins Gewicht. Bei Ehen zwischen evangelischen und katholischen Partnern werden mehr als die Hälfte der Kinder evangelisch getauft, obwohl nur knapp 40% der Bevölkerung im Raum der Landeskirche evangelisch sind. Bei Ehen, deren ein Teil einer orthodoxen Gemeinschaft oder einer Freikirche angehört, beläuft sich der Prozentsatz auf 72, deshalb verständlich, weil die geistlich-religiöse Versorgung von der Zahl her zum mindesten am ehesten gewährleistet ist.

Der in der Demographie sich abzeichnende Rückgang der Bevölkerung wird sich nicht nur auf die Kirchensteuereinnahmen auswirken, sondern weniger Gemeindeglieder bedeuten auch in gewisser Beziehung weniger Ausgaben. Allerdings wird sich dies nicht so schnell und einfach auf die Personallage auswirken, geschweige denn auf den Sachaufwand, erst recht nicht bei den Instandhaltungen kirchlicher Gebäude. Doch ist zu hoffen, daß in kleineren (Pfarr-)Gemeinden der innere Zusammenhalt eher wächst und die personale Beziehung zwischen den Gemeindegliedern und den haupt- und nebenamtlichen Mitarbeiter(inne)n intensiver wird. Insofern

dürfte sich die oben erwähnte und angestrebte Verlagerung der Arbeit an die Basis, ja die Verankerung übergreifender Arbeiten durch die zu erprobende Dezentralisierung innerhalb des Kirchenbezirks oder der Region wohl positiv auswirken.

3. Das Konzil des Friedens

Nachdem der Aufruf des Wissenschaftlers Carl Friedrich von Weizsäcker beim Deutschen Evangelischen Kirchentag in Düsseldorf 1985 den Gemeinden bekanntgegeben war und in ihnen ein starkes Echo gefunden hatte, galt es für die Landessynode, die „Vorschläge zur Abhaltung eines Konzils des Friedens“ in eine konkrete Planung umzusetzen. Das Begleitwort hatte den Wortlaut des Aufrufs sowie eine Erklärung über Sinn und Möglichkeiten des jetzt für das Jahr 1990 geplanten Konzils ebenso aufgenommen wie die Erklärung des Ökumenischen Rats der Kirchen von Vancouver zu Frieden und Gerechtigkeit, außerdem die Düsseldorfer Erklärung des DEKTs (Juni 1985) und die Schlußrede des Kirchentagspräsidenten Prof. Dr. Huber und Konrad Raisers Ausführungen „Erwartungen an ein ökumenisches Konzil des Friedens“. Die Landessynode nahm daher noch im Herbst 1985 die Gedanken auf und schloß sich den Beschlüssen der Arnoldshainer Konferenz vom Oktober 1985 und der EKD-Synode vom November 1985 an. Der Oberkirchenrat wurde gebeten, an diesen Bemühungen mitzuwirken und dem Aufruf Gehör zu verschaffen. Dabei solle darauf geachtet werden, daß keine Konkurrenz zwischen dem Friedenskonzil und der geplanten Weltkirchenkonferenz (1990) aufkommen möge, sondern daß man sich durch gegenseitige Impulse weiterhelfe. Die Landessynode vertrat ferner die Auffassung, baldmöglichst ein verbindliches Wort der Kirchen zum Frieden zu sagen, das die Fragen von Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung einbeziehe. „Wir können jetzt nicht mehr lang hin und her fackeln“ (Lan-

desbischof Dr. Engelhardt). Eine Gruppe von Synodalen hatte zudem „ein deutliches Wort der Kirchen“ zur sogenannten strategischen Verteidigungsinitiative verlangt. Man sehe „mit Bitterkeit, wie weit die politischen und wirtschaftlichen Grundlagen für diesen qualitativen Sprung in die Hochrüstung bereits gelegt scheinen“. In einer Erklärung wies die Gruppe auf die Gefahr hin, daß „unter einem Verteidigungsschirm auch ein Angriff denkbar“ sei. Ebenso müsse befürchtet werden, daß „die jeweils andere Seite der Machtblöcke“ mit gleichen Projekten nachziehe. Sie wies weiter darauf hin, daß die „unübersehbaren hohen Kosten“ für das SDI-Projekt gerade in den Weltreligionen anfallen, in denen es um Gerechtigkeit und Bewahren der Schöpfung gehe. Daher sei der Kampf gegen die erneute Hochrüstung Vorbedingung für den Kampf um eine bessere Weltordnung. Es wurde daher folgende EntschlieÙung gefaÙt: „Die Landessynode ruft die Gemeinden mit ihren Gruppen auf, das Gespräch über die Themen Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung verstärkt zu führen und sich damit am konziliaren ProzeÙ zu beteiligen. Die Synode ermutigt die Gemeinden, diese Gespräche gerade auch mit den Christen anderer Kirchen zu führen. Die Synode stellt sich selbst für diesen konziliaren ProzeÙ die Aufgabe, die drei Themenkomplexe im Rahmen ihrer Synodalarbeit in geeigneter Weise zu führen“ (Nov. 1985). — In der Woche vor Ostern 1986 veröffentlichte dann die Konferenz der Evangelischen Kirchenleitungen in der DDR und der Rat der EKD ein „Gemeinsames Wort unter dem Titel ‚Hoffnung auf Frieden‘“. U. a. heiÙt es darin: „Unsere Gemeinden bitten wir, nicht müde zu werden im Gebet um den Frieden. Auch das geforderte und ersehnte ‚Konzil des Friedens‘ ist darin einzu beziehen. Unseren Gebeten soll ein ‚konziliarer ProzeÙ an der Basis‘ entsprechen, in dem einzelne Christen und Gruppen verschiedener Meinungen sich um Übereinstimmung bemühen . . . Wir zweifeln daran, daß durch

die Entwicklung weltraumgestützter Abwehrwaffen ein Mehr an Sicherheit erreicht wird. Wir fürchten, daß dadurch ein Wettüsten mit all seinen Nachteilen und Gefahren fortgesetzt wird. Die wechselseitigen Vorschläge der Weltmächte vom Jan./Feb. 1986 fordern eine ernsthafte Antwort und die gemeinsame Anstrengung aller Völker und Menschen guten Willens. Wichtige Schritte sollten sein: ein umfassendes Moratorium für Kernwaffentests, das Verbot aller chemischen und biologischen Waffen, die Verminderung konventioneller Waffen . . . Nach Gottes Willen entsteht durch Menschen, die im Glauben Versöhnung erfahren, Vertrauen und Liebe und Gemeinschaft.“ Jedenfalls ist es doch beachtenswert, daß der Philosoph C. F. von Weizsäcker den Christen und den Kirchen es zutraut, bei der Lösung dieser schwerwiegenden Probleme mitzuwirken, ja daß er selbst dafür keine Reise nach Rom und nach den USA, keine Mitarbeit an den Tagungen und Arbeitsgruppen scheute. „Die Zeit drängt“ (so der Titel seines neuen Buches, erschienen 1986 im Hanser Verlag, München). Da es ihm ausschließlich um die Sache geht, läÙt er den belasteten Begriff des „Konzils“ fallen und spricht jetzt von einer „Weltversammlung der Christen“. Doch hält er trotzdem eine Begegnung der Weltreligionen im großen Stil für erforderlich, kennt aber auch die Schwierigkeiten in der Praxis. Seiner Meinung nach müÙten zunächst der Weltkirchenrat und die katholische Kirche in einer ökumenischen Kooperation an einem Strang ziehen. — Möge es doch gelingen!

4. „Ökologie — Schöpfung bewahren“

Auf der Zwischentagung der Landessynode am 28. Februar 1986 befaÙten sich die Landessynodalen mit den „Umweltproblemen unseres Landes“ (Referent Dr. Breitenstein, Karlsruhe), dem dann bei der Frühjahrstagung zwei weitere Vorträge folgten (Prof. Dr. Daecke, Aachen, und Pfarrer Dr. Liedke, Karlsruhe). Das Ergebnis wurde zunächst in

einem Beschluß festgehalten, in dem es u. a. heißt: „... Nach der Information über die Umweltsituation und nach der theologischen Grundsatzarbeit über die Verantwortung für die ganze Schöpfung Gottes hat sich die Synode... bei der Empfehlung praktischer Schritte auf einen Teilbereich, die Sorge um die Umweltbelastung, beschränkt. Sie... bittet die Gemeinden dringend, sich an dem Projekt ‚Betrifft: Schöpfung — ökologische Bilanz in der Kirchengemeinde/Pfarrgemeinde‘ zu beteiligen... Das genannte Projekt kann gerade durch seine praktische Anlage viel zur Bewußtseinsbildung in den Gemeinden unserer Landeskirche beitragen und dadurch zu praktischen Schritten helfen.“

5. Die Friedensdekade

Für die sogenannte „Friedensdekade“ 1985 hatte der Evangelische Oberkirchenrat Materialien zur Verfügung gestellt. Darin befand sich u. a. ein Überblick über den gegenwärtigen Stand der Diskussion zu SDI. Technische Möglichkeiten, Kosten, Belastung der Wirtschaft, politische Konsequenzen sowie ethische Fragen wurden dabei besprochen. Des weiteren wurde die Veröffentlichung „Ausöhnung mit dem Osten“, eine Dokumentarsammlung zu antibolschewistischer Propaganda des NS-Staates, zu Hitlers Vernichtungskrieg gegen Polen und die UdSSR und die Rolle der Kirchen beigegeben. Material zur Frage „Was können wir tun?“ und „Schritte zur Versöhnung“ gehörten ebenfalls zu diesem Themenkomplex. Zudem empfahl der Oberkirchenrat, einen „Bittgottesdienst für den Frieden in der Welt“ am Volkstrauertag abzuhalten. Wiederum waren Frauen der Landeskirche unterwegs für Abrüstung und Versöhnung mit weißen Tüchern als Zeichen der Friedfertigkeit und für das Leben; denn die Windel ist das erste Kleid des Menschen. Zum einen waren Frauen vom 1. bis 15. September 1985 unterwegs rund um den Bodensee, selbst über die Landesgrenzen hinweg, zum ande-

ren eine Gruppe von Mannheim nach einem Aussendungsgottesdienst in der altkatholischen Schloßkirche drei Wochen lang auf dem Marsch zu einem ökumenischen Gottesdienst im Münster in der Bundeshauptstadt Bonn. All diese Aktivitäten sollen den konziliaren Prozeß zu Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung vorantreiben. Ebenso widmete sich am 20./21. September 1985 die Initiative des „Ökumenischen Netzes in Baden“ der Bewußtseins-schärfung auf der Jahrestagung in Kehl mit dem Schwerpunkt „Gerechtigkeit“ und der Zusammenführung verschiedener Gruppen, denen in Baden rund 700 Christen unterschiedlicher Konfessionen angehören. Sie unternahmen gemeinsam einen Marsch von Kehl aus zum Friedenskreuz bei Ottersweier. In ihr Grundsatzpapier von 1983 hatten sie geschrieben: „Im Vertrauen auf Gottes Zusagen und im Gehorsam seinem Auftrag gegenüber, an seine Gerechtigkeit zu erinnern, sind wir entschlossen, VON NUN AN das Handeln nicht nur Politikern, der Finanz und den Militärs und den Widerstand nicht allein unseren Kindern zu überlassen.“

Von der Hoffnung auf die verändernde Wirkung vieler kleiner Schritte konnten schließlich zwei Frauen im November 1985 der Landessynode engagiert berichten und ein weiteres Treffen in der Karwoche 1986 in Heilbronn ankündigen. Die Veranstaltungen während der Dekade fanden überwiegend in kleineren Gruppen statt, Anleitungen zum Abhalten von Gebetsketten wurden sehr begehrt. In diesem Zusammenhang verdient u. a. auch der Kirchengemeinderat in Waldkirch genannt zu werden, der sich eingehend mit dem Thema „Rüstungslauf beenden“ befaßt hatte. Er bat die Gemeindeglieder, in der Friedensfrage auf das Wort der Schrift zu hören und nicht aufzuhören, für den Frieden zu beten, mitzuhelfen, die Jugend zum Frieden zu erziehen und dem Aufbau von Feindbildern zu wehren und sich allseitig für die Abhaltung eines ökumenischen Konzils für den Frieden einzusetzen. Auch im Kir-

chenbezirk Pforzheim-Stadt wurde in der Tagungsstätte Hohenwart die alte und immer wieder neu aufkommende Grundsatzfrage aufgegriffen: Woher nimmt die Kirche sich das Recht zur Stellungnahme zu politischen und anderen Sachfragen? Die Antwort lautete, daß man nicht einfach trennen könne, daß etwa die Kommunalpolitiker den „äußeren“, die Kirche aber den „seelischen Rahmen“ der Stadt schaffen können. Aufgabe der Kirche sei es indes, die ethischen Grundfragen herauszuarbeiten und damit zur Versachlichung der politischen Diskussion beizutragen und dadurch ein angstfreies Gespräch zu ermöglichen. Auf jeden Fall dürfe nicht der Eindruck entstehen, als ob die Politiker sich nicht um den Menschen kümmern.

6. Gedenktage

So mancher Gedenktag, der im Laufe dieses Zeitabschnittes begangen wurde, aber doch meist nur örtlichen Charakter hatte, wäre hier zu erwähnen. Doch sollen vier Ereignisse stellvertretend nicht übergangen werden.

Das 950jährige Jubiläum beging die noch auf römischem Boden entstandene um 1035 konsekrierte *Burgheimer Kirche* St. Peter in Lahr, die 1455 eine Erweiterung erfahren hatte und wobei u. a. das Portal der neuen Westseite wieder eingefügt wurde. Die Materialien stammen aus der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts. Die monumentalen Wandbilder (Christophorus und Szenen aus der Leidensgeschichte des Herrn und die Dreifaltigkeitsdarstellungen) sind auch heute noch sehenswert.

Aus Anlaß der 300. Wiederkehr der Aufhebung des *Ediktes von Nantes* im Jahre 1685 wurde eine Gruppe des Kirchengemeinderates und der Universität Heidelberg von der Stadt Montpellier in Verbindung mit der Universität Paul-Valéry zu einem Kolloquium (17.—20. 9. 1985) eingeladen, in dessen Mittelpunkt die Geschichte des französi-

schen Protestantismus mit seinen heftigen Verfolgungswellen, den Auswanderungen und blutigen Auseinandersetzungen stand.

Indes konnte die *Kirchengemeinde Mannheim* der Grundsteinlegung für die „Nationalkirche“, später in „Konkordienkirche“ umbenannt, am 13. 10. 1685, gedenken. Doch wenige Wochen nach der Fertigstellung eines Flügels wurde das Gotteshaus während der Belagerung von Mannheim durch Truppen Ludwigs XIV. zerstört. 1717 neu aufgebaut, wurde sie 1795 wiederum zerstört und im Jahre 1800 erneut errichtet. In dieser Kirche beging man den Tag der Vereinigung der lutherischen und reformierten Kirchen in der Stadt Mannheim im Jahre 1821.

Am 18. 9. 1985 wurde der 20,5 t schwere Turmhelm auf den Turmstumpf der *Christuskirche in Karlsruhe* mit einem Spezialkran aufgesetzt. Dabei versammelte sich viel Volks. Doch muß noch am Turm einiges ergänzt werden, bis die Kirche äußerlich die ursprüngliche Gestalt vom Jahre 1900 erhält. Immerhin wurde die Holz- und Stahlkonstruktion mit einem Kostenaufwand von 860 000 DM geschaffen, d. h. mit Mitteln, die weithin durch Spenden abgedeckt wurden. Es war ein jahreslanges Ringen, bis sich die Befürworter durchsetzen konnten; denn die Gegner hatten auch beachtenswerte Argumente ins Feld geführt. Daß aber die Gemeinde außerdem sehr opferfreudig war, bezeugt ein Antependium am Altar, das die Nordpfarrei der Christuskirche zur Erinnerung an die Verbindung nach Bali als Dank für die Finanzierung eines Reislandes von 83 Ar in der Gemeinde Piling-Tabanan erhalten hat. Das Antependium trägt als Schmuck: Das Kreuz auf rotem Hintergrund als Mast auf einem Schiff, das zugleich die Form eines Fisches hat, d. h. eines der ältesten christlichen Symbole, unter der man (nach Augustin) das Geheimnis Christi versteht. Die Vögel rechts und links wie auch die Blumen weisen auf die Bergpredigt hin. Die Überschrift heißt: G[ereja] K[risten] P[rotestan di] B[ali].

7. Abendmahlsgemeinschaft zwischen der Altkatholischen Kirche und der Landeskirche

Im März 1985 war nach längeren Beratungen der Text der Vereinbarung von einer Kommission des Rates der EKD und der Altkatholischen Kirche erarbeitet worden. Unsere Landeskirche hat nun als erste Gliedkirche der Vereinbarung zugestimmt. Mit der Einladung zum heiligen Abendmahl wollen beide Kirchen „vor aller Welt den dreieini-

gen Herrn“ bezeugen, so ist in der Vereinbarung zu lesen. Es sollen nun nach dem Willen der Landessynode Kontakte zu den 26 altkatholischen Kirchengemeinden in Baden gepflegt werden. Die Landessynode selbst wird die altkatholische Gemeinde von Karlsruhe im Herbst zum Eröffnungsgottesdienst der Landessynode unter dem Blickpunkt der getroffenen Vereinbarung offiziell einladen, um gemeinsam zum Tisch des Herrn zu gehen.

Gegendarstellung

zum Artikel „Kürnbach (Kraichgau) Fachwerkmantik und Sanierungsmodell“ im Heft 3 Sept. 1986, 66. Jahrgang.

In diesem Artikel kommen verschiedene Dinge unrichtig zur Darstellung und werden auf Verlangen des dort genannten Architekten Klaus Schmich, Bruchsal, hier als Gegendarstellung veröffentlicht:

Es wird von vornherein impliziert, daß zu jener Zeit (1965) eine Sanierung dasselbe bedeutete, als etwa heute, also nach zwanzig Jahren. Richtig ist vielmehr, daß damals die vom Landratsamt Sinsheim verlangte Sanierung in erster Linie die Lebensrettung eines sterbenden und zerfallenden Dorfes bedeutete und zwar ohne jede Schonung von Baudenkmalern. Als Bundesmodell der damaligen Zeit machte die Sanierung Stebbach Furore, die von Kreisbaumeister Pfaff (Landratsamt Sinsheim) persönlich durchgezogen wurde in Form einer Flächen-Sanierung unter Abriß fast aller Häuser. Gegen eine solche Kur wehrte sich die Kürnbacher Planung ausdrücklich und hielt dies in einem besonderen Kapitel des Erläuterungsberichtes ausdrücklich fest.

Insofern ist die Darstellung, daß in Kürnbach von 28 amtlichen Baudenkmalern 21

vernichtet worden sind, tendenziös, denn es müßte richtig lauten, daß von 28 abzubrechenden Baudenkmalern 7 gerettet wurden durch den Widerstand der gemeindlichen Planung und einige weitere durch Abbruchverfügung des Landratsamts entgegen der Planung verloren gegeben werden mußten. Es wird ferner ausgesagt, daß kleinstädtische Gebäudezeilen geplant und erstellt wurden. Das ist zumindest teilweise unrichtig. Richtig muß es heißen, daß die Planung dies nicht vorsah, im Gegenteil: Sämtliche Mehrfamilienhäuser wurden vom einzigen, damals aufzutreibenden Bauträger (NH Eppingen) erzwungen unter starken Eingriffen in die Planung, die entsprechend geändert werden mußte unter dem Motto „Entweder gibt die Gemeinde nach oder es geht gar nichts“. Die Lebensfähigkeit des alten Ortskerns mit seinen großenteils nicht mehr bewohnten und verfallenden Gebäuden gab den Ausschlag, die Planung wurde an einigen wichtigen und denkmalpflegerisch wertvollen Stellen brutal umgeworfen. Allerdings gibt es da eine Ausnahme, die Kronenstraße: Hier wurde, aber

nur auf einer Straßenseite, unter ständiger Mitwirkung der zuständigen Stelle des Regierungspräsidiums, eine geschlossene Bauzeile in gestaffelter und höhenversetzter Form geplant mit rückseitiger Andienung der dort unterzubringenden Geschäfte. Aber auch hier erwies sich das Landratsamt Sinsheim als nicht dazu in der Lage, ein Gebäude abzulehnen, das auf einer Reihe von dünnen Stahlstützen in (vom Hauptarchitekten der NH Eppingen geplant) die Fußgänger-Arkade gestellt wurde. Ähnliches gilt für den Marktplatz, den die Planung als Fachwerk-Fronten-System auswies, und wo bereits im Zuge der Realisierung desselben vorhandene Teile eines Fachwerkhauses (Sparkasse) durch ein Postgebäude fast wieder zugebaut wurden durch ein modernistisches Erkerbauwerk.

Es ist also nicht richtig, die aufgezählten Sünden aus heutiger Sicht der damaligen Planung anzulasten, denn größtenteils liefen sie ihr zuwider, waren aber umständehalber nicht aufzuhalten. Es ist bezeichnend, daß nur durch die Flurbereinigungsbehörde, die dafür gar nicht zuständig ist, eine teilweise Erhaltung überhaupt möglich war. Die heute eifernden Kritiker hatten damals weder Geld, noch praktikable Alternativen zu bieten.

Endlich wird ausgeführt, daß bei der Punkte-Bewertung die denkmalgeschützten Gebäude durch ein Minuszeichen „noch Eins drauf bekamen“. Richtig ist vielmehr, daß das Punktesystem einer Notenskala gleicht, wobei 1 (bzw. 0) die Bestnote, 28 aber die Schlechtestnote bildet bei Zutreffen aller denkbaren Mängel. Um diese als Strafpunkte ausdrücklich benannten Mängelpunkte aufzuheben bei denkmalgeschützten Bauten, mußten also mindestens diese 28 Punkte wieder abgezogen werden können. Dies geschah durch Abzug von 30 Punkten, so daß z. B. bei $28 - 30 = -2$ Punkte herauskamen bei einem nicht mehr zu rettenden, aber denkmalgeschützten Gebäude. Diese Wertung ist kein Hinterher-Herausreden, wie unrichtig dargestellt, sondern eine Reduktion von Mängelpunkten über die Bestnote 1 (bzw. 0) hinaus in einen Idealbereich hinein. Wenn nun jemand aus emotionalen Gründen das so entstehende Minus-Zeichen als negatives Brandmal deutet, obwohl der nüchterne Verstand den Sachverhalt klar erkennt, muß dies als tendenziös erkannt und zurückgewiesen werden.

Bruchsal, den 9. Oktober 1986

Klaus Schmich

Mitarbeiter dieses Heftes

Prof. Dr. Richard Bellm
Eisenlohrstr. 35, 7500 Karlsruhe

Josef Dewald
Moltkestr. 75a, 7500 Karlsruhe

Erwin Dittler
7640 Kehl-Goldscheuer

Hermann Erbacher
Koblenzer Str. 5, 7500 Karlsruhe

Dr. Horst Ferdinand, Ministerialrat a. D.
Fröbelstr. 4, 5205 St. Augustin 1

Dr. Peter Güß
Rosalienweg 7, 7500 Karlsruhe 41

Heinrich Hauß
Weißdornweg 39, 7500 Karlsruhe 31

Robert Hensle
Ahornstr. 55, 6805 Heddesheim

Prof. Dr. Walter Henss,
Stellvertr. Direktor der Uni-Bibliothek
Moltkestr. 6, 6900 Heidelberg

Volker Keller
Wiernsheimer Str. 1, 7130 Mühlacker

Dr. D. Lutz,
Landesdenkmalamt BW, Außenstelle Karlsruhe
Karlstr. 47, 7500 Karlsruhe

Dr. Leonhard Müller,
Präsident des Oberschulamtes Karlsruhe
Hebelstr. 2, 7500 Karlsruhe

Gertrud und Dr. Ulrich Staffhorst
Bismarckstr. 10, 7500 Karlsruhe

Susanne Schweinfurth
Luisenstr. 20, 6830 Schwetzingen

Ludwig Vögely
Tiefenstalstr. 35, 7500 Karlsruhe

Karl Wörn
Röntgenstr. 20, 6830 Schwetzingen

Hans Leopold Zollner
Gerhart-Hauptmann-Str. 12, 7505 Ettlingen



Lektüre-Vorschläge des Erasmus von Rotterdam

Als erstes ist eine Auswahl unter den Autoren zu treffen. Es kommt nämlich sehr darauf an, welche Bücher der Knabe zuerst liest und in sich aufnimmt. Schlechte Gespräche verderben den Charakter, aber nicht weniger schlechte Lektüre.

Wollte sich jemand meines Rates bedienen, wird er sogleich aus der überlieferten Leseliste die Sprüche Salomons, den Ekklesiastikus und das Buch der Weisheit vorschlagen, nicht damit der Knabe von einem eingebildeten Kommentator mit der vierfachen Schriftauslegung der Theologen gequält werde, sondern damit er an wenigen Stellen auf geeignete Weise zeige, was sich auf das Amt eines guten Herrschers bezieht. Von allem Anfang an aber muß die Liebe zum Schriftsteller und zum Werk geweckt werden.

Sodann ist das Evangelium zu lesen. Hier kommt es viel darauf an, auf welche Weise der Geist des Jungen zur Liebe zum Autor und zum Werk entzündet wird. Nicht wenig hängt von der Gewandtheit und Zielstrebigkeit des Auslegers ab, daß er kurz, klar, einsichtig, aber auch lebhaft lehre, nicht alles, sondern vor allem, was sich auf die Herrschaft bezieht und was geeignet ist, die Auffassungen der gewöhnlichen Menschen aus dem Herzen zu reißen. An dritter Stelle sind die „Ausprüche“ des Plutarch zu lesen, hernach seine „Moralia“. Es kann nämlich nichts Ehrwürdigeres gefunden werden, und ich möchte lieber, daß auch seine Biographien vorgenommen werden als etwas irgendeines anderen Autors. Den Platz unmittelbar neben Plutarch würde ich Seneca geben, der durch seine Schriften die Begeisterung für das Edle auf wunderbare Weise anregt und entflammt, der die Seele des Lesers von schmutzigen Sorgen weg in erhabene Höhen führt, vor allem, wo er gegen die Gewaltherrschaft lehrt. Aus der „Politik“ des Aristoteles und aus den „Pflichten“ Ciceros wird man vielleicht manches nehmen, was

wert ist, daß man es kennenlernt. Aber meiner Meinung nach hat Platon über diese Fragen ehrwürdiger gesprochen, und Cicero folgt ihm zum Teil in seinen „Gesetzen“; die Bücher über den „Staat“ sind verlorengegangen.

Ac primum quidem delectus habendus in auctoribus. Plurimum enim refert, quos libros primum legat et imbibat puer. Inficiunt animos colloquia mala; at non minus lectio mala.

Quod si quis meo velit uti consilio, statim a tradita loquendi ratione, proponet Proverbia Solomonis, Ecclesiasticum, et librum Sapientiae, non ut puer ab ostentatore interprete quatuor illis Theologorum sensibus torqueatur, sed ut paucis accommode commonstret, si quid ad boni Principis officium pertinet. Cum primis autem inserendus est amor et auctoris et operis Mox Euangelia. Et hic magni referet, quibus modis ad amorem auctoris et operis inflammetur animus pueri. Non parum etiam situm erit in dexteritate et commoditate interpretantis, ut brevier, ut dilucide, ut plausibiliter etiam ac vivide doceat, non omnia, sed quae potissimum ad Principis munus attinent, quaeque ad perniciosissimas vulgarium Principum opiniones ex animo revellendas faciunt. Tertio loco Plutarchi Apophthegmata, deinde Moralia: nihil enim his sanctius potest inveniri, cujus et vitas proponi malim, quam cujusquam alterius. Plutarcho proximum locum facile tribuerim Senecae, qui scriptis suis mire extimulat et inflammat ad honesti studium, lectoris animum a sordidis curis in sublime subvehit, peculiariter ubique dedocens Tyrannidem. Ex Politicis Aristotelis, ex Officiis Ciceronis permulta decerpere licebit, non indigna cognitu. Sed sanctius hisce de rebus locutus est Plato, mea quidem sententia, et hunc ex parte secutus Cicero in libris de Legibus: nam de Republica interciderunt.

Erziehung des christlichen Fürsten (Institutio Principis Christiani)



